

**Zeitschrift des
Breisgau-Geschichtsvereins
„Schau-ins-Land“**

138. Jahrbuch 2019

Herausgegeben mit freundlicher Unterstützung von



Ministerium für Wissenschaft,
Forschung und Kunst
Baden-Württemberg



Landkreis
Breisgau-Hochschwarzwald



Kulturamt

Autoren des 138. Bandes:

BUSZELLO, HORST, Prof. Dr. Dr. h.c., Denzlingen
DEISENROTH, KARLHEINZ, Freiburg
DENDLER, REGINE, Dipl.-Rest., Kirchzarten
DJABBARPOUR, MONA, Dr., Freiburg
GEISLER, PETER, Dr., Schopfheim
HAASIS-BERNER, ANDREAS, Dr., Waldkirch
HAEHLING VON LANZENAUER, REINER, Dr., Baden-Baden
HAUMANN, HEIKO, Prof. Dr., Elzach
HELLBERG, FLORIAN, Offenburg
HILLENBRAND, EUGEN, Dr., Merzhausen
HOFFMANN-KLEIN, FRIEDERIKE, Dr., Ebringen
HUGGLE, URSULA, Dr., Freiburg
KRAMB, BORIS, Freiburg
LECHLEITER, ANTIJE, Dr., Freiburg
LIESSEM-BREINLINGER, RENATE, Freiburg
MANGEL, JOHANNES, Dr., Wolfenbüttel
OHLER, NORBERT, Dr., Horben
SCHELLINGER, UWE, M.A., Freiburg
SCHINDELBECK, JÖRG, Dr., Freiburg
SCHULZE, WILLY, Rümmingen
SCHWARZ, THOMAS, München
SPECK, DIETER, Prof. Dr., Bad Krozingen
VOGEL, DETLEF, Dr., Glottertal
WAGNER, HEIKO, Dr., Kirchzarten
ZIRLEWAGEN, MARC, M.A., Wehrheim
ZUMBRINK, STEPHANIE, M.A., Freiburg

Redaktionsausschuss: Prof. Dr. Dr. h.c. HORST BUSZELLO, Dr. ULRICH P. ECKER, Prof. Dr. HEIKO HAUMANN, Dr. URSULA HUGGLE, Dr. BERTRAM JENISCH, FRANK LÖBBECKE M.A., Dr. HANS SCHADEK und Prof. Dr. THOMAS ZOTZ

Schriftleitung: Dr. HANS-PETER WIDMANN

Redaktionelle Mitarbeit: Dr. ULRICH P. ECKER und ANITA HAFNER

Selbstverlag des Breisgau-Geschichtsvereins Schauinsland e.V.
Geschäftsstelle: Stadtarchiv Freiburg, Grünwälderstraße 15, 79098 Freiburg i. Br.
(Telefon: 0761/201-2701; E-Mail: info@breisgau-geschichtsverein.de)

ISSN 1434-2766

Satz und Druck: schwarz auf weiss, Litho und Druck GmbH, 79104 Freiburg i. Br.

Inhaltsverzeichnis 138. Band

Beiträge

	Seite
HEIKO WAGNER: Die Burg auf dem Kybfelsen bei Freiburg i. Br. – eine frühe Burg der Zähringer? Ein Diskussionsbeitrag zur südwestdeutschen Landesgeschichte.	7
REGINE DENDLER: Das „Zartener Münster“ und seine mittelalterlichen Wandmalereien	25
REINER HAEHLING VON LANZENAUER: Ein streitbarer Professor – Alexander Reichlin von Meldegg in seinen Freiburger Jahren	39
THOMAS SCHWARZ: Glückliche Zukunft. „Amor und Psyche“ auf dem Grabmal Eschger des Freiburger Alten Friedhofs und seine künstlerischen Quellen	49
PETER GEISLER: Musikinstrumentebauer in Freiburg i. Br. im 19. Jahrhundert. Eine erste Annäherung	65
FRIEDERIKE HOFFMANN-KLEIN: Richard Kuenzer – Widerstand aus christlichem Geist. Seine Privatkorrespondenz 1888 bis 1945	87
DIRK SCHINDELBECK: Geldnot und Notgeld in Freiburg 1917 bis 1923	115
ANTJE LECHLEITER: Verfolgung, Anpassung, Rückzug. Die Bildende Kunst in Freiburg während der NS-Zeit	135
HEIKO HAUMANN: Der Sinto Friedrich Spindler und der Psychiater Gustav Ehrismann. Eine Geschichte rund um ein folgenreiches Gutachten	147
MARC ZIRLEWAGEN: Ein Führer der Provinz: Der Heitersheimer Bürgermeister und Fabrikant Gustav Zirlewagen	173

Buchbesprechungen

Landes- und regionalgeschichtliche Literatur

- Archäologische Erlebnisorte zwischen Odenwald und Bodensee, hg. zum 50-jährigen Bestehen des Förderkreises Archäologie in Baden e.V. von GABRIELE SEITZ, Heidelberg 2018.
(ANDREAS HAASIS-BERNER) 195
- ANNETTE BORCHARDT-WENZEL: Frauen in Baden. Ein biografischer Streifzug durch die Geschichte, Regensburg 2018.
(URSULA HUGGLE) 196
- WERNER KONOLD/BERND-JÜRGEN SEITZ: Das Biosphärengebiet Schwarzwald – Mensch und Natur im Einklang, mit Beiträgen von WALTER KRÖGNER, PETER LUTZ, HILTRUD MÜLLER-SIGMUND, CHRISTIAN SUCHOMEL, WOLFGANG WERNER und WOLFHARD WIMMENAUER, Tübingen 2018.
(HEIKO WAGNER) 197
- GERD KRUMEICH: Die unbewältigte Niederlage. Das Trauma des Ersten Weltkriegs und die Weimarer Republik, Freiburg u.a. 2018.
(DETLEF VOGEL) 197
- DIETER MERTENS: Humanismus und Landesgeschichte. Ausgewählte Aufsätze, 2 Bde, hg. von DIETER SPECK, BIRGIT STUDT und THOMAS ZOTZ (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe B, Forschungen 218), Stuttgart 2018.
(HORST BUSZELLO) 198
- ADALBERT METZINGER: Menschen im Widerstand: Mittelbaden 1933-1945 (Sonderveröffentlichung des Kreisarchivs Rastatt 13), Ubstadt-Weiher u.a. 2017.
(UWE SCHELLINGER) 199
- Recht und Kultur im frühmittelalterlichen Alemannien. Rechtsgeschichte, Archäologie und Geschichte des 7. und 8. Jahrhunderts, hg. von SEBASTIAN BRATHER (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 102), Berlin/Boston 2017.
(DETLEF VOGEL) 201
- BERNHARD THILL: Unbekannter Breisgau. Streifzüge in die Geschichte und die Welt der Sagen und Legenden, Freiburg 2018.
(DIETER SPECK) 202
- ROLAND WEIS: Burgen im Hochschwarzwald, Ostfildern 2019.
(HEIKO WAGNER) 202

INGEBORG WIEMANN-STÖHR: Die pädagogische Mobilmachung. Schule in Baden im Zeichen des Nationalsozialismus, Bad Heilbrunn 2018. (MONA DJABBARPOUR)	204
Zeitenwende / Le Tournant 1918/1919. 3 Länder, 30 Ausstellungen / 3 Pays, 30 Expositions, Begleitband zur Ausstellungsreihe des Netzwerks Museen und zur Überblicksausstellung im Dreiländermuseum, hg. von MARKUS MOEHRING (Lörracher Stadtheft 27), Lörrach 2018. (NORBERT OHLER)	205
<i>Orts- und personengeschichtliche Literatur</i>	
Die Benediktinerabtei St. Peter im Schwarzwald, im Auftrag der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen bearbeitet von JUTTA KRIMM-BEUMANN (Die Bistümer der Kirchenprovinz Mainz: Das Bistum Konstanz 7; Germania Sacra, Dritte Folge 17), Berlin/Boston 2018. (EUGEN HILLENBRAND)	206
Blauer Himmel über Baden. Ortsansichten des 19. Jahrhunderts von JOHANN MARTIN MORAT, hg. von FELIX REUSSE für die Städtischen Museen Freiburg – Augustinermuseum, Ostfildern 2019. (MONA DJABBARPOUR)	207
Ebringen. Herrschaft und Gemeinde, Bd. II, im Auftrag der Gemeinde Ebringen hg. von CLAUDIETER SCHOTT, Ebringen 2018. (NORBERT OHLER)	208
Freiburg im Nationalsozialismus, hg. von PETER KALCHTHALER und TILMANN VON STOCKHAUSEN (Schriftenreihe der Badischen Heimat 12), Freiburg/Berlin/Wien 2017. (DETLEF VOGEL)	208
BERND-STEFAN GREWE/MARKUS HIMMELSBACH/JOHANNES THEISEN/HEIKO WEGMANN: Freiburg und der Kolonialismus. Vom Kaiserreich bis zum Nationalsozialismus (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg i. Br. 42), Freiburg 2018. (DIETER SPECK)	210
ANDREAS HAASIS-BERNER/DOROTHEA SCHERLE: Die Sebastianskapelle und der Alte Friedhof in Waldkirch, hg. von dem Heimat- und Geschichtsverein Waldkirch (Waldkircher Stadtgeschichte 4), Waldkirch 2018. (KARLHEINZ DEISENROTH)	211
WERNER HEILAND-JUSTI: Von Beckmann bis Zschokke – Künstlerbriefe an Ludwig Justi, Lindenberg 2017. (STEPHANIE ZUMBRINK)	212

PETER KALCHTHALER: Wallfahrtskapelle St. Ottilien bei Freiburg im Breisgau, hg. von der katholischen Gesamtkirchengemeinde Freiburg, Lindenberg 2019. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER)	212
DIEMUTH KÖNIGS: Juden im Fricktal. Geschichte einer Minderheit vom 13. bis zum 20. Jahrhundert, Basel 2016. (WILLY SCHULZE)	213
RALF KOHL: Die Wiestlers. Das Geschlecht der Kühlebauern von Oberried, Norderstedt 2018. (BORIS KRAMB)	214
HANS R. KRICHELDORF: Freiburger Warenwelt um 1900. Geschäftsleben und Industrie in der Gründerzeit, Freiburg 2018. (FLORIAN HELLBERG)	215
HANS-OTTO MÜHLEISEN: St. Märgen im Hochschwarzwald. Pfarr- und Wallfahrtskirche Mariä Himmelfahrt und Kapellen, hg. von der Seelsorgeeinheit St. Märgen-St. Peter, Lindenberg 2018. (RENATE LIESSEM-BREINLINGER)	215
Die Zähringer. Rang und Herrschaft um 1200, hg. von JÜRGEN DENDORFER, HEINZ KRIEG und R. JOHANNA REGNATH (Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts 85), Ostfildern 2018. (JOHANNES MANGEI)	216
THOMAS ZOTZ: Die Zähringer. Dynastie und Herrschaft, Stuttgart 2018. (JOHANNES MANGEI)	217

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge und Rezensionen sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich.

Vereinschronik 2019

Vorstand, Ausschuss, Ehrenmitglieder	219
Veranstaltungen 2019	219
Kassenbericht 2018	222
Mitgliederwesen	223

Die Burg auf dem Kybfelsen bei Freiburg i.Br. — eine frühe Burg der Zähringer?

Ein Diskussionsbeitrag zur südwestdeutschen Landesgeschichte

Von
HEIKO WAGNER

Wanderer und Mountainbiker erklimmen vor allem an Wochenenden die Anhöhe Kybfelsen (um 810-820 m ü.NN), weit oberhalb der Stadt Freiburg. Dort erreichen sie eine Felsplattform mit einem weiten Ausblick auf Günterstal, den Schönberg und weit hinaus in die Oberrhein-ebene. Nur den wenigsten dürfte bewusst sein, an der Stelle einer hochmittelalterlichen Burg zu stehen. Im Rahmen der neuen Beschäftigung mit den Zähringern anlässlich diverser Jubiläen (ihrem Aussterben 1218 und der Marktgründung von Freiburg 1120) bietet sich die Gelegenheit, die Ergebnisse der Geländeforschungen der letzten Jahrzehnte darzustellen und ihre mögliche historische Bedeutung zu diskutieren.¹

Nur eine legendäre Überlieferung

Die geringe Bekanntheit der Burg auf dem Kybfelsen liegt schon in der Quellenlage begründet. Zeitgenössische historische Nennungen aus der Zeit ihres Bestehens fehlen völlig. Erst Mathias von Neuenburg wies in der Mitte des 14. Jahrhunderts auf die Burg hin und verknüpfte sie mit einer merkwürdigen Geschichte. Das Grafengeschlecht der Kyburger (in der Schweiz) habe ursprünglich im Breisgau geherrscht. Der Herzog von Zähringen, Schwager des Kyburgers, wollte vom Grafen die Erlaubnis, auf dem gegenüberliegenden Berg (wo die Burg Freiburg sich befindet) ein Jagdschloss zu bauen. Die Frau des Kyburgers befürchtete, ihr Bruder (der Herzog) wolle sie durch diesen Bau aus dem Land jagen – was auch bald geschah. Soweit die Legende, die aus einer Hausüberlieferung der Kyburger stammen könnte (?). Vielleicht wurde aufgrund eines vorhandenen Berg-/Burgnamens eine Beziehung zu den Kyburgern in der Schweiz konstruiert. Im späten 13. und besonders im 14. Jahrhundert bestand außerdem ein Interesse der mit den Kyburgern verwandten Habsburger, ältere Rechte im Breisgau zu behaupten bzw. geltend zu machen. Rudolf von Habsburg hielt sich 1281 im Breisgau auf und Freiburg fiel 1368 schließlich an die Habsburger. Die Kyburger-Geschichte des Mathias von Neuenburg könnte sich daher in die Bemühungen der Habsburger einreihen, sich im Breisgau auch im Sinne einer Tradition zu verankern.²

¹ Für Anregungen, Diskussionen und Begutachtung von Fundmaterial danke ich Bertram Jenisch und Andreas Haasis-Berner, letzterem auch für die genaue Durchsicht des Manuskripts (beide Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, Archäologische Denkmalpflege, Dienstsitz Freiburg).

² DIETER MERTENS: Die Habsburger als Nachfahren und als Vorfahren der Zähringer, in: Die Zähringer. Eine Tradition und ihre Erforschung (Veröffentlichungen zur Zähringer-Ausstellung I), Sigmaringen 1986, S. 151-174, bes. S. 158 und 163; DERS.: Mathias von Neuenburg, Chronica. Lateinische Chronik zu den Jahren 1245-1350 (1355), in: Die Zähringer. Anstoß und Wirkung (Veröffentlichungen zur Zährin-

Darüber hinaus existiert eine von den Zisterzienserinnen im Kloster Günterstal tradierte Überlieferung, die aber erst im 18. Jahrhundert schriftlich fixiert wurde. Der Edle Günther von der Burg Kibenfelsen habe keinen Sohn gehabt und daher 1221 das Kloster für seine Töchter Adelheid und Bertha eingerichtet. Der Namen dieses Adligen erscheint legendär und aus dem älteren Ortsnamen heraus entwickelt. Jedoch sind in diese Gründungslegende einige Fakten eingewoben, die urkundlich belegt sind und im Kloster über die Jahrhunderte hinweg immer bekannt waren. So gab es im 13. Jahrhundert eine Äbtissin Adelheid, und auch der Zeithorizont würde stimmen. Im Jahre 1224 weihte der Bischof von Konstanz, Conrad von Tegerfeld, „einen Altar in der unvollendeten Kapelle“ und weitere Bauteile.³ Dennoch ist dieser Quelle insgesamt eine geringe Glaubwürdigkeit für die Vorgänge im 13. Jahrhundert zuzumessen.

Das Günterstaler Urbar nennt 1344 Holz (d.h. Wald) im oberen und nideren Burggraben, dem heutigen „Birkgraben“, einem natürlichen Tälchen; diese Nennung hat demnach den Charakter eines Flurnamens und setzt daher das gleichzeitige Bestehen einer Burg nicht voraus.⁴ Im Jahre 1484 nennt schließlich das Weistum der Ortschaft Kappel bei einer Wegbeschreibung erstmals die Kyburg.⁵ Zu den späteren Nennungen des Kybfelsens und seiner verschiedenen Namensformen auf den Karten zwischen 1608 und 1794 bietet Kantorowicz eine Liste.⁶

Auffällig ist immerhin, dass das kurz vor 1224 gegründete Kloster Günterstal offenbar von dem ehemaligen Burggut (der Burggemarkung) profitierte und den Wald am Hang bis hinauf zum Bergkamm (zur Burg) erhielt. Aus diesem Grunde verlief später – bis heute – die Gemarkungsgrenze von Günterstal zu Kappel durch die Burgstelle hindurch. Leider ist die Geschichte

ger-Ausstellung II), Sigmaringen 1986, S. 307; KARL SCHMID: Zähringergeschichte und Zähringertradition als Thema der Zähringerforschung, in: Die Zähringer. Eine Tradition und ihre Erforschung (s.o.), S. 211-228, bes. S. 220f. und 227 mit Anm. 68-70. Darauf bezieht sich auch ALFONS ZETTLER: Die Burgen im mittelalterlichen Breisgau – Ein Forschungsprojekt der Abteilung Landesgeschichte am Historischen Seminar, in: Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends in Südwestdeutschland. (Archäologie und Geschichte – Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland 1), Sigmaringen 1990, S. 219-256, bes. S. 238f. – Weitere Bemühungen dieser Art fallen in die Zeit Kaiser Maximilians um 1500. Auch die im 16. Jahrhundert aufgekommene Geschichte, König Rudolf von Habsburg sei auf der Limburg bei Sasbach geboren, lässt eine solche Zielrichtung erkennen (vgl. THOMAS ZOTZ: Sasbach, in: Die Burgen im mittelalterlichen Breisgau, Bd. 1: Nördlicher Teil, Halbband L-Z, hg. von ALFONS ZETTLER und THOMAS ZOTZ, Ostfildern 2006, S. 377-390, bes. S. 386), wobei die Limburg tatsächlich um 1221 im habsburgischen Besitz erscheint.

³ ERNST DREHER: Günterstal – Seine Geschichte von den Anfängen bis zur Klostersauflösung im Jahre 1806. Die Gemeinde Günterstal zwischen 1806 und 1830, Lahr 2004, bes. S. 204 mit Anm. 5f.; DERS.: Kirche, Kloster und Kapellen in Günterstal, in: Schau-ins-Land 106 (1987), S. 31-68 (S. 65, Anm. 22 zum Manuskript des 18. Jahrhunderts); Regesta episcoporum Constantiensium. Regesten zur Geschichte der Bischöfe von Konstanz, von Bubulcus bis Thomas Berlower (517-1496), Bd. 1: 517-1293, bearb. von PAUL LADEWIG, hg. von der Badischen Historischen Kommission, Innsbruck 1895, Nr. 1363. – Besonders zur Sage: JOSEPH BADER: Die Schicksale des ehemaligen Frauenstiftes Günterstal bei Freiburg i. Br., in: Freiburger Diözesanarchiv 5 (1870), S. 119-206, bes. S. 132 und 135f.

⁴ OTTO KANTOROWICZ: Die Kyburg bei Freiburg i. Br., in: Schau-ins-Land 54/55 (1929), S. 26-33, hier S. 31 oben; Bader (wie Anm. 3), S. 125 (Günterstaler Urbar von 1344); ADOLF POINSIGNON: Ödungen und Wüstungen im Breisgau, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (ZGO) 41 NF 2 (1887), S. 322-365, hier S. 361f.

⁵ KANTOROWICZ (wie Anm. 4), S. 31; KARL HARTFELDER: Breisgauer Weistümer, in: ZGO 36 (1883), S. 241-285, hier S. 279 (44. *Item der Stoltzer und Hansen Koler und der Hase, die sullent varen die burgßgassen uff und ab an den berg gen Kyburg und ...*). Kyburg ist mit „u“ und darüber gesetztem „i“ geschrieben. – POINSIGNON (wie Anm. 4).

⁶ KANTOROWICZ (wie Anm. 4), S. 33.

der Gründung und Ausstattung des Klosters Günterstal mit Ländereien nur legendär überliefert, erst die oben genannte Altarweihe im Jahr 1224 ist urkundlich fassbar.

Ein kurzer Blick auf die andere Seite des Bergrückens: Bereits Bernhard Mangei fiel auf, dass aus dem von ihm angenommenen Königsgutkomplex *marca Zardunensis* schon früh Kappel abgetrennt und mit einer eigenen Kirche versehen wurde (1272 erstmals genannt).⁷ Ob die Loslösung von Kappel (und Umgebung) aus dem Mark-Bezirk schon im Frühmittelalter oder erst im 10./11. Jahrhundert erfolgte, bleibt unklar. Die Erbauung der Burg auf dem Kybfelsen scheint diese Abtrennung zur Voraussetzung gehabt haben. Ausgehend vom südwestlichen Rand der *marca Zardunensis* könnte hier der Aufbau einer Herrschaft verfolgt worden sein.

Diskussionen um die ehemaligen Erbauer und Besitzer der Burg

In der älteren Literatur werden – ohne genauere Begründung – als Erbauer der Burg die Herren von Horben oder von Wolfenweiler verdächtigt.⁸ Auch der Verfasser selbst hatte diese Familiennamen damals unkritisch aus der älteren Literatur übernommen.⁹ Die Herren von Horben tauchen als *von Horwe* (oder in ähnlichen Namensformen) in einigen zähringischen Urkunden als Zeugen auf. Sie werden jedoch von der neueren historischen Forschung auf Horb am Neckar bezogen, wo die Zähringer ebenfalls über Rechte verfügten.¹⁰

Die Herren von Wolfenweiler – offenbar alte Edelfreie und mit den Nimburgern verwandt oder verschwägert – werden ebenfalls als Bauherren der Burg auf dem Kybfelsen verdächtigt. Sie sind seit 1094 vor allem als Urkundenzeugen in unterschiedlichen Zusammenhängen fassbar.¹¹ Es ist denkbar, dass sie in Wolfenweiler eine Burg (vielleicht eine Motte) oder einen Herrenhof

⁷ BERNHARD MANGEI: Herrschaftsbildung von Königtum, Kirche und Adel zwischen Oberrhein und Schwarzwald. Untersuchungen zur Geschichte des Zartener Beckens von der merowingischen bis zur salischen Zeit, Diss., Freiburg 2003 (elektronisch publiziert unter freidok), S. 108f. – Zum Zentralort Zarten vgl. HEIKO WAGNER: Das „Zartener Münster“. Die Baugeschichte der Johanneskapelle in Zarten, in: Schau-ins-Land 137 (2018), S. 9-23.

⁸ Besonders die Herren *von Horwe* werden seit dem 19. Jahrhundert verdächtigt, so etwa von BADER (wie Anm. 3), S. 136; ALOIS MEZGER: Der Kibfelsen und das Kibbad, in: Schau-ins-Land 3 (1876), S. 73-76 und 80-82, hier S. 76; KANTOROWICZ (wie Anm. 4), S. 31; JOHANN ADAM KRAUS: Fragen um den Kybfelsen und seine ehem. Burg. Schau-ins-Land 84/85 (1966/67), S. 289-294, hier S. 291. Kraus wurde offenbar durch eine „Expedition“ des Breisgau-Geschichtsvereins auf den Kybfelsen am 2. Juli 1966 angeregt, zu dem auch zwei Zeitungsartikel erschienen: SIGRID KNECHT: Friedlicher Sturm auf die Kyburg, in: Badische Zeitung vom 11. Juli 1966, sowie N.N.: Viele Steine machen eine Burg – Der Breisgauverein sucht nach den Ruinen der Kyburg, in einer weiteren, auf einem alten Ausschnitt nicht bezeichneten Zeitung vom 25./26. Juni 1966. Die Exkursionsleitung hatten Architekt Werner Korn, der kürzlich verstorbene ehemalige Schatzmeister Rolf Süß und Dr. Martin Wellmer (damals Staatsarchiv).

⁹ In den älteren Veröffentlichungen von WAGNER (wie Anm. 7).

¹⁰ Vgl. etwa HANS HARTER: Adel und Burgen im oberen Kinziggebiet. Studien zur Besiedlung und hochmittelalterlichen Herrschaftsbildung im mittleren Schwarzwald, Freiburg/München 1992, S. 85 mit Anm. 245: ein Kuno von Horb als Urkundenzeuge für die Wolfacher, zusammen mit anderen Adligen des oberen Neckar und des östlichen Schwarzwaldrandes. – Schon BERENT SCHWINEKÖPER: Das Zisterzienserkloster Tennenbach und die Herzöge von Zähringen. Ein Beitrag zur Gründungs- und Frühgeschichte des Klosters, in: Forschen und Bewahren. Das Elztäler Heimatmuseum in Waldkirch. Kultur- und landesgeschichtliche Beiträge zum Elztal und zum Breisgau, hg. von HEINRICH LEHMANN und WILLI THOMA, Waldkirch 1983 (sowie Nachdruck 1984), verweist auf Horb am Neckar und auf die Besitzungen der Familie bis in die Schwäbische Alb.

¹¹ GERLINDE PERSON-WEBER: Wolfenweiler, in: ZETTLER/ZOTZ (wie Anm. 2), S. 521-523.

besaßen. Ein Bezug zum Kybfelsen deutet sich in den Quellen nirgendwo an; die Ursprungsgemarkung ist jedenfalls weit entfernt und macht einen Zusammenhang wenig wahrscheinlich, auch wenn solche Verlagerungen des Sitzes durchaus vorkommen. Immerhin ist von den Herren von Wolfenweiler Besitz in Günterstal nachgewiesen, der im früheren 12. Jahrhundert von einem Hermann an das Kloster St. Peter geschenkt wurde.

Auch die – zumindest gesprächsweise geäußerten¹² – Herren von Tengen (aus dem Hegau stammend) sind als Erbauer der Burg eher zweifelhaft. Es existieren über sie nur wenige Schriftquellen, die auf Aktivitäten in Oberried (Dreisamtal) bis 1237 hinweisen.¹³ Der in der Zeugenliste der Altarweiheung des Klosters Günterstal im Jahre 1224 auftretende Tengener könnte auch zum Gefolge des Konstanzer Bischofs gehört haben, er könnte Angrenzer gewesen sein oder etwa als Vertreter für das Kloster St. Gallen an der Beurkundung teilgenommen haben.

Das Kloster St. Gallen scheint jedenfalls später – im Gegensatz etwa zur Burg Wiesneck – keine Lehenshoheit über den Kybfelsen beansprucht zu haben, die auf die Tengener hätte zurückgehen können.

Insgesamt ist die Suche nach Ministerialen als Besitzer der Burg in den historischen Quellen unbefriedigend.

Für die weitverzweigte noble Familie der Hessonen, die weithin begütert war und im Breisgau einige Burgen besaß (und damit theoretisch auch in Frage käme), gibt es im Bereich um den Kybfelsen herum bisher keine Hinweise – was jedoch auch der schlechten Quellenlage geschuldet sein kann.

Da die Diskussionen aufgrund der schwierigen Quellenlage zunächst nicht weiterführten, soll nun versucht werden, der Burg vor Ort und aufgrund ihres Fundmaterials weitere Aussagen zu entlocken, die über den Status ihrer Besitzer Auskunft geben könnten.

Der Geländebefund

Die Burgstelle (Abb. 1) hatte im Norden einen Halsgraben, der vermutlich aus einem natürlichen Spalt ausgearbeitet worden war; ihm waren nördlich anscheinend Gartenflächen vorgelagert (relativ ebene Flächen mit abgerollter Keramik). Direkt über dem Felsspalt folgt ein sich nach Süden erstreckender länglicher Fels, der den höchsten Punkt der Burgstelle bildet (Oberburg). Die Längswände dieses Burgteils wurden 1926/27 durch Otto Kantorowicz¹⁴ freigelegt und sind als Steinreihe und – im südlichen Teil – in aufgemauerter Form als Außen- bzw. Innenschale zu sehen (Abb. 2). Ein massiver Mauerklotz im Norden war ursprünglich offenbar ein kleiner Turm. Auch der Südfelsen (Aussichtspunkt nach Günterstal) war wohl als Wohnturm mit Mauerwerk eingefasst (Abb. 3) und in die Höhe gebaut. Mitten auf der Fläche des Südfelsens zeichnet sich heute noch eine quer verlaufende Mauer ab (Abb. 4). Weitere besiedelbare Flächen ergaben sich in Richtung Osten und Süden; sie sind heute vor allem als Plattformen erkennbar und wären als Unter- oder Vorburg anzusprechen. Der Abschluss nach Süden deutet sich heute noch als Geländestufe und mit einigen Steinen im Wanderweg an. Zwei kurze Stollen im Fels sind wohl auf neuzeitliche Bergbauversuche zurückzuführen und nicht der Burg zuzurechnen. Die Gesamtlänge der Burgstelle beträgt ab der inneren Kante des Halsgrabens im NNO bis zur Außenkante der südlichen Ringmauer (im SSW) etwa 94 m, was eine stattliche Größe darstellt. Die Breite der Burgstelle variiert zwischen etwa 12 m im mittleren, eingezogenen Bereich und

¹² Anregung des Burgenforschers Helmut Söllner.

¹³ BORIS BIGOTT/GERLINDE PERSON-WEBER: Oberried, in: ZETTLER/ZOTZ (wie Anm. 2), S. 321-326, bes. S. 322.

¹⁴ KANTOROWICZ (wie Anm. 4).

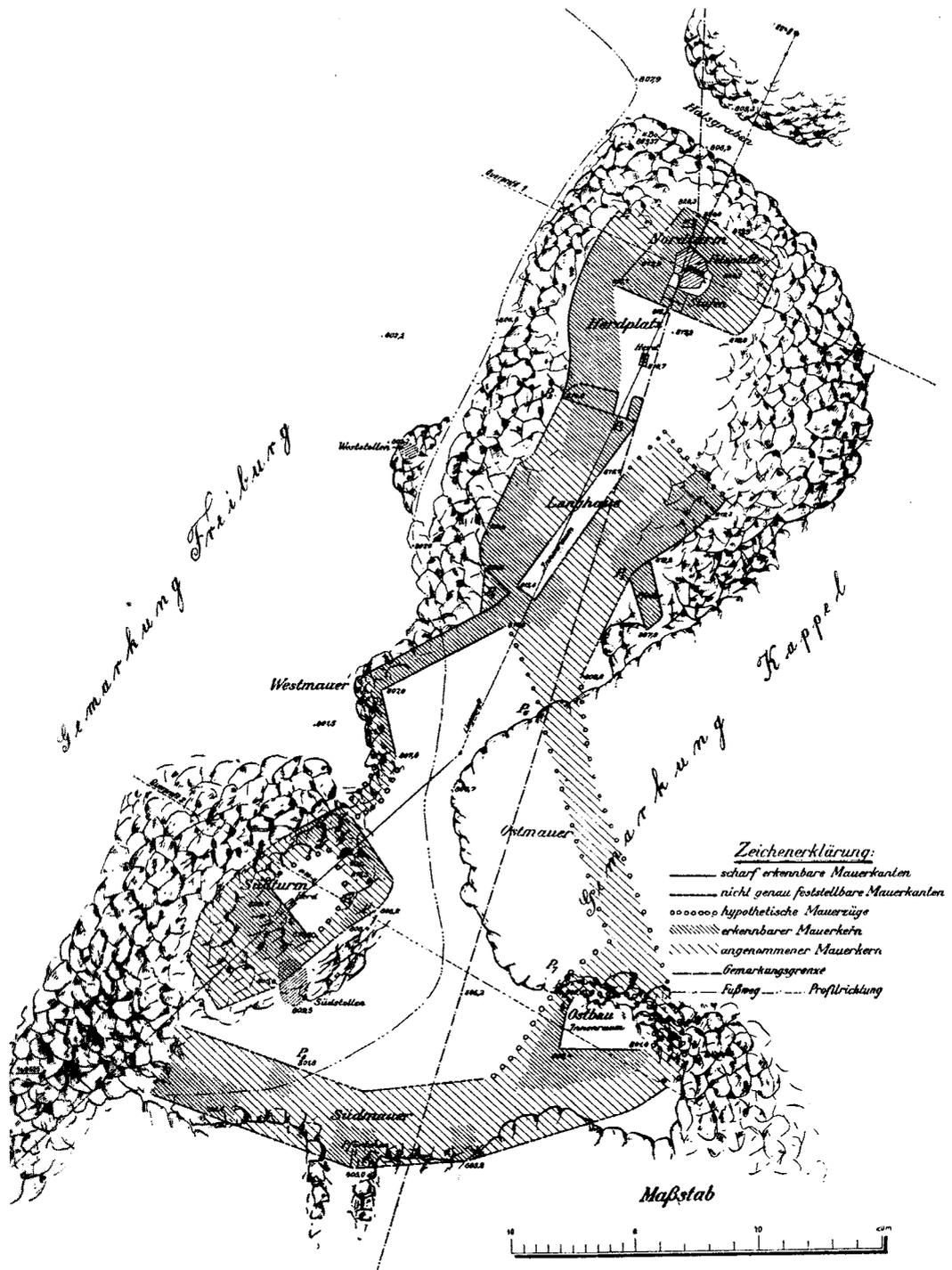


Abb. 1 Gesamtplan der Burg auf dem Kybfelsen nach Otto Kantorowicz (1929)
 (aus: KANTOROWICZ [wie Anm. 4], S. 27).

etwa 50 m im Süden. Die einzelnen Bauteile der Burg sind kaum genauer zu beschreiben und auch nicht in Art einer Bauabfolge zu bewerten und feiner zu datieren. Der Rest des kleinen Turmes im Norden macht den Eindruck, als sei er nachträglich – kurz vor Abgang der Burg oder im Zuge einer kurzzeitigen spätmittelalterlichen Nachnutzung – eingebaut worden. Die Burg wirkt auf den ersten Blick klein; wenn man jedoch alle einigermaßen ebenen Flächen berücksichtigt und sich darauf jeweils mehrgeschossige Bauten – ggf. auch mit überkragenden Fachwerkgeschossen – vorstellt, kam insgesamt eine erhebliche Wohnfläche zustande.



Abb. 2 Mauerschale an der Außenseite der Oberburg, an ihrem südwestlichen Rand (Foto: Heiko Wagner).



Abb. 3 Mauerrest im Pfad, am nordöstlichen Rand des Südfelsens (Foto: Heiko Wagner).



Abb. 4 Quer verlaufende Mauer auf der Fläche des Südfelsens (Foto: Heiko Wagner).



Abb. 5-7
Lippen- und Wulstränder von Töpfen der nachgedrehten Ware in unterschiedlichen Brennfärbungen, 11.-frühes 13. Jahrhundert (Foto: Heiko Wagner).

Die Funde der Oberflächenbegehungen

Die seit 1988 durch den Verfasser unternommenen Geländebegehungen erbrachten zahlreiches Fundmaterial, das erst teilweise erfasst und ausgewertet ist.¹⁵ Der Gesamtbestand beträgt deutlich über 200 Randstücke (meist Lippen- und Wulstränder) der nachgedrehten Ware (Abb. 5 bis 7). Die zugehörigen Wand- und Bodenscherben derselben Warenart – in verschiedenen Brennfärbungen von rötlichbraun über hellbraun und dunkelbraun bis schwärzlich – gehen inzwischen in

¹⁵ HEIKO WAGNER: Neue Funde vom „Kybfelsen“ bei Freiburg i. Br., in: Archäologische Nachrichten aus Baden 42 (1989), S. 21-26; DERS.: Eine Burg auf dem Kybfelsen, in: Kappel im Tal – Dorfgemeinde und Stadtteil, hg. von der Stadt Freiburg i. Br., Redaktion: WOLFGANG HUG und ULRIKE RÖDLING, Freiburg 1993, S. 23-33; DERS.: Günterstal/Kappel, in: Die Burgen im mittelalterlichen Breisgau, Bd. I: Nördlicher Teil, Halbband A-K, hg. von ALFONS ZETTLER und THOMAS ZOTZ, Ostfildern 2003, S. 179-185. – Das zahlreiche Fundmaterial wurde nach der Auffindung und dem Waschen kurz durchgesehen und wird derzeit inventarisiert (Grabungs-Nr.: 1999-417). Eine größere Veröffentlichung wird in den nächsten Jahren in den Fundberichten aus Baden-Württemberg erfolgen.



Abb. 8 Wand- und Bodenscherben der nachgedrehten Ware (Foto: Heiko Wagner).

die tausende (Abb. 8). Diese Menge an (nur an der Oberfläche aufgesammlter) Keramik ist für eine Burgstelle des Hochmittelalters im südwestlichen Teil Baden-Württembergs ungewöhnlich hoch.

Der Variantenreichtum zeigt wegen der Formveränderung der Topfränder eine längere Laufzeit der Burg an, die bis ins frühe 13. Jahrhundert reichte. Vereinzelt treten Einschnitte oder einfache Wellenlinien als Verzierung auf.¹⁶ Einzelne Leistenränder¹⁷ und Wandscherben mit Rollrädchenverzierung¹⁸ deuten noch eine geringe Nachnutzung im mittleren bis späten 13. Jahrhundert an, einzelne Funde könnten auch noch jünger sein.

Einige Randscherben von Töpfen sind trichterförmig ausgebildet und belegen damit die Anfänge der Burg im 11. Jahrhundert. Das raue, sandig gemagerte Randstück (Abb. 9) entspricht etwa der Form TR 2 in der Region Schaffhausen.¹⁹ Sie ist dort eher selten belegt und wird mit einer Laufzeit zwischen 800 und etwa 1000 n. Chr. vermerkt. Wegen der geringen Belegdichte kann die Randform auch noch länger gelaufen sein.

¹⁶ WAGNER: Neue Funde (wie Anm. 15), S. 23, Abb. 2 (Nr. 14-15).

¹⁷ Ebd., S. 23, Abb. 2 (Nr. 8).

¹⁸ Ebd., S. 23, Abb. 2 (Nr. 13).

¹⁹ VALENTIN HOMBERGER/KURT ZUBLER: Mittelalterliche und neuzeitliche Keramik der Region Schaffhausen. Typologie, Seriation und Materialvorlage (Beiträge zur Schaffhauser Archäologie 3), Schaffhausen 2010, S. 29 (Form TR 2) und S. 40 (Laufzeitabelle). Ich danke Andreas Haasis-Berner für den Hinweis.



Abb. 9
Trichterrand (ausgestellter Rand), 11. Jahrhundert (Foto: Heiko Wagner).

An einem anderen dieser Trichterränder vom Kybfelsen wurden ausgewitterte Poren festgestellt; damit handelt es sich um einen Vertreter der sogenannten „Karbonatithaltigen Ware“, die vom 6. bis 11. Jahrhundert im Umfeld des Kaiserstuhls produziert wurde.²⁰ Von der Erstbearbeiterin dieser Warenart wird ihre Laufzeit sogar nur bis ins 10. Jahrhundert angenommen. Von dieser Ware liegen am Kybfelsen auch einige Wandscherben vor, deren Magerung wegen des sauren Bodens ebenfalls völlig ausgewittert ist (Abb. 10). Auch einige rauwandige Keramikscherben, zu denen jedoch keine Ränder erhalten sind, gehören noch in die Frühzeit der Burg; sie werden allgemein ins „10./11. Jahrhundert“ datiert.



Abb. 10
Porige Wandscherbe (die Karbonatitmagerung ist ausgewittert), 11. Jahrhundert (Foto: Heiko Wagner).

²⁰ MADELEINE CHÂTELET: Eine bisher wenig beachtete Warengruppe: Die kalkgemagerte Keramik des Breisgaus, in: *Regio Archaeologica – Archäologie und Geschichte an Ober- und Hochrhein*, Festschrift für Gerhard Fingerlin, hg. von CHRISTEL BÜCKER, MICHAEL HOEPER, NIKLOT KROHN und JÜRGEN TRUMM, Rahden/Westfalen 2002, S. 269-276; DIES.: *La céramique du haut Moyen Âge (6e-10e siècle) du sud de la vallée du Rhin supérieur (Alsace et Bade)*. Technologie, typologie, chronologie, économie et culture, Montagnac 2002. Bei Karbonatit handelt es sich um ein selten vorkommendes, stark an Siliciumdioxid untersättigtes magmatisches Gestein.

Die Entwicklung der Randformen der nachgedrehten Ware scheint im weiteren Verlauf von den trichterförmigen (ausgestellten) Rändern über gebogene, in weitem Schwung nach außen ausbiegende Ränder hin zu den außen engeren, eingerollten, verdickten Rändern gelaufen zu sein. Alle diese Varianten sind auf dem Kybfelsen vertreten.

Die Keramik ordnet sich insgesamt in einen Kultur- und Wirtschaftsraum ein, der durch gleichartige Töpferware gut charakterisiert ist. Zu ihm gehören das südliche Elsass mit dem Sundgau, der südliche Oberrhein, der westliche Teil des Hochrheins und besonders die archäologisch gut erforschte Nordwestschweiz bis zum Jura. Zum Vergleich der Warenarten und besonders der Randformen kann auf Ergebnisse aus der wesentlich besser untersuchten Nordwestschweiz zurückgegriffen werden.

An der Feindatierung der typischen, gut geglätteten oder polierten nachgedrehten Keramik entzündeten sich Diskussionen um ihre Laufzeit, die hier nicht entschieden werden kann. Sie dürfte ebenfalls schon im 11. Jahrhundert einsetzen, da sie in großem Variantenreichtum auf der Altenburg bei Füllinsdorf (Kanton Baselland) auftritt.²¹ Selbst wenn die Altenburg erst ein halbes Jahrhundert später (um 1150 statt um 1100) abgegangen sein sollte – wie es der Verfasser für möglich hält – beginnt diese Warenart sicher im 11. Jahrhundert.

Fazit: Wie einige frühe Elemente im Spektrum der Gefäßkeramik (einige trichterförmige Ränder, rauwandige Scherben, letzte Vertreter der oben genannten „Karbonatithaltigen Ware“) andeuten, sind der Gründungszeitpunkt der Burg auf dem Kybfelsen und ihr erster Besitzer bereits um die Mitte oder in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts zu suchen. Wegen der geringen Vergleichsmöglichkeiten durch stratifizierte Befunde dieser Zeit lässt sich der Gründungszeitpunkt der Burg derzeit nicht genauer präzisieren. Die Datierung der Burg reicht dann mit den fortgeschritteneren, eingerollten Lippen- und Wulsträndern bis ins frühe 13. Jahrhundert.

Das weitere Fundspektrum ist hinsichtlich der Zeitstellung oftmals weniger aussagekräftig, sei hier aber dennoch aufgeführt. Ein Rand einer verzierten runden Keramikscheibe stammt von einem Topfdeckel oder aber vom Standfuß eines Kerzenleuchters oder Lampenständers und könnte ins 13. Jahrhundert gehören.²² Es stammt offenbar von der Endphase der Burg. Aus Keramikscherben wurden sekundär (nach ihrem Zerschlagen) einige flache, runde Spielsteine²³ zurechtgeschliffen, andere bestanden aus Buntsandstein (Abb. 11). An Ofenkeramik liegen von frühen Becher- oder Topfkacheln mindestens vier Randscherben (Abb. 12) und mindestens 15 Wand- und Bodenscherben vor. Vergleichbare Becherkacheln kennt man aus der „Harmonie“-Grabung in der Altstadt von Freiburg, in der der Horizont des späten 11./frühen 12. Jahrhunderts erfasst wurde.²⁴ Neben der Keramik stammen vom Kybfelsen zahlreiche zerschla-

²¹ RETO MARTI: Keramikgefäße, in: RETO MARTI/WERNER MEYER/JAKOB OBRECHT: Der Altenberg bei Füllinsdorf – Eine Adelsburg des 11. Jahrhunderts (Schriften der Archäologie Baselland 50), Basel 2013, S. 190-258. – Die Rückschlüsse zur Keramikdatierung beruhen u.a. auf den Untersuchungen auf der Frohburg, vgl. WERNER MEYER: Die Frohburg – Ausgrabungen 1973-1977 (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 16), Zürich 1989, bes. S. 141f. (Fundreihe A).

²² WAGNER: Neue Funde (wie Anm. 15), S. 23, Abb. 2 (Nr. 10).

²³ Ebd., S. 23, Abb. 2 (Nr. 9).

²⁴ STEFAN KALTWASSER: Die hochmittelalterliche Keramik der Grabung auf dem „Harmonie“-Gelände in Freiburg, in: Das „Harmonie“-Gelände in Freiburg im Breisgau, hg. von MATTHIAS UNTERMANN (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 19), Stuttgart 1995, S. 247-312 (S. 258-262; Taf. 1-8; Taf. 12; Taf. 13, Nr. 482-484 und 490-504 zu Töpfen der nachgedrehten Ware; Taf. 3, Nr. 126; Taf. 5, Nr. 240-242; Taf. 13, Nr. 489 zu frühen Becherkacheln). – Ähnliche Kacheln liegen aus der Schweiz vor, wo sie teils als Topfkacheln, teils als frühe Becherkacheln bezeichnet werden, vgl. JÜRIG TAUBER: Herd und Ofen im Mittelalter – Untersuchungen zur Kulturgeschichte am archäologischen Material vornehmlich der Nordwestschweiz (9.-14. Jahrhundert) (Schweizer Beiträge zur



Abb. 11
Flacher Spielstein, aus Buntsandstein geschliffen
(Foto: Heiko Wagner).



Abb. 12
Randscherbe einer frühen Becherkachel,
12. Jahrhundert (Foto: Heiko Wagner).

gene Tierknochen sowie Tierzähne, die sich durch den Kalkgehalt des Mauerschuttes und holzkohlereichen Boden in bestimmten Bereichen erhalten konnten. Ein schlecht erhaltener Knochenspan ist durch kleine Bohrungen mit Kreisäugen verziert; er könnte zu einem Kamm, zu einem Messergriff oder eher als Beschlag zu einem Holzkästchen gehört haben.²⁵ Ergänzt wird das Fundmaterial durch einige Fragmente Buntmetall (u.a. ein vergoldetes Beschlagfragment), einige Pfeileisen und Bolzenspitzen²⁶, Fragmente von Hufeisen sowie Schindel- und Hufnägel. Hervorzuheben ist ein eiserner Schlüssel mit rautenförmigem Griff, der – u.a. wegen der Abbildung solcher Schlüssel auf gotischen Kranzkacheln des 14./15. Jahrhunderts, so etwa auf Burg Wieladingen²⁷ – bisher als „gotisch“ (d.h. frühestens 13. Jahrhundert) angesprochen wurde. Diese Datierung ist inzwischen stark zu relativieren; der Typus ist offenbar sehr langlebig und überspringt dabei ohne Formveränderung die Periodengrenze zwischen Hoch- und Spätmittelalter.

Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 7), Olten/Freiburg i. Br. 1980, etwa S. 296, Typentafel 2 (Varianten b und c).

²⁵ WAGNER: Neue Funde (wie Anm. 15), S. 23, Abb. 2 (Nr. 4). – Die Bohrungen finden sich auf beiden Seiten, was auch auf eine Wiederverwendung oder ein verworfenes Werkstück hindeuten könnte.

²⁶ Ebd., S. 23, Abb. 2 (Nr. 11-12).

²⁷ AENNE SCHWOERBEL: Die Burgruine Wieladingen bei Rickenbach im Hotzenwald (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 47), Stuttgart 1998, S. 82-85 mit Abb. 95 (Nr. B 154-B 155) und Abb. 97a (Kranzkacheln mit drei Schlüsseln). – TAUBER (wie Anm. 24), S. 63, Abb. 37 (Nr. 49, Kranzkachel mit drei Schlüsseln von Bubendorf, Burg Gutenfels, Kt. Basel-Land).

Kürzlich wurde auch von der vorgenannten Burgstelle Altenberg bei Füllinsdorf ein Exemplar veröffentlicht.²⁸ Inzwischen wurden aus privaten Aufsammlungen vom Kybfelsen und seiner Umgebung zahlreiche weitere, auch qualitätvolle Metallfunde bekannt, die den reichhaltigen Eindruck des Fundspektrums unterstreichen und verstärken.²⁹ Zahlreiche, meist leichte Schlacken zeigen auf dem Kybfelsen die Existenz einer Burgschmiede an.

Bemerkenswert sind die ebenfalls bei diesen Begehungen aufgetretenen vorgeschichtlichen Funde. Neben einem Silexkratzer³⁰ ist besonders der Bestand an älterer, vorgeschichtlicher Keramik bemerkenswert. Sie ist von gröberer Struktur, handgemacht und bei niedrigen Temperaturen gebrannt, wodurch sich ihre insgesamt schlechte Erhaltung erklärt. Einige Stücke sind mit schwarzen Kristallen aus Augit (silikathaltiges Mineral) aus dem Kaiserstuhl (mindestens 17 km entfernt) gemagert. Die Keramik dürfte im Wesentlichen bronze- oder urnenfelderzeitlich sein. Darauf deuten auch zwei bronzene Dornpfeilspitzen³¹ hin, die von der Hügelgräberbronzezeit (um ca. 1500 v. Chr.) bis in die Urnenfelderzeit (ca. 1250 bis 800 v. Chr.) gebräuchlich waren. Eine feintonige Bodenscherbe mit flachem Standring³² wurde von Rolf Dehn vor 30 Jahren als frühlatènezeitlich bestimmt (ca. 400 v. Chr.). Ob es sich bei diesen Funden um die Hinterlassenschaften einer (befestigten?) Höhensiedlung oder – wie auf der Schwäbischen und Fränkischen Alb inzwischen mehrfach nachgewiesen – um einen Opferplatz handelt, kann derzeit nicht geklärt werden. Jedenfalls ist denkbar, dass bei der Gründung der Burg noch Geländespuren der älteren Nutzung erkennbar waren, die dann aber beseitigt werden mussten. Es kann sich im Falle des Kybfelsens jedoch nur um planierte Flächen, gegebenenfalls Erdwälle und Fundstücke gehandelt haben. In der Erforschung mittelalterlicher Burgen wird erwogen, dass derartige Relikte das Prestige des Burgplatzes und der Besitzerfamilie erhöhten, indem ihre Macht gleichsam an ältere Zeiten angebunden bzw. mit dem Besitz eines solchen Platzes legitimiert wurde.³³

Das Keramikspektrum als historische Quelle

Da inzwischen die meisten Burgen des Regierungsbezirks Freiburg (meist mehrfach) durch den Verfasser begangen wurden, lassen sich durch den dadurch ermöglichten Vergleich einige Aussagen zum Kybfelsen treffen.

Demnach repräsentiert das riesige Fundmaterial des Kybfelsens den bedeutendsten Lesefundkomplex des Hochmittelalters von einer Burg im Breisgau und überhaupt im Regierungsbezirk Freiburg (archäologische Grabungen an Burgen dieser Zeitstufe wurden ohnehin kaum

²⁸ RETO MARTI: Teile der Innenausstattung, in: MARTI/MEYER/OBRECHT (wie Anm. 21), S. 259-271, hier S. 262, Abb. 311 (Nr. 437).

²⁹ Freundliche Hinweise von Bertram Jenisch und Andreas Haasis-Berner. Eine Auswahl der Funde wird zusammen mit Keramik in der geplanten Ausstellung „freiburg.archäologie“ zum Stadtjubiläum von Freiburg (ab dem 22. November 2019) vorgestellt werden.

³⁰ WAGNER: Neue Funde (wie Anm. 15), S. 23, Abb. 2 (Nr. 1).

³¹ Ebd., S. 23, Abb. 2 (Nr. 2).

³² Ebd., S. 23, Abb. 2 (Nr. 3).

³³ Vgl. etwa LUCAS CLEMENS: „Novum castrum quod mons Mercurii dicitur.“ Burgen auf oder in antiken Baustrukturen, in: Burgen im Breisgau – Aspekte von Burg und Herrschaft im überregionalen Vergleich, hg. von ERIK BECK u.a., Ostfildern 2012, S. 19-39; ERIK BECK: Burgen auf oder in antiker Vorgängerbesiedlung – Das Beispiel des Oberrheingebiets, in: ebd., S. 41-70. – Ein wichtiges Beispiel ist der Zähringer Burgberg mit Höhensiedlungen des Jungneolithikums, der Hallstattzeit, der frühen Alamannen und der späten Merowinger- oder frühen Karolingerzeit.

durchgeführt). Sie wird gefolgt von der Fundmenge von Rötteln³⁴ und neuerdings von der Rotenburg (bei Wieslet im Kleinen Wiesental, prospektiert durch Joachim Kraus).³⁵ Ihnen folgen – hinsichtlich der Fundmenge – neuerdings der Scharfenstein im hinteren Münstertal (Begehungen Joachim Haller) und die Burg (Alt-)Wolfach im Kinzigtal.³⁶ Alle anderen Burgen (auch die fundreichsten wie etwa Köndringen, Kenzingen, Badenweiler und der „Stockberg“) folgen erst mit weitem Abstand.

Das reichhaltige Fundmaterial vom Kybfelsen (besonders der Keramik und der Tierknochen) deutet auf zahlreiche Personen und offenbar auf einen gut ausgestatteten Haushalt in dieser Burg hin, zu dem auch frühe Kachelöfen gehörten.

Es handelt sich offenbar um die früheste Burg auf dem Stadtgebiet von Freiburg. Der Standort der Burg (um 820 m ü.NN) liegt siedlungsfern und darüber hinaus sehr hoch (etwa 400 bis 500 Höhenmeter über den Tälern). Dieser repräsentative Standort erinnert an die Burgen des Hochadels und der alten edelfreien Familien, z.B. an Schwarzenberg oberhalb von Waldkirch oder den „Stockberg“ (1.074 m ü.NN) zwischen Badenweiler und Malsburg-Marzell.³⁷ Die Burgen dieser Frühzeit liegen meist noch in großen Abständen untereinander. Sie besetzen wichtige Landmarken und wirken raumbeherrschend, indem sie schon von weitem sichtbar sind. Beim Kybfelsen ergibt sich heute vom Nordfelsen die Aussicht ins Dreisamtal (*marca Zardunensis*) und vom Südfelsen ins Tal des Bohrerbaches (wo später das Kloster Günterstal entstand). Wenn man die im Hochmittelalter üblichen mehrstöckigen Wohntürme ansetzt, waren wohl aus jedem Gebäude beide Täler sichtbar. Auffällig ist, dass der Ausgang des Dreisamtals (wo später die Stadt Freiburg gegründet wird) vom Kybfelsen aus wohl nicht direkt einsehbar war, da er durch Brombergkopf, Bleichentobelkopf und Rehhagkopf verdeckt wird. Vom Kybfelsen aus sichtbar – aufgrund des Höhenprofils abgeschätzt – war im 12. Jahrhundert/um 1200 wohl die Burg auf dem Freiburger Schlossberg mit ihrem Donjon über dem Halsgraben.

Burgen in einer solchen Lage wie der Kybfelsen waren nur mit großem Aufwand zu errichten und zu betreiben. Man gewinnt den Eindruck, dass der dabei betriebene Aufwand Teil der Repräsentation selbst bildete. Durch den gewählten Wohnort erhob man sich im wahrsten Sinne des Wortes „über“ die Bevölkerung. Der Standort am Kybfelsen war außerdem schon zu früheren Zeiten genutzt worden und könnte durch die noch sichtbaren oder aufzufindenden Relikte an Prestige im Sinne der Verankerung einer Tradition gewonnen haben. Die hochmittelalterlichen Relikte auf dem Kybfelsen (Mauerspuren, Kalkmörtel) zeigen eine frühe Steinburg an, was ebenfalls für einen in jeder Hinsicht hochrangigen Bauherrn spricht.

³⁴ HEIKO WAGNER: Burg Rötteln bei Lörrach – Baubegleitung und erster Survey an einer der größten Burgruinen des Landes, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2011 (2012), S. 288-293; DERS.: Lörrach-Haagen, in: Fundberichte aus Baden-Württemberg 35 (2015), S. 915-919; DERS.: Frühe Burgen in Südbaden – Prospektionsergebnisse als Bausteine für die Landesgeschichte, in: Neues zur Burgenerfassung und Burgenforschung in Baden-Württemberg – Beiträge der Tagung in Esslingen am Neckar vom 10. bis 12. November 2016. Burgenforschung – Europäisches Correspondenzblatt für interdisziplinäre Castellologie 4 (2018), S. 333-365 (Burg Rötteln, S. 347-349). – Die künftige Publikation einer Tagung „Burg Rötteln – Herrschaft zwischen Basel und Frankreich“ in Lörrach am 25. und 26. April 2019 ist durch Schlösser und Gärten Baden-Württemberg geplant (darin Beitrag von HEIKO WAGNER: Burg Rötteln – Archäologische Baubegleitung und Survey).

³⁵ ANDREAS HAASIS-BERNER/BERTRAM JENISCH: Frühe Burgen in Südbaden, in: Neues zur Burgenerfassung (wie Anm. 34), S. 111-135 (bes. S. 111-113).

³⁶ HEIKO WAGNER: Die Burgruine Wolfach – Neues zu ihren Anfängen, in: Die Ortenau 99 (2019) (im Druck).

³⁷ HAASIS-BERNER/JENISCH (wie Anm. 35), S. 114-117. – HEIKO WAGNER: Badenweiler 2, in: Fundberichte aus Baden-Württemberg 35 (2015), S. 847.

Aus archäologischem Blickwinkel ist es jedoch unmöglich, die Burg auf dem Kybfelsen einer Ministerialenfamilie zuzuweisen. Allein schon durch die Frühdatierung der Anfänge (11. Jahrhundert) wird deutlich, dass es sich beim Kybfelsen um den Sitz einer bedeutenden, hochrangigen Familie handeln muss.

Der Kybfelsen – eine zähringische Burg

Aus der merkwürdigen historischen Quellenlage, dem Geländebefund und dem Fundspektrum soll nun versucht werden, eine Summe zu ziehen und eine neue Synthese zu finden.

Für das späte 11. und besonders für das 12. Jahrhundert gilt zunächst, dass es eigentlich unmöglich ist, dass eine weitere repräsentative Burg in unmittelbarer Nähe zu Freiburg (in der Luftlinie etwa 4,5 km in nordwestlicher Richtung vom Kybfelsen entfernt) existierte, die den Zähringern nicht freundlich gesonnen wäre – oder ihnen gehörte. Die nächstgelegenen Adelsgeschlechter, die zeitweise wohl eine Art „wohlwollender Neutralität“ wahrten, waren die Schwarzenberger im Elztal und die Herren von Staufen am Ausgang des Münstertales. Die Grafen von Nimburg mit ihrer Burg am nördlichen Ende des Nimbergs, einer lössbedeckten Kalksteinscholle in der Freiburger Bucht, sind mindestens zeitweise sogar dem Gefolge der Zähringer zuzurechnen.

Dass Freiburg als wichtiger Handelsort, frühe Stadtgründung der Zähringer im Kreuzungspunkt der Nord-Süd- und Ost-West-Wege und womöglich als frühe Residenz anzusprechen ist, unterstreicht für das 12. Jahrhundert die Notwendigkeit, ihre „südliche Flanke“ feindfrei zu halten. In einem Ministerialenverhältnis wiederum kann man sich die Bewohner des Kybfelsens jedoch nicht vorstellen.

Die Besitzer der Burg können im späten 11. und 12. Jahrhundert nur die Herzöge von Zähringen selbst gewesen sein. Auf die drängende Frage nach den Gründern der Burg gibt die Keramik einige entscheidende Hinweise. Aufgrund der Frühdatierung einiger Elemente des Fundmaterials in die Mitte oder zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts dürfte es sich bei den Erbauern der Burg bereits um die direkten Vorfahren der Zähringer, die Bertolde, gehandelt haben.

Ein neues Erklärungsmodell

Das hier im Folgenden vorgeschlagene Modell ist – mangels Schriftquellen – auf weite Strecken hypothetisch, könnte aber viele der genannten Ungereimtheiten erklären. Es sei hier ausdrücklich als Diskussionsgrundlage in die Runde geworfen, damit durch Historiker das Für und Wider erörtert, mit Quellen untermauert, Bezüge hergestellt oder mit Argumenten es schließlich vielleicht auch verworfen werden kann. So könnte – 90 Jahre nach der Veröffentlichung der Grabungen von Otto Kantorowicz im „Schau-ins-Land“ und 30 Jahre nach dem Erscheinen des ersten neueren Aufsatzes – die Deutung des unterschätzten Kybfelsens auf eine neue Ebene gehoben werden.

Der Kybfelsen wurde als Burg um die Mitte oder in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts gegründet, als die Bertolde das Grafenamt im Breisgau bekleideten³⁸ (und noch nicht „Zährin-

³⁸ Vgl. THOMAS ZOTZ: Gespiegelter Rang in der Herrschaft von der Höhe? Die Burgen Zähringen und Nimburg im nördlichen Breisgau um 1100, in: *Historia archaeologica*, Festschrift für Heiko Steuer zum 70. Geburtstag, hg. von SEBASTIAN BRATHER, DIETER GEUENICH und CHRISTOPH HUTH (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 70), Berlin/New York 2009, S. 547-572 (bes. S. 563-565).

ger“ hießen ...). Der Kybfelsen wäre damit die erste Burg der Bertolde im Breisgau. Es dürfte sich bei ihr eher um Eigengut als um eine Amtsburg handeln. Neben der siedlungsfernen Lage sprechen die flankierenden Täler von Günterstal und Kappel (mit seiner früh aus der *marca Zardunensis* herausgelösten Kirche) für diese Annahme, wo sich Möglichkeiten für eine weitere Erschließung geboten haben dürften. Den besten Zugriff auf dieses Königsgut (die *marca Zardunensis*) und damit die Möglichkeit, eine solche Herauslösung vorzunehmen, hatte wohl der jeweils amtierende Graf. Seit der spätottonischen Zeit, ab etwa 1004, hatten die Bertolde dieses Amt inne.³⁹

Hier könnte also von den Bertolden – parallel zu den üblichen Amtsgeschäften – ein Landesausbau mit Rodungen, der Urbarmachung von Land und der Gründung von Bauernhöfen betrieben worden sein. Im Kleintal von Kappel liegt immerhin eine Fundstelle mit nachgedrehter Keramik vor.⁴⁰ Mit der Kirche von Kappel eng verknüpft war immer der benachbarte Peterhof, von dem jedoch keine archäologischen Aufschlüsse vorliegen.

Nachdem im Rahmen des Investiturstreits den Bertolden 1077 das Grafenamt im Breisgau verloren gegangen war, hatte sich ihr Schwerpunkt wohl kurzzeitig auf ihre Besitzungen östlich des Schwarzwalds und bei Weilheim unter Teck verlagert. Als Bertold II. 1079 von Osten her den Schwarzwald überschritt, die Burg Wiesneck zerstörte und sich erneut und viel nachhaltiger im Breisgau etablierte, spielte der Kybfelsen dafür eine essentielle und entscheidende Rolle. Das Eigengut kann bei einem Amtsverlust im Rahmen des Investiturstreits gehalten worden sein; ein vergleichbarer Fall ist aus dem südlichen Teil des Landkreises Karlsruhe bekannt.⁴¹

Auf dem Kybfelsen besaß Bertold II. eine sicher und repräsentativ gelegene Burg, die darüber hinaus wohl sein Eigentum war. Die „Rückkehr“ in den Breisgau erfolgte nicht ohne Rückhalt, sondern mit der Gewissheit, hier bereits über einen festen Stützpunkt zu verfügen. Ab wann Bertold dann den Zugriff auf die Burg Zähringen (um 1100 die erste Zubenennung *dux de zaringen*) hatte, unterliegt seit langem der landesgeschichtlichen Diskussion und sei hier einmal dahingestellt (die direkte Erstnennung der Burg Zähringen datiert aus dem Jahr 1128).

In den ersten Jahren ab 1079 konnte Bertold II. jedenfalls zeitweise in seiner Burg auf dem Kybfelsen leben und von dort aus seine Position im Breisgau ausbauen und absichern. Wenige Jahre oder Jahrzehnte später wurde wohl eine Zeitlang die auf einem noch prestigeträchtigeren Platz stehende Burg Zähringen wichtig, besonders für den raumgreifenden Titel, vielleicht aber auch als zeitweiliger Wohn- oder Amtssitz. Der Kybfelsen – wie auch immer die Burg dort geheißen haben mag – hatte sich vielleicht nicht zur Benennung eines Herzogtums geeignet (u.a. vielleicht wegen einer Namensähnlichkeit zu der Burg und der nach ihr benannten Familie in der Schweiz), und an Zähringen hingen andererseits bereits die wichtigeren Rechte (offenbar Reichsgut) sowie das hohe Ansehen der alten, in verschiedenen Perioden genutzten Höhensiedlung.

Im Fortgang der Ereignisse ging offenbar auch die Bedeutung der Burg Zähringen zurück; der neue Schwerpunkt verlagerte sich wohl im späten 11. Jahrhundert – spätestens aber nach

³⁹ THOMAS ZOTZ: Die Zähringer – Dynastie und Herrschaft, Stuttgart 2018, S. 35-39.

⁴⁰ Begehung Heiko Wagner, unveröffentlicht.

⁴¹ Reginbodo, Graf des Ufgaus mit Sitz in Forchheim, verlor als päpstlicher Parteigänger 1086 sein Amt, zog sich auf sein Eigengut (Burg bei Malsch-Waldprechtsweier) zurück und nannte sich in der Folgezeit „Graf von Malsch“. Offenbar wurde sein gleichnamiger Sohn später, zwischen 1102 und 1110, wieder Graf im Ufgau. Vgl. HEIKO WAGNER: Eine salierzeitliche Grafenburg im Ufgau – die Burgstelle „Waldenfels“ bei Waldprechtsweier, Gde. Malsch, Kreis Karlsruhe, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2008 (2009), S. 276-279 (mit weiterer Literatur).

der Marktgründung von 1120 – nach Freiburg. Die Stadt Freiburg wuchs an Bedeutung, und der letzte Zähringer Bertold V. nutzte offenbar die Burg auf dem Schlossberg als Residenz.⁴² Der Kybfelsen scheint dennoch parallel im 12. Jahrhundert weiter stark genutzt worden zu sein.

Durch Erbschaft und Gebietserwerbungen fielen den Zähringern weitere Zentralorte und Burgen am Hochrhein und in der Schweiz zu. Sie dienten ebenfalls als Residenzorte und noch um 1200 wurde in Breisach eine Burg mit mächtigem Donjon durch Bertold V. neu errichtet. Durch diese Dynamik mit ihren ständigen Gebietserweiterungen, der gesteigerten Bedeutung der Gebiete in der heutigen Schweiz, der Verschiebung von Herrschaftszentren und den damit verbundenen Reisen war der Kybfelsen mit der Zeit nur eine von mehreren Zähringerburgen.

Einschneidend ist jedoch die weitgehende Auflassung der Burg auf dem Kybfelsen am Ende der Zähringerzeit. Es gab wohl nur noch punktuelle Nachnutzungen, die nur wenige Keramikfunde hinterließen; dabei muss es sich aber nicht mehr um eine Nutzung als Burg gehandelt haben. Der Kybfelsen wurde nach 1218 durch die Grafen von Urach/Freiburg nicht weiter als Burg genutzt. Vielleicht wurde er auch gezielt ihrem Zugriff entzogen, indem die zugehörigen Besitzungen halbiert und der westliche Teil an das neu gegründete Kloster Günterstal gegeben wurde. In der Erinnerung ging die Burg jedenfalls weitgehend verloren. Dadurch wurde der Kybfelsen schon früh zum Gegenstand der gelehrten, besonders der genealogisch geprägten Spekulation. Man wollte ihn für andere Adelsgeschlechter (die Kyburger, im Rahmen der Inbesitznahme des Breisgaus durch die Habsburger ...) vereinnahmen und gar einen Antagonismus zur Burg auf dem Freiburger Schlossberg sehen.⁴³

Durch die Ergebnisse der archäologischen Forschung wäre nun – nach Meinung des Verfassers – der Zeitpunkt gekommen, der vergessenen Burg auf dem Kybfelsen ihren Standort in der Geschichte der Zähringer wieder zurückzugeben.

⁴² Trotz zahlreicher Geländebegehungen durch den Verfasser und andere liegen vom Freiburger Schlossberg nur eine Randscherbe sowie wenige, kleinstückige Wandscherben der nachgedrehten Ware vor. Deutlicher ist eine kleinere Menge an grautoniger Drehscheibenware des 13./14. Jahrhunderts. Die Ursache für diese geringe Fundmenge liegt wohl an der Überbauung durch die Barockfestung und deren Sprengung 1745 sowie spätere umfangreiche Wegebaumaßnahmen.

⁴³ BRUNO BOESCH: Kyburg – Rätsel eines Burgennamens, Festschrift Paul Zinsli, Bern 1971, S. 161-169 (hier S. 166f.). Wiederabdruck in: BRUNO BOESCH: Kleine Schriften zur Namenforschung 1945-1981, Heidelberg 1981, S. 343-351, hier S. 348f., weist auf ein altemannisches Wort „cheid“ für „Spalt, Spross, Keim“ hin; ein solches könnte man im Lichte der neuen Deutung statt als „Felspalt“ vielleicht auch im Sinne von „Stamm, Herkunft, Ursprung“ deuten (?). Falls es sich jedoch um einen älteren Bergnamen handelt, würde diese Erklärungsmöglichkeit entfallen. Es ist auch mit verschiedenen Zeitschichten in der Aussprache und Bedeutungszuweisung des Berg-/Burg- und Felsnamens zu rechnen.

Das „Zartener Münster“ und seine mittelalterlichen Wandmalereien

Von
REGINE DENDLER

Die Johanneskapelle in Zarten wird liebevoll und nicht ganz zu Unrecht das „Zartener Münster“ genannt (Abb. 1). Sie ist nicht nur die ehemalige Mittelpunktikirche des Dreisamtals – in dieser Funktion wurde sie „erst“ im frühen 12. Jahrhundert durch die Galluskirche in Kirchzarten abgelöst¹ – sondern birgt auch unter ihrem bescheidenen Äußeren durchaus bemerkenswerte Kunstschätze: barocke Altäre, die teilweise Matthias Faller zugeschrieben werden, Skulpturen, eine bemalte Holzdecke des 17./frühen 18. Jahrhunderts und nicht zuletzt mittelalterliche Wandmalereien (Abb. 2).



Abb. 1 Die Johanneskapelle in Zarten, Ansicht von Südosten (Foto: Heiko Wagner).

¹ HEIKO WAGNER: Das „Zartener Münster“. Die Baugeschichte der Johanneskapelle in Zarten, in: Schauins-Land 137 (2018), S. 9-23, bes. S. 10. Wagner berichtet über die Untersuchung anlässlich einer Sanierung und verbindet die Ergebnisse mit älteren Aufzeichnungen zur Baugeschichte, archäologischen Funden und der Quellenlage.



Abb. 2 Blick vom Langhaus in den Chor der Johanneskapelle mit den Altären und den beiden Wandgemälden. Eine weitere Malerei befindet sich auf der Chorbogenwand oberhalb der Decke (Foto: Regine Dendler).

Die Jahrhunderte hinterlassen farbige Spuren

Die ältesten Farbspuren, von denen man bis jetzt weiß, sind heute nicht mehr sichtbar. Bei einer Außenrestaurierung 1964/65 wurde der Verputz abgeschlagen, wobei in der Südwand des Langhauses der Kapelle zwei kleine Rundbogenfenster aus dem 12. Jahrhundert zutage kamen.² Das eine, vollständig erhalten, ist am Außenbau noch sichtbar. Das andere, angeschnitten von dem großen gotischen Spitzbogenfenster und nur noch ein Fragment, wurde wieder vermauert. Der Denkmalpfleger Hesselbacher (Freiburg), der im Oktober 1964 „zufällig“ vorbeikam, als die beiden Fensterchen gerade freigelegt wurden, stellte in einem Bericht an das Erzbischöfliche Bauamt fest, das fragmentarische Fensterchen sei *insofern von besonderem Wert, als an seiner Laibung zwei Verputzschichten festzustellen sind, von denen eine noch die originale Farbgebung aus der Erbauungszeit der Kirche aufweist.*³ Es existieren Zeichnungen der freigelegten

² Siehe auch WAGNER (wie Anm. 1), S. 11f.

³ Erzbischöfliches Archiv Freiburg (EAF), Nachlass Ginter II Nr. 440, Schreiben vom 23.10.1964.

Südwand, die auch die beiden Rundbogenfensterchen zeigen,⁴ näheres über die Farbspuren ist aber nicht überliefert. Aus der kurzen Notiz wird nicht klar, ob es sich um eine „echte“ Malerei, die farbige Betonung eines Architekturgliedes oder um einen getönten Anstrich handelte. Die Farbspuren dürften sich aber an der äußeren Leibung des Fensters befunden haben und nicht an der inneren.⁵

Sicher ist jedenfalls, dass die Johanneskapelle bereits im 12. Jahrhundert, zur Zeit der Romanik, eine farbige Gestaltung besaß, in welcher Form auch immer. Bleibt zu hoffen, dass ihre Spuren unter der Vermauerung noch vorhanden sind! Sollte an diesem Teil der Wand einmal erneut der Putz abgeschlagen werden, sind durchaus Überraschungen möglich.

Die jüngsten noch greifbaren Überreste von Wandmalerei sind nur zu erreichen, wenn man über körperliche Beweglichkeit verfügt und keine Angst vor Staub hat: Im Dachraum der 1878 an den Chor angebauten Sakristei ist der obere Teil der ehemaligen Chor-Außenwand zu sehen. Die beiden östlichen Polygonkanten sind mit einer Quadermalerei betont, mittig dazwischen liegt ein zugemauertes Stichbogenfenster mit gemalter Rahmung. Beides ist in hellem Rotocker mit dunklerem Kantenstrich ausgeführt. Unterhalb der Traufkante hat sich noch ein roter Begleitstrich erhalten. Diese Architekturfassung dürfte in die Barockzeit zu datieren sein, also ins 17./18., vielleicht auch noch ins 19. Jahrhundert.⁶

Die figürlichen Wandmalereien entstammen dem Spätmittelalter. Beim Betreten der Kapelle fallen die beiden Bilder an den Chorwänden beidseits des Hochaltars ins Auge (Abb. 3 und 4). Dargestellt sind auf der linken Seite *ST. Johannes Bapt.* und auf der rechten *Sanct. Margareta*, wie die bei einer Restaurierung hinzugefügten Inschriften erläutern. Ihrer Gesamterscheinung nach sind sie zu Beginn des 16. Jahrhunderts entstanden, zur Zeit der ausgehenden Gotik. Sie sind nur noch als Dreiviertelfiguren erhalten, waren ursprünglich aber sicher vollständig.

Johannes der Täufer trägt in seiner Linken ein Buch mit einer kleinen Siegesfahne darauf und weist mit der anderen Hand darauf hin. Margaretha hält mit der rechten Hand einen Kreuzstab, mit der linken scheint sie den angeleiteten Drachen zu halten, von dem aber fast nichts mehr zu erkennen ist. Von den beiden in voluminöse Gewänder gekleideten Figuren ist wenig mehr als ockerrote Vorzeichnungen und die Reste von blaugrünen Flächentönen erhalten.

⁴ Die eine ist abgebildet bei WAGNER (wie Anm. 1), S. 12 (aus: EAF, Nachlass Ginter II Nr. 440), die andere ist eine Bauaufnahme vom August 1965 (aus: EAF, Nachlass Ginter I Nr. 982). – Es wurden recht schnell beide Fensterchen wieder zugemauert, aber das vollständige wieder soweit freigelegt, dass es am Außenbau zu sehen ist.

⁵ Die innere Leibung ist entweder durch das gotische Fenster zerstört oder man hat sie bei der kurz vorher durchgeführten Inneninstandsetzung 1957/58 nicht bemerkt. Damals wurde offenbar nicht großflächig Innenputz abgeschlagen, sondern hauptsächlich die Wände abgewaschen und neu gestrichen, EAF, Fkneu Nr. 17877, Kart. 1676, Schreiben vom 23.12.1957 (Kostenvoranschlag des Erzbischöflichen Bauamtes) und vom 13.10.1958 (Genehmigung des Erzbischöflichen Ordinariates).

⁶ Es muss auch eine Innenraumfassung des 19. Jahrhunderts gegeben haben, davon ist aber nichts mehr sichtbar.



Abb. 3 Johannes der Täufer, Wandmalerei im Chor (Foto: Regine Dendler).



Abb. 4 St. Margaretha, Wandmalerei im Chor (Foto: Regine Dendler).

Diese beiden Gemälde wurden vermutlich im Jahr 1900 von Übertünchungen befreit und restauriert. Beim Erzbischöflichen Archiv in Freiburg liegt ein Kostenvoranschlag der Maler *Gebr. Endres* (Freiburg) über das *Aufdecken, Malen und Ergänzen der zwei alten Wandfiguren im Chor*.⁷ Möglicherweise wurden sie bei größeren Kirchenrestaurierungen, die für die Jahre 1935 und 1958 aktenkundig sind, erneut bearbeitet, zuletzt 1985.⁸ Der heutige Zustand spiegelt diese Restaurierungen wider: Sie sind so ergänzt, dass die Fehlstellen innerhalb der Figuren weniger auffallen, Konturen sind nachgezogen und sie wurden mit einem heute leicht vergilbten Konservierungsmittel behandelt. Die sie umgebende Tünche verdeckt vermutlich weitere Farbspuren, die – wohl aus ästhetischen Gründen – nicht mit einbezogen wurden. Davon ausgespart blieben die Reste eines gotischen Weikekreuzes auf der Südwand des Chores, das etwa zeitgleich mit den beiden Figuren entstanden ist.

⁷ EAF, B31/1638, Schreiben vom 16.04.1900. Veranschlagt wurden 100 Mark pro Figur.

⁸ Nachrichten darüber beim EAF (B22/33018, Fkneu Nr. 17877 Kart. 1676; B31/1638, Nachlass Ginter I Nr. 982 bzw. Nachlass Ginter II Nr. 440) und in den Ortsakten des Landesamtes für Denkmalpflege in Freiburg (Bau- und Kunstdenkmalpflege).

Ein merkwürdiger Ort für ein Wandgemälde

Ein weiteres spätmittelalterliches Wandgemälde, dem der Hauptteil dieses Beitrages gewidmet ist, ist dem Besucher nicht ohne Weiteres zugänglich. Es befindet sich an einer Stelle, an der man normalerweise keine Wandmalereien erwartet, nämlich im Speicher über dem Kirchenschiff (Abb. 5). Was hat es dort zu suchen, und wie kommt es dorthin?



Abb. 5 Die Situation im Kirchenspeicher. Das Wandgemälde ist durch den Türrdurchbruch in zwei ungleiche Hälften geteilt (Foto: Regine Dendler).

Diese Frage beantwortet ein Blick auf die Baugeschichte:⁹ Das Gemälde befindet sich auf der Westseite der Chorbogenwand oberhalb der heutigen Holzdecke. Der Kirchenraum war aber ursprünglich höher als heute und durch ein hölzernes Längstonnengewölbe nach oben abgeschlossen, die Flachdecke existierte noch gar nicht. Der halbkreisförmige Umriss der Putzfläche, auf der das Bild liegt, zeichnet die Kontur dieses Gewölbes nach, Balkenlöcher in der Wand oberhalb des Gemäldes zeugen von einer ehemaligen Befestigungskonstruktion.¹⁰ Der Speicher mitsamt dem Gemälde wurde also erst durch den Einzug der bemalten Holzdecke im 17. Jahrhundert/um 1700 vom Kirchenraum abgetrennt. Damals muss der ganze Kirchenraum

⁹ Siehe auch WAGNER (wie Anm. 1), S. 17-20.

¹⁰ Freundlicher Hinweis von Bauforscher Stefan King (Freiburg).

getüncht oder sogar völlig neu gestaltet worden sein, sodass die mittelalterlichen Bilder überflüssig wurden.

Wir dürfen davon ausgehen, dass ursprünglich die gesamte Chorbogenwand bemalt war, als Bestandteil einer den ganzen Kirchenraum umfassenden Ausmalung. Bei einer Restaurierung des Kirchenraumes 1985 konnten an verschiedenen Stellen der Langhauswände unterhalb der heutigen Decke Farbspuren festgestellt werden.¹¹ Die beiden Wandgemälde im Chor waren möglicherweise ein Teil derselben Ausmalung. Sie haben aber mit Übertünchung, Freilegung und mehreren Restaurierungen eine gänzlich andere Vorgeschichte durchlaufen als die Maleereien im Dachraum – wie noch zu sehen sein wird – und sind deshalb nur schwer mit diesen zu vergleichen.

Die früheste bekannte Erwähnung des Wandbildes fällt ins Jahr 1918: In einem Bericht über die regelmäßige Gebäudenachschau durch das Erzbischöfliche Bauamt findet sich unter der Rubrik „Altertümer“ der Vermerk *Reste alter Wandmalereien am früheren Chorbogen im Dachraum*.¹²

Notizen in den Akten des Denkmalamtes und des Erzbischöflichen Archives aus den Jahren 1918 und 1964 belegen, dass die Malereien zwar gelegentlich bemerkt wurden, aber ohne dass dies irgendwelche Konsequenzen nach sich gezogen hätte.¹³ Im Christoph-Inventar sind sie zusammen mit den beiden Figuren im Chor recht ausführlich beschrieben, aber dennoch sind sie wieder in Vergessenheit geraten.¹⁴

Die eigentliche Entdeckung ist Monika und Franz Asal (Zarten) zu verdanken, die im Frühjahr 2005 beim Aufräumen des Speichers erstmals wirklich Kenntnis von dem Gemälde nahmen. In der Folge leitete die Kirchengemeinde eine Konservierung in die Wege, die im Herbst 2005 von der Verfasserin durchgeführt wurde.

Ein seltener Fall für den Restaurator

Der Zustand des Gemäldes erscheint auf den ersten Blick ziemlich ruinös. Die dargestellte Szene ist noch so weit erkennbar, dass sie sich der Passionsgeschichte Christi zuordnen lässt – worauf noch zurückzukommen sein wird. Ein Wanddurchbruch für einen Zugang zum dahinterliegenden Chordachraum, vermutlich im 19. Jahrhundert angelegt, teilte das Bild „brutal“ in zwei ungleiche Hälften. Weitere Schäden verursachten eine große Gipskittung, die ein Kabel festhält, und noch in jüngerer Zeit eine unverhältnismäßig große Kabeldurchführung¹⁵ durch den linken unteren Bildteil. Von der ursprünglichen Farbigekeit ist nicht mehr viel übriggeblieben, fast nur noch Vorzeichnungen und ein paar Flächentöne. Durch menschliche Unachtsamkeit (vermutlich wurde auch gelegentlich der Speicher mitsamt der Bildwand gefegt), durch Klimaschwankungen im nicht isolierten Dachraum und den natürlichen Abbauprozess des in den Farben enthal-

¹¹ Bericht von Restaurator Emil Geschöll (Freiburg) vom 20.06.1985 in den Ortsakten des Landesamtes für Denkmalpflege in Freiburg (Bau- und Kunstdenkmalpflege, Dokumentationsarchiv).

¹² EAF, B31/1638, Schreiben vom 23.01.1918.

¹³ Siehe Anm. 3 und 12.

¹⁴ GERTRUD CHRISTOPH: Inventar der mittelalterlichen Wandmalerei in Südbaden, Stichwort „Zarten“, 1970er Jahre (unpubliziert). Einsehbar beim Landesamt für Denkmalpflege in Freiburg (Bau- und Kunstdenkmalpflege). – Die Johanneskapelle wurde von Christoph 1971 begutachtet.

¹⁵ Die Kabelführungen konnten bei der Konservierung 2005 zwar nicht entfernt, aber wenigstens optisch verbessert werden.

tenen Bindemittels sind größere Teile von Verputz und Malerei verlorengegangen. Der Zahn der Zeit hat fleißig an dem Bild genagt und nur ein Fragment übriggelassen, allerdings ein höchst bemerkenswertes.

Schon bei der ersten Begutachtung des Wandgemäldes im Vorfeld der Konservierung stellte sich heraus, dass es sich trotz der vielen Beschädigungen um eine absolute Rarität handelt: Das Bild wurde seit seiner Entstehung niemals übermalt, übertüncht oder restauriert; es war aus konservatorischer Sicht völlig unberührt. Für Wandmalereien aus dem Mittelalter ist das außerordentlich selten. Um diesen einzigartigen Zustand möglichst wenig anzutasten, wurde nur eine reine Bestandskonservierung durchgeführt, bestehend in einer vorsichtigen Entstaubung und der Sicherung gelockerter Putzbereiche. Die verbliebene Malerei war glücklicherweise in ihrer Substanz stabil genug, sodass sie nicht mit einer Fixierung behandelt werden musste.¹⁶

Um den heutigen Zustand des Bildes besser zu verstehen, ist ein Blick auf die Maltechnik notwendig, in der der Künstler das Bild ausführte. Es ist in Seccotechnik gemalt, mit einem Temperabindemittel auf einen bereits trockenen, mit einer Tünche überzogenen Wandverputz.¹⁷ Der Farbauftrag erfolgte in mehreren Schichten. Diese Technik bringt es mit sich, dass die zuerst aufgetragenen Farben sich am besten erhalten, weil sie im Laufe des Arbeitsfortschritts mehrmals durchfeuchtet werden, was ihre Haftung verbessert. Die zuletzt gemalten Schichten sind dagegen in der Regel weniger widerstandsfähig und gehen als erste verloren. Aus diesem Grund ist das Bild heute in seiner Substanz reduziert und wirkt stark beschädigt. Der Substanzverlust hat jedoch zur Folge, dass wir die Arbeitsweise des Malers nachvollziehen können: Als erstes hat er mit rotem Ocker, dem gängigen Farbpigment für diesen Arbeitsgang, eine Pinselvorzeichnung angelegt; die kreisrunden Umrisse der Heiligenscheine wurden zusätzlich mithilfe eines Zirkels in den Putz geritzt. Danach wurden die Flächentöne ausgefüllt, und von dieser Basis ausgehend die malerische Ausarbeitung in Form von Faltenmodellierungen, Lichthöhungen etc. aufgetragen. Diese Ausarbeitung ging im Laufe der Jahrhunderte verloren und gab die Vorzeichnung, die im fertigen Bild durch darübergelegte Farbschichten unsichtbar ist, wieder frei.

Die Farbpigmente entsprechen der für das Spätmittelalter und die frühe Neuzeit üblichen Palette: Roter Ocker für Pinselvorzeichnungen und Flächenanlagen des Hintergrundes; ein kühles Grün, wahrscheinlich aus dem Halbedelstein Malachit gewonnen, für den Mantel der einen Figur und im Bildvordergrund. Das Rot wurde insgesamt großzügig in der Fläche verwendet, wohl als eine Art Grundierung, die die Tönung der danach aufgetragenen Farbschicht mit beeinflusst. Das Schwarz ist vermutlich ein Pflanzenschwarz (pulverisierte Holzkohle). Mit Schwarz wurden auch gerne Blau- oder Grüntöne untermalt, weil es die Farbe intensiver erscheinen lässt. Eine solche Untermalung dürfte in einem Teil des grünen Mantels oder im grünen Bildvordergrund vorliegen, wo sich Grün und Schwarz zu mischen scheinen. Mit diesem Hilfsmittel bzw. mit seinem Weglassen können helle und dunkle Grünschattierungen geschaffen werden.

Was heute fehlt, sind z.B. Blau- und Gelbtöne, Hautfarbe (sogenanntes „Inkarnat“) oder Weißhöhungen. Sie müssen ursprünglich ebenfalls vorhanden gewesen sein, gehörten aber zur verlorenen Ausarbeitung des Bildes.

¹⁶ Unpublizierter Konservierungsbericht der Verfasserin vom 15.12.2005 beim katholischen Pfarramt Herz-Jesu Stegen und beim Landesamt für Denkmalpflege Freiburg (Bau- und Kunstdenkmalpflege, Dokumentationsarchiv).

¹⁷ Im Gegensatz dazu wird bei der Freskotechnik in feuchten Putz gemalt und die Farbe wird beim Abbinden des Putzes quasi zu einem Bestandteil der Wand. Fresken sind deshalb widerstandsfähiger als Seccomalereien.

Schwer zu lesen – was ist hier dargestellt?

Schon auf den ersten Blick ist erkennbar, dass das Zartener Gemälde im Umkreis der Passion Christi angesiedelt sein muss (Abb. 6 und 7). Darauf verweist eine ans Kreuz geschlagene männliche Gestalt, die vor einem Hintergrund aus Büschen oder ähnlichem im linken (nördlichen) Bildteil platziert ist. In diesem Bildbereich dominieren heute Rotockertöne.

Der zweite Blick offenbart Bildinhalte, die weniger leicht zu lesen sind. Die Gestalt am Kreuz ist nicht Christus, sondern einer der Schächer: Der Mann besitzt nämlich keinen Nimbus, während die anderen abgebildeten Personen damit ausgestattet sind. Wie die Untersuchung ergab, hat er auch nie einen besessen. Rechts daneben (vom Betrachter aus gesehen) steht oder kniet eine offenbar weibliche Gestalt, die eine weitere in den Armen hält. Die weibliche Gestalt trägt einen grünen Mantel, der über der Brust mit einem Band geschlossen ist; vom Rest ihres Gewandes sind nur noch die ockerroten Vorzeichnungen zu sehen. Auffällig sind die roten Wellenlinien an ihrer linken Körperseite, die lange, stark gewellte Haarsträhnen andeuten, die im Wind flattern. Die zweite Gestalt, die von der Frau gehalten wird, ist schlechter erhalten als die erste. Erkennbar sind der nach rechts geneigte Kopf mit Nimbus und rote Vorzeichnungen eines heute farblosen Gewandes, das mit Ärmeln versehen ist, wie am linken Arm der Figur zu sehen ist. Mit ihrer linken Hand scheint die Gestalt ein faltenreiches Tuch zu fassen, das offenbar vor ihr liegt. Diese Szene bricht nach unten hin ab.

Zwischen diesen beiden Gestalten und dem Türdurchbruch ist in roter Zeichnung eine kleine Gebäudegruppe dargestellt, über die einige der gewellten Haarsträhnen hinwegflattern. Es scheint sich um eine Kirche mit polygonalem Chor, hohen Fenstern und vielleicht einem Westturm zu handeln, links daneben einige Nebengebäude. Identifizierbar sind die Gebäude leider nicht. Es ist fraglich, ob sie überhaupt real existierten oder ob sie ein Sinnbild darstellen sollen, vielleicht für die Stadt Jerusalem.¹⁸ Auch das Zeichen direkt darüber ist rätselhaft, nicht zuletzt wegen seiner schlechten Erhaltung.

Die grünen und schwarzen Farbtöne von einer Art Wiese oder Erdboden im Bildvordergrund setzen sich rechts des Wanddurchbruches fort. Hier verdichten sich die Farbflecken zu einer Landschaft mit einem See, auf dem ein kleines Schiff mit Ruderern unterwegs ist, bergigen Ufern im Hintergrund und einem im Vordergrund stehenden Reiter. Auch hier dominiert wieder der Rotocker, ergänzt durch die Grün- und Schwarztöne des Vordergrundes.

Die Gesamterscheinung des Bildes weist auf eine Entstehung im frühen 16. Jahrhundert hin, in der Zeit der spätesten Gotik. Dafür sprechen außer stilistischen Gesichtspunkten die Art der erkennbaren Gewandungen und die Bart- und Haartracht des Schächers (sie entsprechen der zeitgenössischen Mode) und der Landschaftshintergrund; dies alles ist in Gemälden und Stichen aus dieser Zeit häufig in dieser Form zu finden. Die Ausführung in Seccotechnik ist im ausgehenden Mittelalter ebenfalls gängige Praxis.

¹⁸ Es wurde schon versucht, die Gebäudegruppe mit dem Kloster St. Märgen in Verbindung zu bringen, aber leider weiß man nicht viel über dessen Baugestalt zur fraglichen Zeit.



Abb. 6 Der linke Bildteil: Schächer am Kreuz, Figuren im Vordergrund und eine kleine Gebäudegruppe (Foto: Regine Dendler).



Abb. 7 Der rechte Bildteil: eine Landschaft mit See, Schiff und Reiter (Foto: Regine Dendler).

Der Bildinhalt bietet Diskussionsstoff

Bei der Betrachtung des Gemäldes darf nicht vergessen werden, dass größere Teile der Gesamtkomposition fehlen, einerseits durch den Wanddurchbruch und die anderen Fehlstellen, andererseits hat sich die Bemalung der Wand ursprünglich auch weiter nach unten fortgesetzt. Die Figurengruppe, die heute so zentral erscheint, war ehemals Bestandteil eines größeren Programms und vielleicht nur eine Szene von mehreren. Vermutlich wurde die Passionsgeschichte noch weitererzählt, im Grunde können wir aber über die verlorene Ausmalung nur spekulieren.

Der kleinere Bildteil rechts vom Türdurchbruch ist im Hinblick auf den Bildinhalt vergleichsweise unproblematisch: Eine Landschaft, die den Hintergrund belebt, vielleicht mit dem See Genezareth in der Mitte. Das Schiffelein mit den Ruderern könnte eine Anspielung auf die Stillung des Sturmes sein oder auf Petrus und Andreas, die Christus nachfolgen und von nun an Menschenfischer sein sollen.¹⁹

Der linke, größere Bildteil liefert dagegen immer wieder Stoff für Diskussionen, da der Sinngehalt der Szene nicht ohne weiteres ablesbar ist. Sicher ist nur der Zusammenhang mit der Passion Christi.

Als Interpretationen wurden von verschiedenen Seiten, sowohl von Fachleuten als auch von diskussionsfreudigen Besuchern, eine Kreuzigung, eine Kreuzabnahme oder eine Pietà bzw. eine Beweinung vorgeschlagen. Alle diese Möglichkeiten haben aber mit Erklärungsnöten zu kämpfen.

Eine Kreuzigung beinhaltet im Wesentlichen Christus am Kreuz, flankiert von den beiden Schächern, dazu die Trauernden Maria, Johannes und eventuell Maria Magdalena, die sich um das Kreuz Christi versammeln. Hier fehlt aber die Hauptperson, nämlich Christus am Kreuz, auch von den Schächern ist nur einer vorhanden. Sie könnten vielleicht in dem großen Türdurchbruch „verschwunden“ sein; es ist allerdings fraglich, ob diese Fläche für zwei Kreuze ausreicht. Wenn die Zweiergruppe Johannes (mit grünem Mantel) abbildet, der Maria in den Armen hält, müsste das Kreuz Christi oberhalb dieser beiden Figuren patziert sein.²⁰ An der betreffenden Stelle fehlt aber jede Spur davon. Die Bildkomposition einer Kreuzigung ist also mit den vorhandenen Bildresten kaum in Einklang zu bringen. Auch die Figur des „Johannes“ wäre zweifelhaft: Er wird zwar gerne als Jüngling mit fast mädchenhaften Zügen dargestellt, aber hier deuten die langen welligen Haare und die weiblichen Rundungen unter dem Gewand eindeutig auf eine Frau hin.

Eine weitere Option, die diskutiert wird, ist die Kreuzabnahme. Häufig ist das Herunterlassen des Körpers mit Hilfe von Tüchern und einer Leiter direkt dargestellt, oder Christus liegt bereits unter dem Kreuz. Die trauernde Maria, Maria Magdalena und Johannes sind anwesend, als Assistenzfiguren treten oft noch Nikodemus und Joseph von Arimathia, die den toten Christus vom Kreuz nehmen, auf. Auch die beiden Schächerkreuze werden oft mit dargestellt.

Hier müsste eigentlich das leere Kreuz im Hintergrund zu sehen sein, sein Fehlen wäre aber wiederum mit dem Wanddurchbruch erklärbar. Für die Assistenzfiguren würde der Platz jedoch kaum reichen. Die Gestalt mit den wehenden Haaren müsste Maria sein, die den toten Christus, die zweite nimbierte Figur, im Arm hält. Dagegen spricht aber zum einen, dass „Maria“ einen grünen Mantel trägt, was ungewöhnlich wäre; in der Regel ist er blau. Ebenso ungewöhnlich wäre sein modischer Schnitt, denn Maria ist meist eher konservativ gekleidet und trägt auch einen Schleier, für den es hier keine Hinweise gibt. Zum anderen ist „Christus“ hier bekleidet:

¹⁹ Matthäus 8, 23-27 bzw. 4, 18-20.

²⁰ Aus diesem Grund kann das Kreuz Christi auch nicht unterhalb der Flachdecke gewesen sein, es wäre schlichter der falsche Platz.

Der linke Arm der Figur steckt unverkennbar in einem Ärmel. Christus müsste aber bis auf das Lententuch nackt sein und dürfte bestenfalls in ein Tuch gehüllt sein.

Würde es sich um eine sogenannte „Pietà“ handeln (eine trauernde Maria, die den toten Christus auf dem Schoß hält) fiel das Fehlen des Kreuzes nicht ins Gewicht, da sie in der Regel als Andachtsbild für sich allein steht. Diese Darstellungsgewohnheit weckt aber Zweifel daran, dass wir hier eine Pietà vor uns haben, da der eine Schächer vorhanden ist und demnach beides Bestandteil einer größeren Szene sein muss. Weiterhin sprechen auch die oben angeführten Stichpunkte in Bezug auf die Kleidung der abgebildeten Personen gegen eine Pietà.

Diese drei Interpretationsvorschläge gehen im Grunde davon aus, dass das Geschehen sich mehr oder weniger oberhalb der Flachdecke abspielt, bedingt durch die jeweils notwendige Bildkomposition. Wird stattdessen eine sogenannte „Beweinung“ angenommen, ist der Wandbereich unterhalb davon wesentlich leichter mit einzubeziehen.

Als Beweinung wird eine Art von erweiterter Pietà bezeichnet: Maria betrauert Christus, weitere Personen wie Maria Magdalena und Johannes versuchen ihr beizustehen. Diese Szene folgt im Ablauf der Passionsgeschichte chronologisch unmittelbar auf die Kreuzabnahme und findet in der Regel noch am Ort der Kreuzigung statt. Meist sind die Personen so gruppiert, dass Maria Christus hält, oft auf dem Schoß wie bei einer Pietà, während die anderen Personen bei ihr stehen oder knien.

Die Frau im grünen Mantel ließe sich ohne weiteres als Maria Magdalena benennen, die gerne in modischer Aufmachung dargestellt wird. Die bekleidete Person, die vor ihr kauert und von ihr gehalten wird, müsste dann Maria sein. Wo aber ist Christus? Die Bildkomposition muss hier also aus dem Rahmen des Üblichen fallen.

Ein berühmtes Vorbild als Inspiration?

Der Zufall in Form einer Ausstellung über die Holzschnitte Hans Baldung Griens im Augustinermuseum Freiburg führte auf eine interessante Spur.²¹

Gewisse Parallelen einiger seiner Stiche mit dem Wandgemälde aus der Johanneskapelle sind unverkennbar: Eine wild gelockte Haarpracht, ähnlich wie bei der Figur mit dem grünen Mantel, tritt bei den Frauengestalten in Baldungs Holzschnitten regelmäßig auf, ebenso wie die Landschaftshintergründe mit kleinen Gebäuden. Auch bei anderen Künstlern dieser Zeit sind sie gebräuchlich, z.B. bei Albrecht Dürer, bei dem Baldung mehrere Jahre gearbeitet hat.

Ein bestimmter Holzschnitt Baldungs fiel besonders ins Auge: Die „Beweinung Christi“, die um 1515/1517 entstanden ist (Abb. 8).²² Zu dieser Zeit ist Baldung in Freiburg, malt den Hochaltar und verfertigt weitere Holzschnitte und Entwürfe für Glasmalereien.

Die „Beweinung“ des toten Christus ist hier sehr ausdrucksstark interpretiert: In einer Dreierkonstellation ist eine stehende Maria Magdalena dargestellt, mit erhobenen Händen lamentierend, mit wilden Locken und gekleidet in ein modisches Gewand. Vor ihr kauert Maria am Boden und betrauert händeringend den halb am Boden liegenden toten Christus. Als Nebenfiguren sind ein weinender Johannes und – am oberen Bildrand – die Füße der Schächer zu sehen.

Es spricht einiges dafür, dass wir in Zarten eine ähnlich übereinandergestaffelte Bildkomposition aus drei Personen vor uns haben (Abb. 9): Maria Magdalena wäre mit der Frauengestalt im grünen Mantel zu identifizieren, Maria mit der zweiten Figur mit geneigtem Kopf. Abwei-

²¹ Haus der graphischen Sammlung im Augustinermuseum, 17.09.2016 bis 15.01.2017.

²² Hans Baldung Grien. Holzschnitte, hg. von FELIX REUSSE für die Städtischen Museen Freiburg, Augustinermuseum, Freiburg 2016, S. 25-27 und Abb. 24.



Abb. 8 Die „Beweinung Christi“ von Hans Baldung Grien, entstanden 1515 bis 1517 in Freiburg (aus: REUSSE [wie Anm. 22], S. 27, Abb. 24; Foto: Axel Killian).

chend von Baldungs Stich ist Maria Magdalena eher kniend als stehend dargestellt, und Maria kauert nicht vor ihr, sondern wird von ihr in den Armen gehalten. Die Figur des toten Christus allerdings ist heute nicht mehr auszumachen, weil sie durch die später eingezogene Deckenkonstruktion verdeckt oder zerstört ist. Ein letzter Überrest seiner Gestalt könnte das Tuch sein, das Maria mit der linken Hand fasst. Es scheint nicht zu ihrem Gewand zu gehören, sondern vor ihr zu liegen; die Faltenzüge in diesem Bereich wirken zu unorganisch für ein Kleidungsstück. Ein Leichentuch, in das der Körper Christi gehüllt ist, wäre aber durchaus eine Möglichkeit.

Der eine Schächer ist hier anders als im Stich als Ganzfigur abgebildet, vom zweiten ist nichts zu sehen und Johannes fehlt ebenfalls. Vielleicht waren diese beiden gar nicht dargestellt oder sie sind einer der Beschädigungen oder dem Einbau der Decke zum Opfer gefallen. Dies wäre hier ohne weiteres möglich; die Bildszene wäre so aufgebaut, dass sie sich auf jeden Fall unterhalb der Decke fortgesetzt hätte.



Abb. 9 Die Figurengruppe im Bildvordergrund. Ließ sich der Maler von der „Beweinung“ Hans Baldung Griens inspirieren?
(Foto: Regine Dendler)

Baldung hat die „Beweinung“ in Freiburg geschaffen, etwa zu der Zeit, als auch das Wandgemälde in der Johanneskapelle entstanden ist. Der Gedanke liegt nahe, dass der Zartener Maler diesen Stich gekannt hat. Eine nicht ganz alltägliche Bildkomposition in Verbindung mit einem – soweit der Zustand des Bildes eine solche Bewertung zulässt – ausgereiften, aber eher konventionellen Malstil könnte darauf hindeuten, dass der Maler sich eines hochklassigen Vorbildes bedient hat. Es braucht aber sicher mehrere Brechungsstufen, bis ein Entwurf von einem Meister wie Baldung auf der Chorbogenwand des „Zartener Münsters“ angekommen ist.

Um jeder Spekulation zuvorzukommen: Hans Baldung Grien selbst ist als Künstler für das Zartener Wandgemälde sicher auszuschließen. Er war nicht als Freskenmaler aktiv, und der Stil seiner Werke, seien es Stiche oder Tafelbilder, erscheint doch deutlich progressiver. Viel eher ist anzunehmen, dass der unbekannte Maler sich von den Stichen Baldungs, die zweifelsohne in Freiburg leicht verfügbar waren, inspirieren ließ und sie als Vorlage benutzte. Er hat diese Vorlage aber nicht einfach nur kopiert, sondern eine eigene Interpretation des Themas geschaffen.

Ein streitbarer Professor – Alexander Reichlin von Meldegg in seinen Freiburger Jahren

Von
REINER HAEHLING VON LANZENAUER

Seit Gründung der Universität Freiburg im Jahr 1457 waren Abertausende von Studenten immatrikuliert, unzählige akademische Lehrer haben regelmäßig ihre Vorlesungen gehalten. Die Beschaulichkeit, die trotz dieser hektischen Betriebsamkeit den Universitätsalltag bestimmte, wurde aber gelegentlich durch unerwartete Zwischenfälle gestört. Augenfälliges Beispiel bietet das Verhalten eines Professors, der sich mit Obrigkeit und Episkopat anlegte, um zürnend an eine andere Universität zu wechseln. Es geht um Alexander Reichlin von Meldegg (Abb. 1).¹

Frühe Jahre

Die Familie Reichlin stammt aus der Bodenseeregion. Im 15. Jahrhundert soll der Namensteil „von Meldegg“ angefügt worden sein, verbunden mit Erhebung in den Reichsadelsstand nebst Wappenbestätigung. Nachweislich lebte zu jener Zeit in Überlingen der Arzt Andreas Reichlin, der in der Stadt das heute noch bestehende Reichlin-Meldegg-Haus erbaut hat. Späterhin konnte die Familie zusätzlich den Freiherrntitel erwerben.² Der 1769 geborene Joseph Reichlin von Meldegg, Alexanders Vater, war nach beendetem Rechtsstudium zum Hofauditor im fürstlich-fürstenbergischen Regiment berufen worden. Danach wirkte er als Advokat in Meersburg, bis er im Jahr 1804 in den badischen Staatsdienst trat. Zuerst wurde er eingesetzt als Amtsassessor, dann als Hofratssekretär in Überlingen, schließlich als Oberamtsverweser in Reichenau. Im Jahr 1807 stieg er auf zum Hofgerichtsrat in Freiburg. Verheiratet war der Beamte mit Maria Auguste Sidonie Leuthin, einer Tochter des Stadtschreibers von Meersburg. Der älteste Sohn, Carl Maria Alexander, wurde am 22. Februar 1801 in Grafenau geboren. Am Dienort Überlingen folgte drei Jahre später die Geburt der Tochter Anna. Joseph, der Jüngste, kam 1806 auf der Insel Reichenau zur Welt. Bereits im Jahr 1812 verstarb der Vater in Freiburg an einer fiebrigen Erkrankung. Im Bericht des Hofgerichts Freiburg heißt es: *Derselbe hinterläßt eine Witwe und drei noch ganz kleine Kinder ohne Vermögen in den dürftigsten, bedauerungswürdigsten Umständen.*³ Da wird deutlich, dass die Restfamilie fortan unter bitteren Beschränkungen in dem kleinen Eckhaus beim Schwabentor weiterleben musste.

¹ Zur Person siehe FRIEDRICH VON WEECH: Karl Alexander Freiherr von Reichlin-Meldegg, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 27, hg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Leipzig 1888, S. 681f.; https://de.wikipedia.org/wiki/Karl_Alexander_von_Reichlin-Meldegg (Stand: 05.07.2019).

² JULIUS KINDLER VON KNOBLOCH: Die Reichlin von Meldegg. Eine Skizze ihres Ursprungs, in: Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Heraldik, Sphragistik und Genealogie 1874/3, S. 29; Adelslexikon, Bd. 11, bearb. von WALTER VON HUECK (Genealogisches Handbuch des Adels 122), Limburg 2000, S. 283.

³ Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA), 76/6099 und 76/6111; zum Adelstitel: GLA, 233/27222.

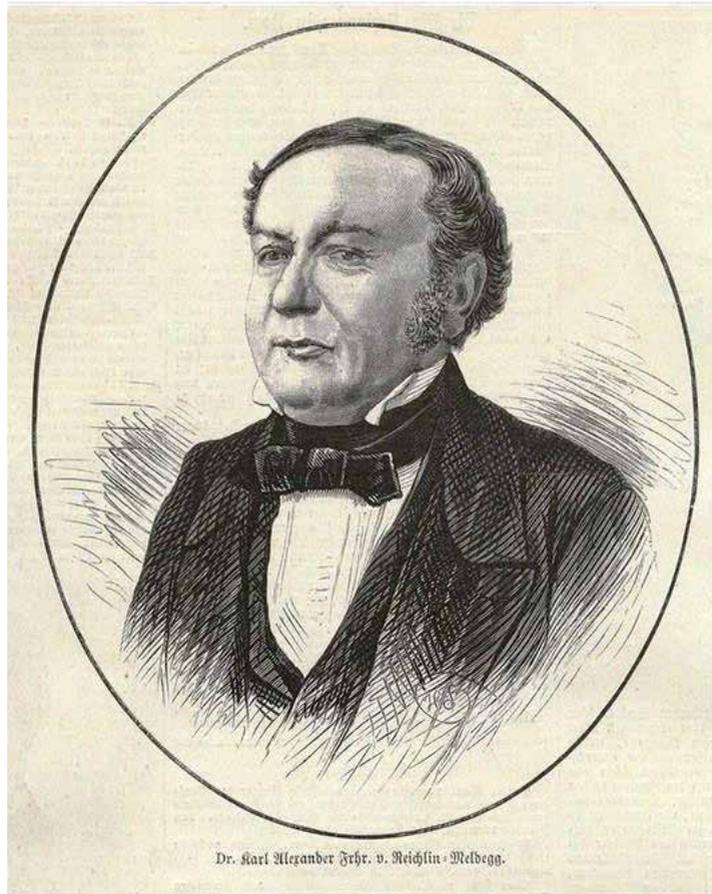


Abb. 1 Alexander Reichlin von Meldegg (Wikipedia, lizenzfrei).

Alexander besuchte in Freiburg das Gymnasium, wo man fünf Klassen zu durchlaufen hatte. Diese Lehranstalt war hervorgegangen aus der mittelalterlichen Lateinschule, später österreichischen Realschule. Nachdem der Breisgau zu Anfang des 19. Jahrhunderts zu Baden gekommen war, wurde die Schule organisatorisch von der Universität abgetrennt. In der Folgezeit erhielt sie die Bezeichnung „Großherzogliches Gymnasium zu Freiburg“.⁴ Der Unterricht fand im alten Lyzeumsgebäude hinter der Universitätskirche statt,⁵ bei Bedarf auch in nahen Ausweichquartieren. Das Schuljahr begann im November, der Unterricht dauerte werktäglich von 8.30 bis 12.30 und von 14.30 bis 16.30 Uhr. Mit Strenge wurde gegen Ungebühr oder Ungehorsam eingeschritten: Die Schulstrafen reichten vom Rutenstreichen bis zu Karzerarrest. Wie seine Mitschüler hatte Alexander die neu eingeführte Schuluniform zu tragen, geschmückt mit einem violetten Samtkragen und einer golddurchwirkten Schnur. Ein Klassenkamerad war der spätere

⁴ Regierungsblatt 1807, S. 274.

⁵ ARTHUR DISCHLER: Das alte Universitätsgebäude zu Freiburg im Breisgau, Freiburg 1934, S. 48 und 59.

Minister Johann Baptist Bakk, der sich besonders im Latein hervortat. Alexanders Neigung galt ebenfalls den sprachlichen Fächern, mit einer gewissen Leichtigkeit erlernte er europäische wie altorientalische Sprachen. Wiederholt erhielt er Auszeichnungen. Schon im Alter von 15 Jahren konnte der Junge die Schulzeit im Gymnasium erfolgreich abschließen.

Sogleich immatrikulierte sich der Abiturient an der Freiburger Universität, um Theologie zu studieren. Den Eintritt in eine der zahlreich bestehenden studentischen Verbindungen lehnte er allerdings ab. Sein Studium begann mit einem zweijährigen philosophischen Lehrkurs, angereichert mit Mathematik, Physik, Naturgeschichte, Sprachunterricht sowie vergleichender Geographie mit allgemeiner Geschichte. Letzteres Fach lehrte Karl von Rotteck, den der Student beschreibt als einen, der ein ungewöhnlicher, genialer Mensch gewesen sei: [...] *die Übersetzungen, die Kenntnis der lateinischen Quellen, der kluge, echt pragmatische Sinn seines klaren und scharfen Verstandes, die treffliche Benutzung älterer und neuerer Hilfsschriften, die Freiheitsliebe und die Wahrheitsliebe, die ihm wie in das Blut gewachsen waren, machten ihn zu einem ungewöhnlich anregenden Geschichtslehrer.*⁶ Der junge Student bestand den propädeutischen Kurs mühelos. Er wurde im Wintersemester 1817/18 an der theologischen Fakultät für die Hauptsemester immatrikuliert. Aus dem Kreis der Professoren beeindruckte ihn besonders Bonifaz Martin Schnappinger, der als wahrhaft komisches Original galt.⁷ Der ehemalige Mönch, nach Aufhebung seines Klosters als Lehrer an die Fakultät gekommen, galt als einer der gutmütigsten Menschen der Welt. Während seiner Vorlesungen pflegte er von Zeit zu Zeit mit dem Mund zu schnalzen oder wie in Ekstase mit den Augen aufwärts zu blicken. An gewissen Stellen seines Vortrags bemerkte er gerne: *Meine Herren! Diesen Gedanken hat vor mir noch kein Sterblicher gehabt.* Und als gegen Ende der Vorlesung Fragen zugelassen wurden, wollte ein Studiosus einmal wissen, ob sich die Engel im Himmel fortpflanzten. Der Professor zog sich aus der Affäre: *Das ist eine für einen Theologen sehr unanständige Frage!* Im Sommer 1820 beendete Alexander seine Studien erfolgreich. Gerade 19 Jahre alt war er zu jung für die Priesterweihe und einen Eintritt ins Seminar. Er gab daher Privatunterricht und hielt als Lektor an der Universität Vorlesungen über Sprachen und Geschichte. Nebenher hat er Examina abgelegt, die Voraussetzung für eine spätere Erlangung des theologischen Dokortitels waren. Seine freie Zeit verbrachte der Kandidat seit früher Jugend gerne mit häufigen Theaterbesuchen.

Nach Vollendung des 21. Lebensjahres erhielt Reichlin die Ladung ins Priesterseminar zu Meersburg. So wanderte er Ostern 1822 hinauf zu dem Seminargebäude, das hoch über dem Bodensee thronte. Als Lizenziat genoss er einige Vorrechte: Sein Seminarbesuch war auf ein halbes Jahr verkürzt, auch stand ihm ein eigenes Zimmer zu. Während des Aufenthalts in diesem Hause sollten die künftigen Seelsorger auf ihr Amt vorbereitet werden. Zu vielerlei Vorlesungen und Vorträgen trat die praktische Einübung. Man musste lernen, wie bei der Taufe das Salz gebraucht und das Weihwasser unter den vorgeschriebenen Gebetstexten über den Kopf des Täuflings zu gießen war. Ein andermal wurden Verrichtungen einstudiert, mit denen einem Kranken die letzte Ölung zu spenden war. An einem ungeweihten Altar hatte man probeweise Messe zu lesen, dabei die Rituale, die zugehörigen Gesänge und auch das Rauchfass-Schwenken zu üben. Als es mit Hostie und Kelch an die Darstellung von Wandlung und Kommunion ging, warnte der ausbildende Pfarrer vorsorglich: *Es gilt aber nicht.* In den Freistunden wurden gemeinsame Ausflüge unternommen, z.B. fuhren einmal die Seminaristen mit dem Boot hin-

⁶ KARL ALEXANDER FREIHERR VON REICHLIN-MELDEGG: Das Leben eines ehemaligen römisch-katholischen Priesters, Heidelberg 1874, S. 17.

⁷ JOSEPH KÖNIG: Beiträge zur Geschichte der theologischen Fakultät in Freiburg, in: Freiburger Diözesan-Archiv 10 (1876), S. 251-314, hier S. 306; DERS.: Die Professoren der theologischen Fakultät zu Freiburg im Breisgau 1470-1870, in: Freiburger Diözesan-Archiv 27 (1899), S. 305-316, hier S. 315.

aus auf den See. Jeder durfte Verwandte oder Bekannte im Städtchen besuchen, stets jedoch in Begleitung und somit unter Kontrolle eines zweiten Priesterschülers. Bei allen Ausgängen waren Soutane und runde Hüte als Kleidung vorgeschrieben. Zu Ende der Seminarzeit wurden die Alumnen in Rottenburg zu Priestern geweiht. Alexander konnte nur einen Teil der niederen Weihen empfangen, wegen seines jugendlichen Alters blieb ihm die eigentliche Priesterweihe noch verwehrt.

Im Oktober 1822 wurde Reichlin zum Studienprofessor am Freiburger Gymnasium ernannt. Sein Gehalt betrug 400, ab dem darauf folgenden Jahr 500 Gulden. Er übernahm die unterste Klasse, die 72 Schüler zählte. Da herrschte im Klassenzimmer drückende Enge, mühsam musste sich der Lehrer durchdrängen ans Pult. Zum Abhören der Aufgaben versuchte er, zwischen den Bänken hin und her zu gehen, um jeden Schüler erreichen zu können. Beim Korrigieren musste er sich stets durch einen besonders hohen Stapel von Schulheften arbeiten. Obendrein hatte zu Zeiten früherer Lehrkräfte eine gewisse Disziplinlosigkeit Platz gegriffen: Immer wieder störten Schüler den Unterricht. Anfangs hat man einen Gymnasiasten aus der obersten Klasse gerufen, der den Schuldigen Tatenstreiche zu verabreichen hatte. Später wurde der Hausmeister herbeigeholt, der mit dem Haselstock Schläge auf den Hintern verabreichte. Auf diesen Helfer konnte Reichlin jedoch bald verzichten, denn es war ihm rasch gelungen, in seiner Klasse Ordnung walten zu lassen. Für den Lehrer erfüllte sich nun der Wunsch, endlich die heiligen Weihen empfangen zu dürfen. Nach Vollendung seines 22. Lebensjahres ordinierte ihn Weihbischof von Keller in Rottenburg zum Priester. Zurück in Freiburg feierte er in der Kirche St. Martin die Primiz. Seine Mutter, seine Schwester Anna, sein Bruder Joseph und mehrere Freunde fanden sich dazu ein. Nunmehr ließ ihm die Fakultät durch den Prorektor von Rotteck auch förmlich das Diplom eines „Dr. theol.“ überreichen. Reichlin war jetzt promovierter geistlicher Gymnasialprofessor. Als er bald danach einmal bei einem Studiengenossen Ferien am Bodensee machte, ergab sich unversehens die Verpflichtung, eine Beerdigung vorzunehmen. Dem Jungpriester fehlte noch jede Erfahrung für solch eine Aufgabe. Nur dank der Hilfe des örtlichen Schulmeisters, der eifrig soufflierte, bestand Reichlin die Zeremonie. Und auf seiner Rückreise überschlug sich auch noch der schwere Reisewagen. Der Fahrgast konnte aber, abgesehen von einer Kopfbeule, unverletzt herausklettern.⁸

Berufsziel: Hochschuldozent

Berufsziel Reichlins war das Amt des Hochschullehrers. Als nun an der Freiburger Universität der Lehrstuhl für Kirchengeschichte vakant wurde, konnte Reichlin die Stelle eines vorläufigen Vertreters erlangen. Im Wintersemester 1825/26 begann er die Vorlesungen in der Rechtsstellung eines Privatdozenten, sein Gehalt betrug 600 Gulden. Gegen seine Berufung zum Professor taten sich unerwartete Hindernisse auf. An der Universität und namentlich innerhalb der theologischen Fakultät war es zu einer Spaltung gekommen. Die Ideen des freisinnigen ehemaligen Generalvikars in Konstanz, Ignaz Heinrich von Wessenberg, hatten stark in das Freiburger Universitätsleben hineingewirkt. Unter dem Einfluss der freisinnigen Professoren Heinrich Amann, Karl von Rotteck und Karl Theodor Welcker hatte sich eine kirchlich-liberale Gruppierung gebildet, die für eine deutsch-katholische Nationalkirche, für ein Messopfer in deutscher Sprache, für eine Unabhängigkeit von Rom und für ein demokratischeres Kirchenre-

⁸ REICHLIN-MELDEGG (wie Anm. 6), S. 31, 43, 47, 53, 63 und 68.

giment eintrat.⁹ Vornan stand die Forderung nach Abschaffung des Zölibats, der sich vor allem jüngere Kleriker anschlossen.¹⁰ In früheren Jahrhunderten hatte, wer derartige Ansprüche formulierte, eine Strafverfolgung wegen *Gotteslästerung* zu befürchten. Jetzt aber war im Gefolge von Aufklärung und französischen Revolutionsideen ein nachhaltiger Wandel eingetreten. Im Zuge der Liberalisierung waren die Grundlagen eines staatlichen Gottesschutzes schrittweise aufgegeben worden.¹¹ Dieser allgemeinen Tendenz entsprachen Bestrebungen der Karlsruher Regierung. So hatte sie mit einer schon im Jahr 1827 beschlossenen Verordnung, die freilich erst im Jahr 1830 in Kraft trat, eine ganze Reihe von Aufsichts-, Eingriffs- und Schutzrechten über und in den kirchlichen Bereich eingeführt.¹² Den Gegenpart vertrat in Freiburg eine konservativ-christliche Parteiung, die sich um den Domkapitular und Professor Johann Leonhard Hug geschart hatte, maßvoll unterstützt von Erzbischof Bernhard Boll (Abb. 2).¹³ Auf dieser Seite wollte man an überkommenen Formen der Kirche festhalten. Von da ging denn auch Widerstand aus gegen die Person Reichlins, der aus seiner reformfreudigen Gesinnung nie einen Hehl gemacht hatte, Papsttum und Unfehlbarkeitsanspruch kritisch hinterfragend. Nachdem jedoch die Fakultätsmitglieder am Ende Reichlins Nominierung zustimmten, konnte dieser im Februar 1828 durch großherzogliche Entscheidung zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt werden. Sein Gehalt betrug nunmehr 800 Gulden. Als er im nächsten Jahr um Anhebung zum Ordinarius einkam, stieß er bei den Konservativen wiederum auf Ablehnung. Bewegung kam in die Angelegenheit, als seitens der Universität Gießen ein Ruf an Reichlin und einen weiteren Freiburger Kollegen erging. Der drohende Weggang zweier Lehrer veranlasste Welcker, eilig beim Ministerium in Karlsruhe zu intervenieren mit dem Ergebnis, dass Reichlin im Januar 1830 die Stelle eines ordentlichen Professors an der Freiburger Universität übertragen wurde. Schon bald danach wählte man ihn zum Dekan.

Reichlin war ein vielseitig interessierter, redengewandter Dozent. Hundert und mehr Hörer fanden sich zu seinen Vorlesungen ein. Freimütig vertrat er seinen Standpunkt, der von der traditionellen Glaubenslehre abwich. Als dies zu einer anonymen Anzeige führte, sahen sich 109 Theologen der Fakultät zu einer schriftlichen Ehrenerklärung veranlasst, handle es sich doch um eine falsche Anschuldigung.¹⁴ Einmal wollten die Studenten ihrem verehrten Lehrer einen Fackelzug darbringen, was jedoch seitens der Universität verboten wurde. Reichlin entschloss

⁹ Heinrich Amann (1785-1849), vgl. ALEXANDER HOLLERBACH: Zur Geschichte der Vertretung des Kirchenrechts an der Universität Freiburg im Breisgau im 19. Jahrhundert, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Kanonistische Abteilung, Bd. 90 (1973), S. 343-382, hier S. 348-350; Karl von Rotteck (1775-1840), vgl. WOLFGANG HUG: Karl von Rotteck. Professor und Politiker, 1775-1840, in: Lebensbilder aus Baden-Württemberg 20 (2001), S. 166-206; Karl Theodor Welcker (1790-1869), vgl. EMANUEL LESER: Karl Theodor Hecker, in: Badische Biographien, 2. Teil, hg. von FRIEDRICH VON WEECH, Heidelberg 1875, S. 440-448.

¹⁰ HEINRICH MAAS: Geschichte der katholischen Kirche im Großherzogtum Baden, Freiburg 1891, S. 47 und 56.

¹¹ CHRISTOPH LUNG: Strafbare Blasphemie, Tübingen 2019, S. 14.

¹² Verordnung vom 30.01.1830, Regierungsblatt 1830, S. 13, bestimmte in § 4, Abs. 1: *Die vom Erzbischof... ausgehenden allgemeinen Anordnungen, Kreisschreiben an die Geistlichkeit und Diözesanen [...] unterliegen der Genehmigung des Staates.* Ein eindrucksvolles Beispiel bietet die Aufforderung des Ministeriums für Kultus und Unterricht von 1871, in die allgemeinen gottesdienstlichen Gebete fortan Fürbitten aufzunehmen für den deutschen Kaiser und das kaiserliche Haus, GLA, 235/2.

¹³ Bernhard Boll (1756-1836), anfangs Jesuit, dann Zisterzienser, Münsterpfarrer in Freiburg, ab 1827 Erzbischof, vgl. FRIEDRICH KÖSSING: Bernhard Boll, in: Badische Biographien, 1. Teil, hg. von FRIEDRICH VON WEECH, Heidelberg 1875, S. 108-114; KÖNIG (wie Anm. 7), S. 298 und 301.

¹⁴ EUGEN SÄGER: Die Vertretung der Kirchengeschichte in Freiburg, Freiburg 1952, S. 140.



Abb. 2 Reichlins Widerpart: Der Freiburger Erzbischof Bernhard Boll (aus: JOSEF SCHOFER: Aus fernen Zeiten, Karlsruhe 1927, nach S. 36).

sich, seine Ansichten zusammenfassend zu veröffentlichen. Er schrieb in der „Darmstädter allgemeinen Kirchenzeitung“ einen Beitrag mit der Überschrift „Vorschläge zu Verbesserungen in unserer deutsch-katholischen Kirche“.¹⁵ Öffentlich griff er den Papst an, wandte sich gegen Regeln der Kirche, lobte Wessenberg und dessen Mitstreiter, wünschte einen erweiterten Bildungshorizont des Klerus, forderte die Aufhebung der Priesterehelosigkeit und verlangte ein Erbauungsbuch in deutscher statt lateinischer Sprache. Zudem wünschte er eine stärkere Einbindung der Gläubigen in das Messesgeschehen. Von verschiedenen Seiten fand der Autor Zustimmung, die indes bald von Protesten übertönt wurde. In der so bezeichneten ultramontanen Presse fragte man, wie der Dekan einer katholisch-theologischen Fakultät solche Vorschläge unterbreiten könne. Gleichzeitig beklagte man solch frivol formulierte Angriffe und sprach von

¹⁵ Darmstädter allgemeine Kirchenzeitung vom 01.05.1830; REICHLIN-MELDEGG (wie Anm. 6), S. 82.

einer *Schanddenkschrift*. Lautstark wurde ein Einschreiten des erzbischöflichen Stuhls ebenso wie der staatlichen Autoritäten gefordert.

Der Konflikt eskalierte. Jetzt wollte das Ordinariat von der Universität wissen, ob die strittigen Äußerungen im Namen der Fakultät oder als rein persönliche Ansicht des Verfassers erfolgt seien. Letzteres gelte, lautete die Antwort. Nunmehr wandte sich der Erzbischof in einem ausführlichen Brief an Großherzog Leopold mit der Bitte, gegen Reichlin einzuschreiten. In der Antwort tat der Fürst sein Missfallen kund: Er habe Reichlin in die Schranken seines Amtes verweisen lassen.¹⁶ Unterdessen brachte der Professor weitere Veröffentlichungen heraus, vor allem die zweite Abteilung des ersten Bandes der von ihm verfassten „Geschichte des Christentums“. Im Zuge dieser historischen Darstellungen hatte der Autor wiederum seinen Neuerungs Ideen Ausdruck verliehen. Obendrein kündigte er an, das Lehrbuch zum Gegenstand kommender Vorlesungen zu machen. Nun fühlte sich der Erzbischof herausgefordert. Am 28. Juni 1831 forderte er den Kritiker auf zu erklären, ob er sich zu den veröffentlichten Sätzen und Meinungen bekenne und ob er sich zu einem Widerruf und neuerlicher Ablegung des in der Priesterweihe beschworenen Glaubensbekenntnisses entschließen könne. Den ersten Punkt bejahte Reichlin, die zweite Forderung lehnte er ab. Also ging eine Klagschrift des Oberhirten an die Karlsruher Regierung mit dem Begehren einer Absetzung. Inzwischen erklärte der Betroffene seine Bereitschaft, sich auf einen vakanten Lehrstuhl der philosophischen Fakultät versetzen zu lassen.¹⁷

Monate verstrichen. Schließlich entschied sich Reichlin, die Beweggründe für seine Haltung dem Erzbischof in einem Sendschreiben darzulegen, datiert unter dem 31. Dezember 1831. Der Verfasser führt ins Feld, ihm gehe es um die Sprache des Wahren und Rechten, um Religions- und Gewissensfreiheit. So sei er zu der Überzeugung gekommen, dass der gegenwärtige Katholizismus ein anderer sei als jener frühere der ersten christlichen Jahrhunderte. Aus heutiger Sicht zweifle er an der Eucharistie. Ebenso wende er sich gegen den Glauben an ein Fegefeuer und gegen jegliche Heiligenverehrung. Er fordere vielmehr Liebe und Duldung gegenüber den evangelisch-protestantischen Mitbrüdern. Und er schließt: *Ich bitte Eure Erzbischöflichen Gnaden, diese Äußerungen als Resultat meiner Überzeugung, meines freien und rücksichtslosen Strebens nach Wahrheit, meiner Liebe zur Religion und dem Christenthume [...] zu sehen und zu würdigen.*¹⁸ Die Antwort des Erzbischofs mündete in die Aufforderung, das Priesterweihezeugnis zurückzugeben, da der Betroffene keinerlei kirchliche Ämter mehr wahrnehmen könne. Zudem wurde allen badischen Dekanaten mitgeteilt, dass der Professor keine geistlichen Funktionen mehr ausüben dürfe. Reichlin zeigte unterdessen dem Bischof an, dass er zum evangelischen Glauben übertreten werde. Am 29. Februar 1832 wurde er durch den Freiburger Dekan Eisenlohr in die protestantische Kirche aufgenommen. Dabei hatte man dem Konvertiten erlaubt, sein eigenes Glaubensbekenntnis zu verfassen und während des feierlichen Akts zu verlesen: [...] *ich kam zu anderen Überzeugungen und Ansichten [...]. Ich wurde meiner ganzen Richtung nach Protestant.* Die lokale Presse, die den Vorgängen bislang wenig Interesse geschenkt hatte, griff nunmehr den Fall auf: „Soeben hat der ordentliche öffentliche Professor der hiesigen hohen Schule Dr. Karl Alexander Freiherr von Reichlin-Meldegg, ordentliches Mitglied der hiesigen Gesellschaft zur Beförderung der Geschichtskunde und d. Z. Präses des akademischen Sitteneophorates [...] seinen Austritt aus der römisch-katholischen und seinen Übertritt zur evangelisch-protestantischen Kirche offiziell angezeigt.“¹⁹

¹⁶ MAAS (wie Anm. 10), S. 50.

¹⁷ REICHLIN-MELDEGG (wie Anm. 6), S. 92.

¹⁸ Sendschreiben an Seine Gnaden den Hochwürdigsten Herrn Erzbischof Dr. Bernhard Boll, Druckexemplar Freiburg 1832, S. 9, 13, 23, 27, 36 und 38.

¹⁹ JAKOB FRIEDRICH EISENLOHR: Akt des Übertritts und der Aufnahme des Dr. Karl Alexander Frhr. von

Reichlin hoffte, nun als ordentlicher Professor an die Philosophische Fakultät versetzt zu werden. Das Ministerium in Karlsruhe befand hingegen, dass Reichlin durch seinen Religionswechsel aus dem Beamtenverhältnis ausgeschieden sei. Er beziehe lediglich noch ein Übergangsgeld unter der Bedingung, dass er seinen Aufenthalt umgehend in Heidelberg nehme und sich daselbst ruhig und still aufhalte, ohne in irgendeiner Hinsicht eine Ursache zu Beschwerden zu geben. Davon werde übrigens die Fortzahlung dieses Gehalts abhängig gemacht. Und den Freiburger Erzbischof ließ der Fürst wissen, man habe jetzt nach dem Konfessionswechsel den Wünschen des Ordinariats entsprechen wollen. In dieser Lage betätigte sich Reichlin erst einmal von März bis Ende Mai 1832 als Schriftleiter bei der von Rotteck, Welcker und anderen herausgegebenen Zeitschrift „Der Freisinnige“. Nachdem er einige Vorträge gehalten hatte, verlieh die Freiburger Philosophische Fakultät Reichlin den Ehrendokortitel. Am 31. Mai 1832 heiratete er Babette Molitor, Tochter eines ehemaligen Freiburger Regierungsrats. Nach den Hochzeitsfeierlichkeiten in Freiburg und in Waldkirch reisten die Jungverheirateten in Begleitung der Schwester Anna Reichlin in die Neckarstadt.

Als Professor in Heidelberg

In Heidelberg bezogen die Jungvermählten eine in der Friedrichstraße bereitgestellte Wohnung. Ab Mitte Juni hielt Reichlin als Professor an der dortigen Universität wöchentlich eine zweistündige Vorlesung über den Entwicklungsgang der neueren Philosophie. Seine politischen Ansichten wie seine freisinnigen Vorstellungen wusste er auch hier mit dem Unterrichtsstoff zu verflechten. Viel Zuspruch fanden daneben seine Vorträge zu Goethes „Faust“. Was Wunder, dass der Andrang von Studenten derart zunahm, dass die Vorlesungen in die geräumige Aula verlegt werden mussten. Im Jahr 1839 wurde der Dozent zum außerordentlichen und im Jahr darauf zum ordentlichen Professor ernannt. Zweimal wirkte er als Dekan an der Philosophischen Fakultät. Von den meisten Kollegen wurde er freundlich, zuweilen gar freundschaftlich angenommen. Aus dem Freundeskreis ragen heraus der Historiker Gervinus, einer der sogenannten „Göttinger Sieben“, der Jurist Thibaut, der ein großer Musikfreund war, und der Strafrechtsprofessor Mittermaier, Wegbereiter einer humanen Straffälligenhilfe.²⁰ Am neuen Dienort setzte Reichlin seine schriftstellerische Tätigkeit fort. Er lieferte eine ganze Reihe von Beiträgen zur Geschichte der Heidelberger Universität und zu den Biographien dortiger Lehrer. Als wichtigere Werke sind zu nennen: „Psychologie des Menschen mit Einschluß der Somatologie und der Lehre von den Geisteskrankheiten“ (1837/38), „Geschichte Europas im Übergange vom Mittelalter zur Neuzeit“ (1861), „System der Logik nebst Einleitung in die Philosophie“ (1870).²¹ Seiner Grundhaltung ist Reichlin treu geblieben, weiterhin setzte er der biblischen Schöpfungsbot-

Reichlin-Meldegg, Freiburg 1832, S. 16; REICHLIN-MELDEGG (wie Anm. 6), S. 102; Freiburger Zeitung vom 21.02.1832, S. 1.

²⁰ Georg Gottfried Gervinus (1805-1871), vgl. AUGUST THORBECKE: Georg Gottfried Gervinus, in: Badische Biographien, 1. Teil, hg. von FRIEDRICH VON WEECH, Heidelberg 1875, S. 290-299; Anton Thibaut (1772-1840), vgl. EUGEN WOHLHAUPTER: Dichterjuristen, Bd. I, hg. von HORST GERHARD SEIFERT, Tübingen 1953, S. 120; Carl Joseph Anton Mittermaier (1787-1867), vgl. HEINZ MÜLLER-DIETZ: Carl Joseph Anton Mittermaier, in: Kriminalistik 1974, S. 157; KARL-MICHAEL WALZ: Soziale Strafrechtspflege in Baden, Freiburg 1999, S. 89.

²¹ Übersicht in GLA, 60/136, Blatt 126-151; vgl. auch CHRISTOPH BURCHARD: H.E.G. Paulus in Heidelberg (1811-1851), in: ‚Semper Apertus‘. 600 Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1386-1986, Bd. II, Berlin/Heidelberg 1985, S. 222-297, hier 224-267.

schaft seine säkulären Doktrine entgegen. In seiner Freiburger Anfangszeit hatte sich Reichlin in jugendlichem Elan mittragen lassen von der neuen liberalen Bewegung, darüber vom ursprünglichen Glauben entfernt. Jetzt nach vollzogenem Konfessionswechsel wandelte er sich zu einem außen stehenden Kritiker, der dem Verlauf der Kontroversen gelassener folgte. Ohnehin zogen mit den Jahren veränderte Zeitströmungen herauf, die den reformkatholischen Disput zurückdrängten.



Abb. 3 „Domus Wilhelmiana“, heute „Alte Universität“ in Heidelberg. An der dortigen Ruprecht-Karls-Universität lehrte Alexander Reichlin von Meldegg ab 1832 (Wikipedia/CC BY-SA 3.0).

Im Jahr 1845 bat Reichlin um eine Gehaltserhöhung. Er führte an, dass in Heidelberg die Preise für Wohnung und Lebensmittel *durch den immer mehr steigenden Fremdenandrang zum wenigsten um ein Drittel gestiegen sind*. Nach anfänglicher Weigerung hat man seine Bezüge schließlich auf 1.000 Gulden erhöht.²² Fast 30 Jahre später wurde ihm 1873 das Ritterkreuz vom Zähringer Löwen Erster Klasse und im Jahr darauf der Titel „Hofrat“ verliehen. Um diese Zeit starb seine Frau Babette im 69. Lebensjahr. Der Witwer wurde kränklich, klagte über ein

²² GLA, 76/9844, S. 3 und 6.

fortschreitendes Augenleiden. Am 15. Februar 1877 ist er in seiner Wohnung im Haus Westliche Hauptstraße 121 in Heidelberg gestorben. Drei Tage später fand in der Providenzkirche die Verabschiedung unter Beteiligung von Universitätslehrern, Studentenschaft, Behördenvertretern und zahlreichen Einwohnern statt. Ein langer Zug Trauernder folgte dem Sarg auf dem Weg zum Bergfriedhof.²³

Reichlin hinterließ einen Sohn namens Kuno. Dieser war Leutnant im II. Badischen Dragonerregiment gewesen. Nach einigen Jahren schied er aus dem Militärdienst aus und wurde Privatdozent, später Professor für Philosophie an der Heidelberger Universität. Am Feldzug 1870/71 nahm er mit seiner früheren Schwadron teil, kehrte danach an die Fakultät zurück. Kuno war ledig geblieben und verstarb am 25. Mai 1894 in Heidelberg, wo er im Familiengrab auf dem Bergfriedhof beigesetzt wurde.²⁴ Alexanders jüngere Schwester Anna hatte den Generalmajor Albert Freiherr von Pfürdt-Blumberg geheiratet. Ihre Ehe blieb kinderlos. Alexanders jüngster Bruder Joseph war Jurist geworden, er durchlief eine ereignisreiche Karriere als Richter und als Verwaltungsbeamter bis zum Rang eines Geheimen Regierungsrats.²⁵ Seine Frau Eleonore Burstert hatte ihm neben zwei früh verstorbenen Kindern drei Söhne geboren: Hermann, Albert und Eugen.²⁶ Eine letzte Spur der Familie führt zu Alberts lediger Tochter Irma, Vorsteherin des Viktoria-Pensionats in Baden-Baden, Stiftsgasse 2.²⁷

Soweit übersehbar leben heute keine Nachkommen mehr aus diesem Personenkreis. Laut Adelshandbuch gilt daher die badische Linie als erloschen, während anderwärts Zweige der Großfamilie Reichlin von Meldegg fortbestehen.²⁸

²³ Sterbebuch Heidelberg 1877, Nr. 97, angezeigt wurde der Sterbefall durch den Sohn Kuno. Todesanzeige und Nachruf in Heidelberger Zeitung vom 16. und 19.02.1877; Karlsruher Zeitung vom 18.02.1877, S. 4.

²⁴ Kuno Reichlin von Meldegg (1836-1894), Ritter vom Orden des Zähringer Löwen; GLA, 59/633 (dort aufgeführt in Grundliste Nr. 6), 76/10023 und 76/10024.

²⁵ Nachweise bei REINER HAEHLING VON LANZENAUER: Der badische Jurist Reichlin von Meldegg und seine Zeit, Karlsruhe 2019, S. 13, 119 und 125.

²⁶ https://de.wikipedia.org/wiki/Josef_von_Reichlin-Meldegg (Stand 05.07.2019).

²⁷ Irma Freiin Reichlin von Meldegg (1868 Karlsruhe-1945 Baden-Baden); JOHANN LOESER: Geschichte der Stadt Baden, Baden-Baden 1891, S. 484; Einwohneradressbuch Baden-Baden 1912, S. 32.

²⁸ Genealogisches Handbuch freiherrlicher Häuser, Bd. XV (Genealogisches Handbuch des Adels 90), Limburg 1983, S. 419.

Glückliche Zukunft. „Amor und Psyche“ auf dem Grabmal Eschger des Freiburger Alten Friedhofs und seine künstlerischen Quellen

Von
THOMAS SCHWARZ*

Einleitung

Alte Friedhöfe sind in vielfacher Hinsicht ein wertvolles Natur- und Kulturerbe.¹ Da ist einmal die ihnen zugewachsene Eigenschaft als ‚grüne Lunge‘ innerhalb verdichteter Bebauung, besonders in Großstädten. Zugleich handelt es sich auch bei aufgelassenen Begräbnisstätten um sakrale, sogar geweihte Orte, die, wie der Name sagt, von ihrer profanen Umgebung durch Einfriedung abgegrenzt sind oder waren. Dies bedeutet für die heutige Benutzung als Freizeitgelände manche Einschränkung, wofür das Bewusstsein bzw. Verständnis einer säkularisierten Gesellschaft nicht immer gegeben ist.²

Sodann fesseln neben verbliebenen Sakralbauten vor allem die historischen Grabdenkmäler die Aufmerksamkeit der Besucher. Weil die Grabpoesie der Inschriften sowie das ikonografische Programm auf heutigen Friedhöfen nicht mehr in diesem Umfang anzutreffen ist, ist manches Wissen um die Aussage solcher Zeugnisse verlorengegangen. Deren Entschlüsselung ist jedoch eine lohnende Aufgabe, wie im Folgenden an einem Beispiel gezeigt werden soll.

Für Vorlagen bekannter Künstler liegen diese oft internationalen Einflüsse offen zu Tage; die Verbreitung erfolgte meist über grafische oder plastische Nachbildungen. Beides trifft für das bekannteste Grab auf dem Freiburger Alten Friedhof, Caroline Christine Walter, das „ruhende Mädchen“;³ zu. Hier diente das Königin-Luise-Denkmal von Christian Daniel Rauch

* Meiner Mutter Elisabeth Schwarz (1922-2019) zum Gedächtnis.

¹ Stellvertretend für die umfangreiche Friedhofs- und Grabdenkmal-Literatur sei hier verwiesen auf: ADOLF HÜPPI: Kunst und Kult der Grabstätten, Olten/Freiburg 1968; Forschungen der Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal e. V. (<https://www.sepulkralmuseum.de/31/AFD-e-v.html> [abgerufen am 22.08.2019]). Für die Arbeitsgemeinschaft erstellte der Verfasser 1981/82 eine erste Foto- und Textdokumentation des damaligen Grabmalbestands des Alten Friedhofs. – Einschlägige Neuerscheinungen der Friedhofsliteratur sichtete der Verfasser in einer Übersicht: „Hier lieget, und Gott seys gedanket, ein Weib, das Tag und Nacht gezanket ...“. Die Geschichte der Friedhöfe – von Luthers Zeiten bis heute, in: Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel 1992/20, S. 120-126.

² Das zeigt die Berichterstattung der Süddeutschen Zeitung über den aufgelassenen Münchner Alten Nordfriedhof: ALFRED DÜRR: Partymeile auf dem Friedhof (vom 06.08.2011); STEFAN MÜHLEISEN: Nachts sollen die Toten ihre Ruhe haben (vom 14.09.2016) und DERS.: Zu viel Gaudi zwischen Gräbern (vom 08.05.2019). Informationskampagnen verbesserten die Problemlage nicht und so wurde 2019 ein Pilotprojekt mit einer privaten Sicherheitsfirma gestartet.

³ Inventar-Nr. 956. Diese Nummern wurden vom Verfasser 1982/83 bei der Inventarisierung des damaligen Grabmalbestands vergeben. Online einsehbar unter: <https://www.alter-friedhof-freiburg.de/inventar/> (abgerufen am 22.08.2019). Dazu HANS SIGMUND: Sag mir, wo die Gräber sind. Die Grabdenkmäler des Alten Friedhofs sind jetzt digital erfasst, in: Badische Zeitung vom 02.08.2018.

im Mausoleum des Charlottenburger Schlossparks als Vorlage.⁴ Bemerkenswert ist stets, was spätere Künstler an Details ergänzt oder weggelassen haben: Walter z.B. hält zusätzlich ein aufgeschlagenes Buch mit Versen des Dichters Ernst von Feuchtersleben in der Hand.⁵ Das Medaillon des Grabmals Beck zitiert das Titelkupfer von Lessings Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet“, verzichtet jedoch auf den Leichnam, auf den der Todesjüngling ursprünglich seine Fackel herabgesenkt hatte.⁶

Für das Medaillon des Grabmals Eschger, Mittelpunkt eines beeindruckenden schmiedeeisernen Kreuzes und Untersuchungsgegenstand dieser Abhandlung, war die Vorlage bislang nicht bekannt. Um sie und die Auswahl dieser Szene aus dem umfangreichen Bilderzyklus „Amor und Psyche“ für den Sepulkralbereich wird es im Folgenden gehen.

Beschreibung

Das Kreuz auf rotem Sandsteinsockel befindet sich auf dem zur Kapelle führenden Hauptweg in der ersten Reihe des rechten Gräberfeldes 2 (Abb. 1 und 2).⁷ Zwar lassen sich Lebensdaten auf dem Familiengrab Eschger nicht finden,⁸ Stil und Ornament weisen jedoch in das erste Viertel des 19. Jahrhunderts, also die Zeit von Spätklassizismus, Empire und Zopfstil.⁹ Der gute Allgemeinzustand des Denkmals resultiert aus der Restaurierung in den Jahren 1981/82 durch den Zähringer Kunstschmied Walter Laible (1940-2017) (Abb. 3).¹⁰

Die schmiedeeisernen Kreuze der Barockzeit zeichnete üppiges, sich verschlingendes Rankenwerk aus, „dass selbst die Kreuzform als solche nicht mehr erkennbar wird“ oder „fast ganz verschwindet“.¹¹ Dagegen bestimmt bei unserem Kreuz ein mäanderartiges Eisenband das Erscheinungsbild, das die Kreuzform sogar noch deutlicher hervortreten lässt und dem Grabmal mehr Volumen verleiht. Die an den Enden aufgesetzten Blütenblätter (am unteren Kreuzlängsbalken bei der Restaurierung nicht erneuert, daher die Fehlstelle) lockern die strengen Formen auf und binden das Werk an die ältere Tradition.

⁴ HELMUT BÖRSCH-SUPAN: Die Werke Christian Daniel Rauchs im Schloßbezirk von Charlottenburg (Aus Berliner Schlössern 3), Berlin 1977.

⁵ <https://www.volksliedearchiv.de/es-ist-bestimmt-in-gottes-rat/> (abgerufen am 22.08.2019).

⁶ Inventar-Nr. 233. Die Verse wandeln Goethes Gedicht „Für Ewig“ ab.

⁷ Inventar-Nr. 460. DIETRICH WAETZEL: Alte Handwerkskunst auf dem alten Friedhof zu Freiburg i. Br., in: Mein Heimatland 19 (1932), H. 7, S. 230-237, hier S. 231, Abb. 3. HANNS REICH: Wie die Alten den Tod gebildet. Grabkunst auf dem alten Friedhof zu Freiburg im Breisgau, Freiburg 1948, S. 93, Abb. rechts.

⁸ Auch der erste Inventarisator Berthold Stoehr konnte 1903/04 keine angeben. Stadtarchiv Freiburg, B1 Nr. 86.

⁹ Vergleichsbeispiele bei HERMANN LUCKENBACH: Schmiedeeiserne Grabkreuze im Badischen Lande, Heidelberg 1909, S. 20; JOSEF RINGLER: Schmiedeeiserne Grabkreuze. Eine Auslese vom Anfang der Spätgotik bis zum Empire, Innsbruck/Wien/München 1931, S. 76; WAETZEL (wie Anm. 7); MARGARETE BAUR-HEINHOLD: Schmiedeeiserne Grabkreuze, München 1984, S. 25.

¹⁰ Siehe auch die Meldung der Badischen Zeitung vom 17.11.1981, mit Foto von Heinz Wurzer.

¹¹ KARL ATZ: Über schmiedeeiserne Grabkreuze, in: Zeitschrift für christliche Kunst 22 (1909), Sp. 334-338; JOHANN DEININGER: Schmiedeeiserne Grabkreuze in Tirol, in: Kunst und Kunstwerk 2 (1899), S. 291-298, Zitat auf S. 298; LUCKENBACH (wie Anm. 9), Zitat auf S. 7.

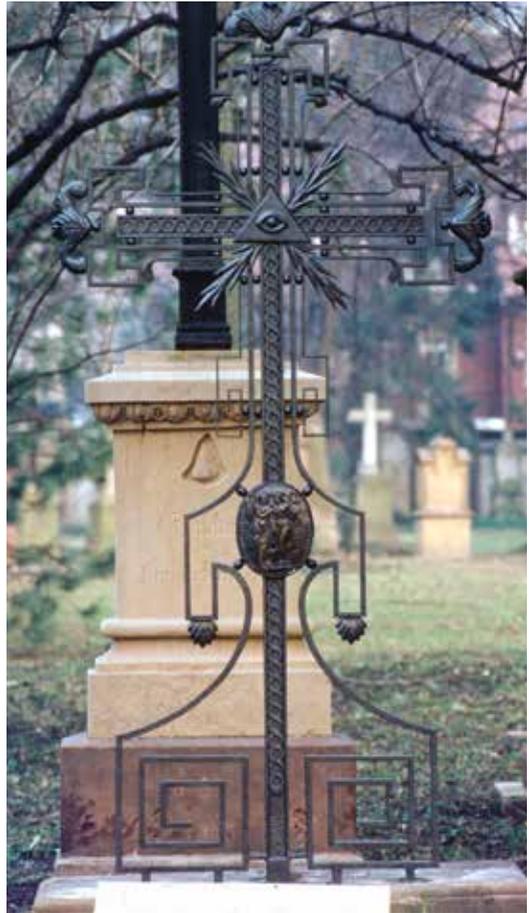
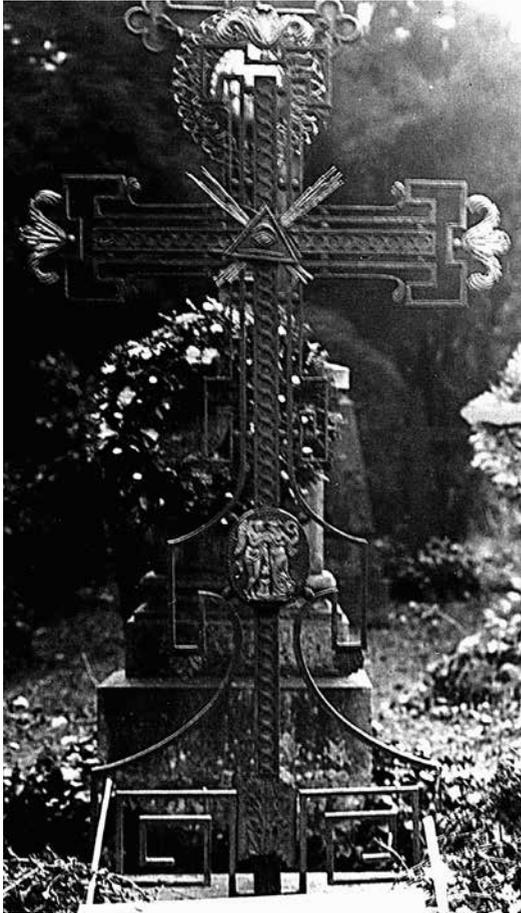


Abb. 1 und 2 Das schmiedeeiserne Kreuz des Grabmals Eschger. Historische Aufnahme bzw. von 1982 (Stadtarchiv Freiburg, M 75/13/218; Foto: Thomas Schwarz).



Abb. 3
Medaillon „Amor und Psyche“ vom Grabmal
(Foto: Rüdiger Buhl 1982).

Dies gilt auch für die vier Strahlen im Überschneidungsbereich von Längs- und Querbalken, die die Aufmerksamkeit auf das zentrale „Auge Gottes“ im gleichseitigen Dreieck, das Zeichen der himmlischen Trinität, lenken.¹²

Ikografisch am interessantesten bei diesem Grabmal ist das Medaillon auf der äußeren Türseite des ovalen, ursprünglich zu öffnenden Inschriftenkästchens. Bei älteren Kreuzen befinden sich bildliche Darstellungen, meist Malereien, in der Regel auf der hinteren Innenwand des Kästchens und die Inschrift auf der Rückseite der Tür; so waren beide am besten vor der Witterung geschützt.¹³ Unsere Darstellung dagegen erscheint als ein aus Eisenblech gearbeitetes (Halb-)Relief.

Das Motiv zeigt das glückliche Ende des antiken Märchens von „Amor und Psyche“.¹⁴ Das Paar unterhält zunächst eine eingeschränkte Liebesbeziehung mit spezifischen Vorgaben, wie stets bei einer sogenannten „Mahrtehe“:¹⁵ In diesem Fall erscheint der Liebhaber lediglich des Nachts und zwar inkognito, verbunden mit dem Verbot, seiner ansichtig zu werden. Die Übertretung dieses Tabus führt dann zur Trennung. Die beiden finden erst nach zahlreichen mühevollen Prüfungen Psyches wieder zueinander; die Götter gestatten eine offizielle Hochzeit im Himmel und die Braut erlangt Unsterblichkeit.

Unsere Szene spielt wohl unmittelbar vor der Hochzeitsnacht. Das junge Liebespaar blickt sich tief in die Augen und zeigt seine Verliebtheit. Mit der linken Hand entzündet der geflügelte Amor die Fackel in einer Dreifuß-Feuerschale auf Postament mit Blumendekor; seine Rechte hat das Gewand der Geliebten auf Höhe ihrer Brust ergriffen und ist im Begriff, es zu lösen. Psyche, von angefachtem Liebesfeuer ergriffen, ist mit einer raschen Bewegung (wovon der nachgezogene rechte Fuß und das bauschende Gewand Zeugnis ablegen) auf Amor zugetreten, hat ihren rechten Arm um seine Schulter gelegt und hält in der Linken einen Lorbeer-Siegeskranz bereit. Mit diesem im wörtlichen Sinne „krönenden Abschluss“ wird das Glück der beiden perfekt.

Das Liebespaar im Sepulkralbereich

Fragen wir zunächst nach der Aussage dieser erotischen Szene auf einem Grabmal. Das Paar Amor (bzw. Eros) und Psyche findet sich als Sujet vor allem in der hellenistischen Kleinkunst auf Vasen, Lampen, Tellern, Spiegelkapseln und geschnittenen Schmuck- und Edelsteinen. Am bekanntesten wurden die Kapitolinische und die Florentinische Gruppe; diese beiden Rundplastiken zeigen das sich küssende Paar und stammen aus dem 2. Jahrhundert. Seine größte Verbreitung fand dieses Motiv jedoch als Relief auf römischen Sarkophagen, im Grenzbereich heidnischer und christlicher Kunst.¹⁶

¹² Beispiele für das „Auge Gottes“ mit und ohne Strahlen bei LUCKENBACH (wie Anm. 9), WAETZEL (wie Anm. 7), RINGLER (wie Anm. 9) und BAUR-HEINHOLD (wie Anm. 9).

¹³ LUCKENBACH (wie Anm. 9), S. 6f. und Fig. 12.

¹⁴ Literarisch fixiert wurde das Märchen in den 60er-/70er-Jahren des 2. Jahrhunderts von Lucius Apuleius von Madaura in seinem Roman „Metamorphosen“, der auch unter dem Titel „Der goldene Esel“ bekannt ist. Hier nimmt es als Erzähleinlage breiten Raum ein (Buch 4,28-6,24). Christiane Holm charakterisiert sie als „brillantes Herzstück“ des Ganzen: CHRISTIANE HOLM: Amor und Psyche. Die Erfindung eines Mythos in Kunst, Wissenschaft und Alltagskultur (1765-1840), München/Berlin 2006, S. 85ff.

¹⁵ CLAUDE LECOUEUX: Das Motiv der gestörten Mahrtehe als Widerspiegelung der menschlichen Psyche, in: Vom Menschenbild im Märchen, hg. JÜRGEN JANNING, HEINO GEHRTS, HERBERT OSSOWSKI (Veröffentlichungen der Europäischen Märchengesellschaft 1), Kassel 1980, S. 59-71 und 147-151.

¹⁶ HOLM (wie Anm. 14) S. 68, 76f. und 79ff. – Aufschlussreich ist beispielsweise der viel besprochene „Prometheussarkophag“ für einen auf dem Deckel dargestellten Knaben im Kapitolinischen Museum: Im

Die häufige Darstellung dieses Liebespaars im Sepulkralbereich wird verständlich, wenn man in Amor zugleich auch den Todesjüngling und in Psyche die menschliche Seele erkennt. Das griechische Wort hat ja die Doppelbedeutung von „Seele“ und „Schmetterling“.¹⁷ Dessen biologischer Gestaltwechsel (Metamorphose) stand Pate für die Allegorie des Übertritts ins Jenseits.¹⁸ Ein Beispiel dafür findet sich auch in den sechs allegorischen Medaillonbildern der nahe gelegenen Michaelskapelle des Friedhofs, die um drei Deckengemälde gruppiert sind. Die „Auferweckung des Lazarus“ umgeben vier Sinnbilder; eines zeigt Raupe und Schmetterling mit der Beischrift „In egressu nobilior“, die Dotter mit „Beim Herauskommen von edlerer Art“ übersetzt.¹⁹

Die Diskussion um die Todesikonografie hatte insbesondere seit Lessings Streitschrift „Wie die Alten den Tod gebildet“ (1769) an Fahrt aufgenommen, an der sich neben Herder zahlreiche Geistesgrößen beteiligt haben.²⁰ Psyches Schmetterlingsflügel²¹ sind auf unserem Grabmalmedaillon jedoch nicht sichtbar. Der tiefe Schlaf, aus dem in der Apuleius-Erzählung Psyche von Amor vor der Hochzeit am Ende des Märchens erlöst wird, ist häufig als „Todesschlaf“ verstanden worden.²² Auf die Bildende Kunst hatte Apuleius jedoch nur begrenzten Einfluss; so entstanden weitere Themen wie der gemeinsame Flug des Paares in den Olymp.²³ Amor darf hier als ‚Seelengeleiter‘ in der Tradition des Hermes Psychopompos gelten.²⁴

mittleren Bildfeld formt Prometheus mit dem Modellierstab einen Menschen aus Ton und Athena fügt dem Werkstück die Seele in Gestalt eines Schmetterlings hinzu. In der nächsten Szene ist der Mensch gestorben; vor seinem Leichnam steht der Todesjüngling, dessen Seele, wiederum in Gestalt eines Schmetterlings, auf der gesenkten Fackel verharrt. Noch weiter rechts trägt Hermes die Seele, diesmal als junge Frau mit Schmetterlingsflügeln, ins Jenseits. Am linken Bildrand umarmen sich Amor und Psyche, „auch auf anderen Sarkophagen als schlagwortartig verkürzte Bildformel für Liebe“. PAUL ZANKER/BJÖRN CHRISTIAN EWALD: Mit Mythen leben. Die Bilderwelt der römischen Sarkophage, München 2004, S. 60 und Abb. 40f.

¹⁷ NOËLLE ICARD-GANOLIO: Artikel „Psyché“, in: *Lexicon Iconographicum Mythologiae Classicae (LIMC)*, Bd. 7.1, Düsseldorf 1994, S. 575: „Psyché entant que representation de l'âme“, S. 583: „Psyché-papillon“.

¹⁸ CARL AUGUST BÖTTIGER: *Ideen zur Kunst-Mythologie*, Bd. 2: Jupiter, Juno und Neptunus, Amor und Psyche, Dresden/Leipzig 1836, S. 418ff.; WILHELM HEINRICH ROSCHER: *Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie*, Bd. 3.2: Pasikrateia-Pyxios, Leipzig 1902-1909, speziell Sp. 3234-3237; LIMC (wie Anm. 17), Bd. 7.1, S. 575, „Scènes à connotation funéraire“.

¹⁹ JOSEF DOTTER: *Die Malereien in der Kapelle auf dem alten Friedhof zu Freiburg i. Br.*, in: *Schau-ins-Land* 64 (1937), S. 3-36, Zitat S. 12. Vgl. Faltafel nach S. 8.

²⁰ Vgl. JÖRGEN BIRKEDAL HARTMANN: *Die Genien des Lebens und des Todes. Zur Sepulkralikonographie des Klassizismus*, in: *Römisches Jahrbuch für Kunstgeschichte* 12 (1969), S. 9-38; LUDWIG UHLIG: *Der Todesgenius in der deutschen Literatur von Winckelmann bis Thomas Mann*, Tübingen 1975.

²¹ Dazu CHRISTEL STEINMETZ: *Amor und Psyche. Studien zur Auffassung des Mythos in der bildenden Kunst um 1800*, Diss., Köln 1989, S. 166ff. – Antonio Canova schuf 1797 eine Skulptur, bei der Psyche einen Schmetterling auf Amors Hand setzt; beide betrachten ihn, in tiefes Nachdenken versunken, wohl über die Symbolik des Falters.

²² Benjamin Hederich spricht vom „Todten-Schlaf“, DERS.: *Gründliches mythologisches Lexicon*, 1770, ND Darmstadt 1996, Sp. 2118.

²³ Auf einer Kreidezeichnung von Friedrich Rehberg, um 1800-1810, fliegt das Paar über einen anmutigen Landschaftsgarten mit „Freundschaftstempel“ (Wien, Albertina, Inv.-Nr. 17.341). Ganz auf das sich in den Armen liegende Paar in den Wolken fokussiert Johann Nepomuk Ender in seiner Tuschezeichnung 1815-1817 (ebd., Inv.-Nr. 5.165).

²⁴ Dazu HARTMANN (wie Anm. 20), S. 25 und 36 sowie STEINMETZ (wie Anm. 21), S. 221ff.

Amor und Psyche haben in christlicher Allegorese²⁵ als Sinnbild der Jenseitshoffnung auf Unsterblichkeit²⁶ und eine Wiedervereinigung im Himmel nach der Auferstehung daher ihren legitimen Platz auf einem Grabmal. Für den Freiburger Professor Wilhelm Furtwängler erfreut sich Psyche, „nachdem sie in die himmlische Sphäre sich aufgeschwungen, seliger Wonne in der Liebesumarmung des nun zu ihrem Bräutigam oder Gatten verklärten Eros. Die Seele ist hier über alle Kämpfe des Todes hinaus in die göttliche Wohnung, woher sie gekommen, zurückgelangt.“ (Letzter Satz gesperrt gedruckt.) Und er schließt: „Damit ist nun auch „die Idee [des Todes] auf den höchsten Punkt, den die antike Kunst zu erreichen vermochte, emporgeführt.“²⁷

Vorbilder für die Entkleidungsszene

Unser Relief ist eine klassizistische Schöpfung des beginnenden 19. Jahrhunderts. Sie verwendet zusätzlich zur traditionellen „Amor und Psyche“-Ikonografie im Motiv des GewandlöSENS ein vermutlich erst im späten 18. Jahrhundert hinzugetretenes Element.

Der Vergleich mit einem Berliner Bronzerelief (Abb. 4), das um 340/330 v. Chr. und damit ein halbes Jahrtausend vor der Kapitolinischen Gruppe entstand, zeigt den Unterschied: Mit einer zaghaften Bewegung will der nackte Amor das Kinn der vollständig bekleideten Psyche berühren, wohl um sie dazu zu bringen, ihm ihr Gesicht zuzuwenden, denn sie schenkt ihm keinerlei Beachtung.²⁸ „Das Paar wirkt zwar vertraut, doch wenig intim“; ein großer Felsblock zwischen ihnen „verhindert, dass sie einander im Bereich der Beine und des Unterleibs berühren.“ Die unterschiedliche „Stimmung“ beider Reliefs zeigen Details: ein „kalter“ Stein gegenüber einem „feurigen“ Dreifuß²⁹ und träumerisches In-die-Ferne-Blicken gegenüber intensivem Blickkontakt. Immer geht es um den Beginn einer Handlung, die der Betrachter im Geiste fortführt; ein GewandlöSEN wäre für die ältere Szene jedoch inkonsequent.

Amors LöSEN des Gewandes ist auch Thema des Schlussbildes der berühmten, in ganz Europa und sogar in Freiburg³⁰ verbreiteten Bildtapetenserie „Psyché et Cupidon“ (1815/16) (Abb. 5). Sie wurde 1819 auf einer Ausstellung gezeigt, die Bildende Kunst und Industrieprodukte kom-

²⁵ Dazu HOLM (wie Anm. 14), S. 91ff.

²⁶ Auf einem um 1778 entstandenen Aquarell des Zeichners Johann Sebastian Bach geleitet die „Zeit“ die „Unsterblichkeit“ in Gestalt der Psyche zu der auf den Wolken thronenden Minerva (Wien, Albertina, Inv.-Nr. 14.620).

²⁷ WILHELM FURTWÄNGLER: Die Idee des Todes in den Mythen und Kunstdenkmälern der Griechen, 2. Teil, Freiburg 1855, S. 298.

²⁸ Staatliche Museen zu Berlin, Antikensammlung, Inv.-Nr. Misc. 7.806; ANTIJE-SOPHIE MENSCHNER: Zaghafte Zuneigung – Das Eros-Psyche-Bronzerelief, in: Ansichtssache. Antike Skulpturengruppen im Raum, Ausstellungskatalog, hg. von JENS-ARNE DICKMANN und RALF VON DEN HOFF, Freiburg 2017, S. 225-228, Zitate S. 225.

²⁹ Der Dreifuß ist ein beliebtes Dekorationsstück um 1800. Ein Wunschbillet (1790-1800) zeigt als Skulptur ein eng umschlungenes Liebespaar neben einen Dreifuß mit herausschlagenden Flammen; beide neben einem von Rosen bewachsenen Grabmonument, dessen Inschrift dem Empfänger der Karte „Glück und Zärtlichkeit“ wünscht. Vgl. HANNA EGGER: Glückwunschkarten im Biedermeier. Höflichkeit und gesellschaftlicher Zwang, München 1980, S. 46, Abb. 29.

³⁰ Die Folge hing im Haus des österreichischen Regierungspräsidenten Hermann Joseph Edmund Nepomuk Tröndlin von Greiffenegg. Vgl. FRANZ SCHNELLER: Freiburg im Breisgau in Bildern von Georg Röbbcke, in: Badische Heimat 16 (1929), S. 273-283, hier Abb. S. 283.



Abb. 4 Bronzerelief Amor und Psyche, um 340/330 v. Chr. (Antikensammlung der Staatlichen Museen zu Berlin - Preußischer Kulturbesitz, Inv.-Nr. Misc. 7806, Foto: Johannes Laurentius).

binierte und das Kunsthandwerk wirtschaftlich fördern sollte.³¹ Mit dieser zwölfteiligen Folge hatten die Pariser Manufaktur Joseph Dufour und die beteiligten Künstler Louis Lafitte und Merry-Joseph Blondel „einen idealen Wandschmuck des Empire geschaffen, der nicht mehr übertroffen wurde“. Die Folge wurde „ein wahrer Bestseller der Tapetengeschichte, der auch heute noch am häufigsten im Kunsthandel zu finden ist“, denn er wurde bis 1931 immer wieder nachgedruckt.³²

³¹ Ein Blick auf Amor und Psyche um 1800, Ausstellungskatalog, hg. von JUERG ALBRECHT und PAUL LANG, Zürich 1994, S. 144-149, Kat.-Nr. 32A/32B.

³² JOSEF LEISS: Bildtapeten aus alter und neuer Zeit, Hamburg 1961, Zitat auf S. 50. Vgl. SABINE THÜMLER: Psyché et Cupidon. Ein Liebestraum unter den französischen Panoramatapeten, in: Amor und Psyche. Eine Erzählung in zwölf Bildern, Ausstellungskatalog, hg. von LORENZ WINKLER-HORAČEK und CHRISTIANE REITZ, Rahden 2008, S. 61-68, hier Zitat auf S. 63, und CHRISTA SCHLUMBORN: Die Bildtapete *Psyché et Cupidon* und der französische Neoklassizismus, in: ebd., S. 69-80.



Abb. 5
Bildtapetenserie „Psyché et Cupidon“
der Pariser Manufaktur Joseph Dufour
(1815/16), Szene 12 (aus: WINKLER-
HORAČEK/REITZ [wie Anm. 32], S. 56).

Im letzten Bild agiert das Paar inmitten bewegter Wolken am Rande eines „Himmelbetts“ im Wortsinn. Amor nestelt verliebt am Brustband von Psyches Kleid, die es geschehen lässt und ihrerseits ihren Schleier löst.³³ Ein Putto hält in der Rechten die Schale mit dem Unsterblichkeitstrank (von dem bereits ein Schmetterling kostet), in der Linken einen mit Rosen geschmückten Kranz und sorgt wie auf unserem Medaillon für den krönenden Abschluss.

Die Autoren des Berliner Katalogs stellen fest, dass weder Apuleius noch Jean de La Fontaine in der „Beschreibung des glücklichen Endes so explizit“ werden. Denn der französische Dichter trug indirekt zur Verbreitung des Entkleidungs-Motivs bei. La Fontaines „Les Amoures de Psyché et de Cupidon“ von 1669 waren am Ende des 18. Jahrhunderts in mehreren Ausgaben neu herausgekommen;³⁴ eine der Illustrationen von François Gérard, 1797, lieferte die Vorlage für die Dufour-Tapete. Die Künstler des Wandschmucks fügten der Komposition noch Amors Köcher, sein (weitgehend abgestreiftes) Gewand sowie den bekränzenden Putto hinzu.³⁵ Die Variation „Amor entschleierte Psyche“ ist Thema auf Empire-Uhren, u.a. von Claude Galie (1758-1815).³⁶ Der deutsche Bildhauer Peter Simon Lamine (1738-1817) gestaltet das Thema „Entkleidung der Psyche“ auf seine Weise: Auf seiner Rötzelzeichnung löst ein Putto das noch verbliebene Schuhwerk der Psyche, die am Rande des Hochzeitsbetts ihre Aufmerksamkeit ganz ihrem göttlichen Bräutigam zuwendet.³⁷

Indem unser Medaillon ein vermutlich erst am Ende des 18. Jahrhunderts eingeführtes Motiv verwendet, ist es also „moderner“ gestaltet als zunächst vermutet.

Verbreitung des „Amor und Psyche“-Reliefs im Kunstgewerbe

Wir treffen unser Relief „Amor löst Psyches Gewand“ in genauer Entsprechung auf Kandelabern, Möbeln, Uhren und Öfen an. Einrichtungsgegenstände sind in besonderem Maße aktueller Mode verpflichtet; zur Zeit des Empire unter Napoleon war dessen Zentrum Paris. Dort legten seit 1796 Charles Percier und Pierre F. L. Fontaine die Formen der Einrichtung der tonangebenden Gesellschaft für so lange Zeit fest, dass eine Datierung von Kunstwerken aufgrund von Formkriterien in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts schwer fällt.³⁸ Die Produkti-

³³ Dieser Gestus wird seit der Antike auch als Bildformel für eine göttliche Hochzeit verwendet. Vgl. WINKLER-HORAČEK/REITZ (wie Anm. 32), S. 57.

³⁴ OSKAR ROTH: Amor und Psyche in Versailles; JEAN DE LA FONTAINE: Les Amoures de Psyché et de Cupidon, in: Der Mythos von Amor und Psyche in der europäischen Renaissance, hg. von JÓZSEF JANKOVICS und S. KATALIN NÉMETH, Budapest 2002, S. 109-130.

³⁵ JEAN DE LA FONTAINE: Les Amours de Psyché et de Cupidon, suivies d'Adonis, poème, par. Édition ornée de gravures d'après les desseins de Gérard, Peintre. Paris, imprimé au Louvre par P. Didot L'Aîné 1797, nach S. 296. Gérard schuf auch das bekannte Gemälde im Louvre (Inv.-Nr. 4.739). Psyches Untergewand ist hier bis auf Höhe der Oberschenkel gefallen. Vgl. DOROTHY JOHNSON: Myth and meaning. Mythological painting in France circa 1800, in: Frankreich 1800. Gesellschaft, Kultur, Mentalitäten, hg. von GUNDRUN GERSMANN und HUBERTUS KOHLE, Stuttgart 1990, S. 23-33 und Abb. 15ff.

³⁶ ELKE NIEHÜSER/CLEMENS VON HALEM: Die französische Bronzeuhr. Eine Typologie der figürlichen Darstellungen. Von Göttern, Helden, edlen Wilden, München 1997, S. 118f., Abb. 189f.

³⁷ Wien, Albertina, Inv.-Nr. 12.800.

³⁸ Hierzu und zum Folgenden: HANS OTTOMEYER/PETER PRÖSCHEL: Vergoldete Bronzen: Die Bronzearbeiten des Spätbarock und Klassizismus, Bd. 1: Katalog der Bronzearbeiten, München 1986, S. 317ff., das folgende Percier-Zitat S. 318.

onsweise war von zunehmend größer werdenden Fabrikationsstätten wie Thomire-Dutherme³⁹ (bis zu 800 Arbeitern) mit extremer Arbeitsteilung bestimmt. Vorgefertigte Metallteile wurden wie Bausteine zusammengesetzt; Werkstücke wanderten von einer Hand zur anderen. Percier beklagt sich über Erzeugnisse, „die ohne wirklichen Urheber entstehen und dem Unkraut gleichen, dessen Menge seiner Nutzlosigkeit entspricht.“ Der Zweck solcher Luxusgegenstände war jedoch, dem täglichen Leben und seinem Umfeld durch Verwendung mythologischer Themen wie „Amor und Psyche“ einen höheren Sinn und Anspruch zu verleihen.

Auf einem Thomire zugeschriebenen Kandelaber-Paar im Napoleon-Museum Malmaison (Abb. 6) finden wir unser Bronzerelief gemeinsam mit zwei weiteren Applikationen gleicher Technik und Größe, die Amor und Psyche als Einzelpersonen zeigen.⁴⁰ Auf dem einen facht Amor das Feuer auf einem Liebes-Altar an, auf dem anderen ist es Psyche selbst, die sich quält, indem sie einen Schmetterling über ein Dreifuß-Feuerbecken hebt – eine Idee, die Böttiger für „abgeschmackt“ hält.⁴¹ Diese Darstellung gehört zum Themenkomplex, der um die (auch gegenseitige) Bestrafung Amors und Psyches kreist.⁴² Beiden Reliefs begegnen wir auch auf weiteren Kandelaber-Paaren, von denen eines die Signatur Thomires aufweist.⁴³ Hier trägt Psyche selbst, charakterisiert durch die Öllampe aus der verhängnisvollen Trennungsnacht, die Leuchterarme. Auch andere Werkstätten übernahmen diese Applikationen, gemäß der oben geschilderten Produktionsweise.⁴⁴

Da die großen Fabrikationsstätten ein breites Sortiment an Einrichtungsgegenständen führten, finden sich Werkstücke wie Bronzeapplikationen auch auf anderen repräsentativen Ausstattungsstücken wie Standuhren auf Kaminen und Kommoden. Ein Freiburger Beispiel ist die Kaminuhr der Stifterfamilie Kuenzer von 1815.⁴⁵ Auf Uhren war unser Liebespaar ohnehin eines der beliebtesten Themen,⁴⁶ denn es stand für vielfältige Deutungsmöglichkeiten zur Verfügung, nicht zuletzt für die Devise „Omnia vincit amor“ – „Die Liebe besiegt alles“ (Vergil) – und überdauert letztlich auch die durch die Uhr gemessene Zeit.⁴⁷ Auch die Apuleius-Erzählung liefert dafür einen Hinweis: Merkur verkündet, als er Psyche den Pokal mit Ambrosia reicht: „Nie wird Cupido das Band mit dir lösen, sondern eure Ehe wird in Ewigkeit dauern.“⁴⁸ Weit verbreitet war die vollplastische Gruppe nach dem Entwurf von Claude Michallon (1752-1799),

³⁹ DAVID HARRIS COHEN: Pierre-Philippe Thomire – Unternehmer und Künstler, in: OTTOMEYER/PRÖSCHEL (wie Anm. 38), Bd. 2, S. 657-665.

⁴⁰ Mobilier National Inv.-Nr. GML1290; L'Aigle et le Papillon. Symboles des pouvoirs sous Napoléon, 1800-1875, Ausstellungskatalog, hg. von ODILE NOUVEL-KAMMERER, Paris 2007, S. 259f., Kat.-Nr. 163 (Marie-France Dupuy-Baylet); ODILE NOUVEL-KAMMERER: Les ailes du papillon sous l'Empire napoléonien, in: WINKLER-HORAČEK/REITZ (wie Anm. 32), S. 94-99, Abb. 1.

⁴¹ BÖTTIGER (wie Anm. 18), S. 462.

⁴² STEINMETZ (wie Anm. 21), S. 180ff.; LIMC (wie Anm. 17), Bd. 7.1, S. 576f.; Psyché tourmentée, NOUVEL-KAMMERER, Ausstellungskatalog (wie Anm. 40), S. 246.

⁴³ Im Kunsthandel: <https://www.rubylux.com/item/1459321-201708-11/Pair-Very-Large-Patinated-Gilt-Bronze> (abgerufen am 15.05.2019).

⁴⁴ Im Kunsthandel: https://www.van-ham.com/fileadmin/Redaktion/Auktionen/Blaetterkataloge/Katalog_327_Kunstgewerbe/#/54/ (abgerufen am 15.05.2019).

⁴⁵ Abb. in: DORIS BANHAF: Chancen stiften in Freiburg. Kommunale Stiftungen als Grundlage bürgerschaftlichen Engagements, Freiburg 2002, S. 35.

⁴⁶ NIEHÜSER/VON HALEM (wie Anm. 36), S. 102-109.

⁴⁷ Uhren mit diesem Thema ebd., S. 21, Abb. 18 („Amor vincit tempus“), S. 43, Abb. 51 und S. 113, Abb. 179 („Amor entflieht mit der Zeit“), S. 116, Abb. 183 und S. 117, Abb. 187 (jeweils „Die Liebe triumphiert über die Zeit“).

⁴⁸ Buch 6, 23. Dazu ALBRECHT/LANG (wie Anm. 31), S. 162.



Abb. 6 Kandelaber-Paar mit „Amor und Psyche“-Reliefs, Pierre Philippe Thomire zugeschrieben, vor 1805, Napoleon-Museum Malmaison (aus: NOUVEL-KAMMERER, *L'Aigle et le Papillon* [wie Anm. 40], S. 259, Kat.-Nr. 163).

bei der Amor Psyche ans Kinn fasst, diese ihn mit beiden Armen bekränzt und sich das Paar verliebt in die Augen schaut.⁴⁹ Die Komposition erinnert an die beiden oben verglichenen Bronzereliefs, jedoch ist an die Stelle von Felsblock (antikes Bronzerelief) und Dreifuß (unser Relief) das Uhrgehäuse als idealer Ort für Bronzeapplikationen getreten; ein Beispiel zeigt Amor am Liebesaltar aus der obigen Dreierserie.⁵⁰

Ottomeyer charakterisiert solche Uhren als Schaustücke „im Blickpunkt des Salons“ und dies darf wohl auch für die Kandelaber oder auch Möbelstücke gelten. Mit letzteren verlassen wir das Pariser Umfeld und finden in Wien unsere Dreierserie wieder. Das dortige Museum für Angewandte Kunst (MAK) bewahrt einen Schreibschrank, Wien um 1810, den Friedrich Gottlob Hoffmann entworfen hat, mit Goldbronzen von Franz Detler (Signatur) (Abb. 7).⁵¹ Der Goldschmied und Gürtler (1785-1835) wurde international durch seine Medaillenbildnisse der Teilnehmer des Wiener Kongresses bekannt. Auch auf einem Lyrasekretär mit unserem „Amor und Psyche“-Paar am oberen Abschluss hinterließ Detler seine Signatur.⁵² Passenderweise wurde das Relief auch für ein Wiener Doppelbett in den Regensburger Fürst Thurn und Taxis-Kunstsammlungen verwendet; hier zielt unser Paar die beiden Längsseiten des Möbels in der Mitte eines Blätterbandes.⁵³

Am häufigsten ist unser Paar jedoch auf Wiener Portaluhren vertreten (Abb. 8).⁵⁴ Das Relief wird bei diesen Tisch- oder Kommodenuhren aber nicht mehr als Applikation verwendet, sondern zwischen Säulen frei aufgestellt; Spiegel an den Innenwänden steigern die Wirkung. Eine Säulenuhr von Christian Döllner, zwischen 1820 und 1830 angefertigt, wurde 2013 in der beliebten Sendung „Kunst und Krempel“ begutachtet. Der Sachverständige Carl Ludwig Fuchs wies auf die Verbreitung unseres Motivs „auf vielen Wiener Möbeln“ hin, den Beschlag „finden Sie überall wieder“.⁵⁵ Fachliteratur und Internet mit dem Angebot des Kunsthandels weisen denn auch viele solche Wiener Säulenuhren mit unserer Darstellung nach.⁵⁶ Die Öllampe zuoberst der hier abgebildeten Uhr mag mit Bezug auf die Apuleius-Erzählung einen dezenten moralischen Hinweis enthalten. In einer früheren Sendung ging es um eine Uhr gleicher Gattung, die statt unserer „Amor und Psyche“-Szene die sich selbst verbrennende Psyche aus der obigen Dreier-

⁴⁹ OTTOMEYER/PRÖSCHEL (wie Anm. 38), Bd. 1, S. 350, Kat.-Nr. 5.7.1, und Bd. 2, S. 669, Abb. 4.

⁵⁰ Im Kunsthandel. Abb. bei der Pinterest-Foto-Community: <https://www.pinterest.de/pin/740349626219761492/> (abgerufen am 06.09.2018).

⁵¹ Inv.-Nr. H 2025. HEINRICH KREISEL/GEORG HIMMELHEBER: Die Kunst des deutschen Möbels, Bd. 3: Klassizismus, Historismus, Jugendstil, München 21983, S. 374, Abb. 341.

⁵² Inv.-Nr. H 2027. KREISEL/HIMMELHEBER (wie Anm. 51), S. 374, Abb. 337.

⁵³ KREISEL/HIMMELHEBER (wie Anm. 51), S. 375, Abb. 345.

⁵⁴ FREDERICK KALTENBÖCK: Die Wiener Uhr: Wien, ein Zentrum der Uhrmacherei im 18. und 19. Jahrhundert, München 1988, S. 166, Abb. 352, und S. 167, Abb. 354.

⁵⁵ Sendung im Bayerischen Fernsehen am 09.11.2013. Mediathek: <https://www.br.de/mediathek/video/wiener-portaluhr-die-komplette-beratung-noch-einmal-sehen-av:584f88fc3b467900119edff9> (abgerufen am 15.05.2019).

⁵⁶ Vgl. die Bildergalerie im Internet unter: <http://www.alte-spieluhren.de/Stockuhren-Portaluhren.htm>, Nr. 4,8,11 (abgerufen am 06.09.2018). Kunsthandel: <https://www.dorotheum.com/dailyauction/lot-detail/auktion/10579-antiquitaten-uhren-skulpturen-metallarbeiten-fayencen-volkskunst-silber/lotID/44/lot/1680153-empire-kommodenuhr-jacquemart.html?currentPage=2> und <https://www.dorotheum.com/en/auctions/current-auctions/kataloge/list-lots-detail/auktion/10836-clocks-metalwork-faience-folk-art-sculptures-antique-scientific-instruments-and-globes/lotID/59/lot/1763767-an-empire-mode-clock.html?currentPage=2> (abgerufen am 06.09.2018).



Abb. 7 Schreibschrank mit Goldbronzen von Franz Detler, Wien um 1810, Museum für Angewandte Kunst Wien (https://sammlung.mak.at/sammlung_online?id=collect-185375).

folge zeigt.⁵⁷ Dieses Werkstück bezeichnete Fuchs als „Wiener Bronze“, gepresstes Messing im Gegensatz zu den französischen Stücken, die gegossen worden seien.

Trotz seiner weiten Verbreitung im Wiener Kunstgewerbe ist die Herkunft unseres „Amor und Psyche“-Reliefs aus Pariser Werkstätten nicht in Frage zu stellen. Frankreich reagierte auf die finanzielle Beanspruchung durch die vielen napoleonischen Feldzüge mit einer gezielten Industrieförderung im Inland und durch Exporte in das gesamte von ihm politisch abhängige Europa.⁵⁸ Dort versuchte man von dem französischen Monopol unabhängig zu werden. In Wien

⁵⁷ Sendung im Bayerischen Fernsehen am 16.07.2011. Mediathek: <https://www.br.de/br-fernsehen/sendungen/kunst-und-krempel/20110716-saeulenuhr100.html> (abgerufen am 06.09.2018). Eine Uhr mit der gleichen Figur bei <http://www.alte-spieluhren.de/Stockuhren-Portaluhren.htm>, Nr. 25 (abgerufen am 06.09.2018).

⁵⁸ MICHAEL STÜRMER: Konjunktur und Krisen der Bronzekunst in Paris 1770-1830, in: OTTOMEYER/PRÖSCHEL (wie Anm. 38), Bd. 2: Beiträge zur Geschichte und Technik der Bronzearbeiten, zu Künstlern und Werkstätten, München 1986, S. 643-656.



Abb. 8 Wiener Portaluhr, um 1825 (aus: KALTENBÖCK [wie Anm. 54], S. 167).

produzierte die von Kaiser Joseph II. gegründete Erzschnideschule eigene Bronzearbeiten, die den Pariser Vorbildern so ähnlich wie möglich sein sollten.⁵⁹ Dafür ist unser Bronzerelief ein schlagendes Beispiel. Mit weniger technischem Aufwand hergestellt (Pressen statt Gießen) und die ursprüngliche Applikation nun als eigenständige Plastik im Architekturrahmen eingesetzt, wurde dieses arbeitsteilig hergestellte Produkt ein wirtschaftlicher Erfolg.

Zum Abschluss unserer Recherche sei noch auf die Verbreitung unseres Reliefs auf Kachelöfen aufmerksam gemacht. In seiner Werkstatt im oberbayerischen Bad Heilbrunn sammelte Theo Holtebrink wertvolle Öfen aus ganz Europa, darunter einen Biedermeierofen in Eisenoptik (Abb. 9), dessen wichtigster Schmuck unser Relief ist, von dem der Experte zugleich einen Nachguss anfertigte.⁶⁰ Für weitere Öfen mit unserem Motiv liefern zwei Museumstücke im Fränkischen Museum Feuchtwangen den Nachweis (Abb. 10).⁶¹



Abb. 9
Biedermeierofen in Eisenoptik, Sammlung Holtebrink Bad Heilbrunn (aus: TEIBLER/RECHT [wie Anm. 60], S. 62).

⁵⁹ OTTOMEYER/PRÖSCHEL (wie Anm. 38), Bd. 1, S. 320 und 323.

⁶⁰ CLAUDIA TEIBLER/REGINA RECHT: Säulen der Behaglichkeit. Diese Antiquitäten wärmen Leib und Seele. Theo Holtebrink fahndet nach alten Kachelöfen und restauriert sie liebevoll. In: *Architectural Digest. Die schönsten Häuser der Welt 1* (2004), S. 60-64.

⁶¹ Meine Fotos wurden Ende der 1980er-Jahre im Museum gemacht. Eine aktuelle Anfrage dort ergab, dass die beiden Tontafeln nicht im Bestand nachgewiesen werden können.



Abb. 10 Ofenplatte, Fränkisches Museum Feuchtwangen
(Foto: Thomas Schwarz).

Und damit kommen wir wieder zu unserem Grabmalkreuz zurück. Die seltsam verunklärte Beinstellung Amors ist das Ergebnis der letzten Restaurierung, für die damals keine geeignete Vorlage zur Verfügung stand. Die historische Aufnahme des Grabmals (vgl. Abb. 1) war durch ihre Unschärfe nur bedingt zu gebrauchen. Inzwischen ist auch die Fackel Amors beschädigt worden. Es wäre daher eine lohnende Aufgabe für eine der von der Gesellschaft der Freunde und Förderer des Alten Friedhofes e.V. finanziell unterstützten pflegerischen Maßnahmen,⁶² dieses Kleinod internationaler Provenienz für Freiburg in seiner ursprünglichen Gestalt wiederzugewinnen.

⁶² Siehe <https://www.alter-friedhof-freiburg.de/f%C3%B6rderverein/ziele-des-vereins/> (abgerufen am 22.08.2019).

Musikinstrumentenbauer in Freiburg i. Br. im 19. Jahrhundert

Eine erste Annäherung

Von
PETER GEISLER

Vorwort

Der vorliegende Beitrag wurde angeregt durch die Begegnung mit historischen Klarinetten, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts gebaut worden waren und deren Signaturen eindeutig auf die Herkunft aus Werkstätten in Freiburg im Breisgau verwiesen. Im Einzelnen handelte es sich um eine achtklappige A-Klarinette aus Buchsbaum von Max Kenner¹ (Abb. 1 a + b) sowie um das Fragment einer B-Klarinette und eine vollständig erhaltene Bassklarinette in B, beide von Joseph Ignaz Widmann² (Abb. 2).

Lindesay G. Langwill listet in seinem speziell für Blasinstrumente verfassten Nachschlagewerk insgesamt sechs Werkstätten allein dieser Sparte in Freiburg auf: Albrecht, E. Geinoz, Johannes Hammig, M. Kenner, Laubé und Jos. Ignaz Widmann.³ Wie die Recherche ergab, liegt bei E. Geinoz allerdings eine falsche lokale Zuordnung vor, denn Geinoz gehört wohl in das schweizerische Freiburg/Fribourg im Üechtland.⁴ Ebenfalls zweifelhaft ist Laubé in der angegebenen Schreibweise. Johannes Hammig wiederum arbeitete erst im 20. Jahrhundert in Freiburg und entfällt für die Untersuchung, die sich auf das 19. Jahrhundert beschränkt.

Um diese spärlichen Informationen noch etwas auszuweiten, wurde hauptsächlich in den verfügbaren Adressbüchern der Stadt Freiburg nach allgemeinen Hinweisen auf Instrumentenbauer gesucht. Die Ergebnisse sind in der vorliegenden Arbeit gesammelt.⁵

Leider besteht noch ein großer Mangel an Fakten und Daten zu den einzelnen Personen bzw. Werkstätten, wie sie beispielsweise aus Schriftwechseln, Preislisten oder Werbematerialien gewonnen werden könnten. Durch die vorliegende Recherche sind immerhin relativ sichere Rahmendaten über die einzelnen Wirkungszeiträume von Instrumentenbauern verfügbar, jedenfalls soweit sie in diesen öffentlichen Quellen verzeichnet wurden.

Mit dieser Arbeit soll – ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit der Darstellung – ein erster Impuls für weitere Forschungen gegeben werden. Mögen künftige Beiträge auf der Basis weiterer Quellen zu genaueren Kenntnissen über die Freiburger Instrumentenbauer des 19. Jahrhunderts führen.

¹ Im Privatbesitz des Autors.

² Beide im Bestand des Heimat- und Keramikmuseums der Stadt Kandern/Südschwarzwald.

³ LINDESAY G. LANGWILL: *An Index of Musical Wind-Instrument Makers*, Edinburgh 1980, S. 238.

⁴ Im schweizerischen Freiburg/Fribourg existiert „Geinoz“ als Familienname heute noch.

⁵ Der Hersteller mechanischer Musikinstrumente Welte wird lediglich in einem Exkurs (siehe dort) erwähnt.



a



b

Abb. 1 a+b Klarinette in A (acht Klappen, Buchsbaum) von Max Kenner, ca. 1860 (Gesamtansicht und Ausschnitt seiner Signatur, Fotos: Peter Geisler).

Einleitung

Von der Musikpraxis in der Volksmusik abgesehen, war das Musizieren kompositorisch niveauvoller Werke bis etwa 1800 hauptsächlich professionellen Kräften oder wenigen Liebhabern vor allem aus Kreisen des Adels vorbehalten. Mit der Ausbildung der bürgerlichen Gesellschaft nach 1800 verstärkte sich das Interesse am aktiven Musizieren auch bei Laien, was wiederum ein Grund dafür wurde, dass der Bau von Musikinstrumenten als Zweig des Kunsthandwerks im Lauf des 19. Jahrhunderts einen recht beachtlichen Aufschwung erfuhr.

Maßgeblich unterstützt wurde diese Konjunktur durch die Entwicklung neuer technischer Verfahren ebenfalls nach 1800. Diese ermöglichten allgemein große Fortschritte, die sich auch auf den Bau von Musikinstrumenten auswirkten. Hier wurden nun wegweisende Erfindungen möglich, wie z. B. 1813 der Bau von Ventilen an Blechblasinstrumenten nach Hermann Stölzel. In diesem Zusammenhang ist auch die Klarinette nach Iwan Müller zu nennen, mit der ab 1812 wesentliche Verbesserungen gegenüber den Instrumenten noch um 1800 eingeführt wurden.

Waren im Musikinstrumentenbau bis dahin oft über Generationen dauernde, teils mühsame und kleinteilige Entwicklungsschritte üblich, so konnten mit dem 19. Jahrhundert dank der Verbesserung industrieller Fertigungstechniken ganz neu konzipierte Instrumente realisiert werden. Hierzu zählen beispielsweise die Sarrusophone⁶, die Saxophone, ebenso die späteren, heute kaum mehr bekannten Rothphone⁷. Die Basstuba ist ebenfalls ein Kind des 19. Jahrhunderts wie auch die seit etwa 1839 bekannte (patentiert 1844) sogenannte „Boehm-“ oder „französische Klarinette“. Mit ihrer Konzeption und Applikatur war sie ein einziger, genialer Wurf.

Ebenfalls große Fortschritte wurden im Klavierbau des 19. Jahrhunderts erzielt. Vor allem der Einsatz eines gegossenen Metallrahmens vermochte hohe Zugkräfte durch die Saitenspannung aufzunehmen, wodurch ein wesentlich größerer Ton erzielt werden konnte. Dieser gegossene Rahmen verlieh den Instrumenten eine Stabilität, wie sie bei den bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch rein aus Holz gefertigten Tasteninstrumenten nicht zu erreichen war. Hinzu kamen die Entwicklung wirksamer Repetitionsmechaniken sowie der Ersatz der traditionellen Hammerbelederung durch Filz.

Im Instrumentenbau des 19. Jahrhunderts werden neue strukturelle Tendenzen erkennbar, die teilweise bis heute nachwirken. Einzelne Firmen, oft aus der Initiative von Einzelpersonen oder Familien heraus, konnten sich zu relativ großen und vierteilig produzierenden Unternehmen entwickeln, z. B. Kohlert in Graslitz oder Sax in Brüssel. Andere wiederum, z. B. Heckel (heute in Wiesbaden), wurden zu angesehenen Spezialisten für bestimmte Instrumente, wie in diesem Fall für Fagotte. Daneben konnten sich auch geographische Schwerpunkte herausbilden, z. B. im sächsischen Vogtland rund um Markneukirchen.

Häufig ließen sich Instrumentenbauer jedoch dezentral nieder und gründeten individuelle Werkstätten, oft weniger für den Neubau als vielmehr für die Instandsetzung. Gerade

⁶ Das Sarrusophon ist ein in verschiedenen Größen gebautes Doppelrohrblattinstrument. Sein Korpus ist aus Metall gefertigt. Wegen seines Mundstücks wird es jedoch zu den Holzblasinstrumenten gerechnet. Pierre-Auguste Sarrus entwickelte die Sarrusophone im 19. Jahrhundert für die französische Militärmusik als akustisch kräftigere Alternativen zu Oboe und Fagott. Siehe hierzu den entsprechenden Wikipedia-Artikel (Stand: 10.05.2019).

⁷ Das Rothphon ist ein Doppelrohrblattinstrument und wurde im 19. Jahrhundert von dem Mailänder Fernando Roth erfunden. Es ähnelt in Material, Form und Struktur dem Saxophon, ist aber im Verhältnis zur Länge weniger konisch als dieses. Siehe hierzu auch den entsprechenden Wikipedia-Artikel (Stand: 10.05.2019).

Reparaturen und Maßnahmen, die dem sachgerechten Unterhalt der grundsätzlich auf eine lange Lebensdauer angelegten Musikinstrumente dienen, sind auch heute noch wichtige Aufgabenfelder für Instrumentenbauer, gleichgültig ob diese in der eigenen Werkstatt tätig oder in einem größeren Betrieb beschäftigt sind.

Allgemeine Hinweise zur Recherche, zum gesichteten Material und zur Darstellung der Daten

In Freiburg existiert bis dato keine Sammlung, die sich explizit Musikinstrumenten widmet.⁸ Somit kann auf musealer Ebene kein Überblick über die in Freiburg gebauten Instrumente vermittelt werden.⁹ Dies mag auch daran liegen, dass die in der Breisgaumetropole hergestellten Instrumente – wie allgemein üblich – zum Großteil die Stadtgrenzen verlassen haben dürften. Dazu hat, wie bereits erwähnt, die Reparatur nicht nur eigener, sondern auch fremder Fabrikate einen beträchtlichen Anteil an der Arbeit von Instrumentenbauern ausgemacht, sodass wohl eine bunte Mischung von Instrumenten durch die Hände der Freiburger Instrumentenbauer gegangen sein dürfte. Instrumentensammler wiederum strukturieren ihre Sammlungen in der Regel nach anderen als lokalen Gesichtspunkten. Insofern sind speziell auf Freiburg bezogene Fakten von vornherein schwierig zu ermitteln.

Um einen ersten Zugang zu finden, wurden primär Adressbücher der Stadt Freiburg untersucht, die für 1800, 1801, 1806, 1810, 1813, 1818, 1820, ab 1824 jährlich bis 1899 vorliegen. Diese Adressbücher weisen in aller Regel Kapitel auf, die die Einwohner alphabetisch nach Familienamen unter Angabe der Wohnadresse verzeichnen. Daneben wurden jedoch auch Kapitel eingegliedert, welche Bewohner zusammengefasst nach ihrer beruflichen Tätigkeit („Künstler, Handels- und Gewerbsleute“, oder ähnlich) listen.¹⁰ Diese Abschnitte werden im Folgenden kurz als „Berufekapitel“ bezeichnet. Sie boten einen guten Einstieg in die Recherche, da sich hier direkte Hinweise auf ortsansässige Instrumentenbauer in dieser Zeit ergaben.

Die Listung der Instrumentenbauer war jedoch möglicherweise nicht immer vollständig oder konsequent. So ist zum Beispiel Max Kenner ab 1857 bereits als Einwohner und Instrumentenmacher im alphabetischen Teil verzeichnet, erscheint jedoch in den Berufekapiteln erst ab 1862.

Bis 1834 nennen diese Berufekapitel pauschal „Musikalische Instrumentenmacher“ oder „Musikalische Instrumentenmacher und Orgelmacher“. Ab 1835 wird unterschieden in „Blas- und Streichinstrumentenmacher“, „Claviermacher“ und „Orgelmacher“. Diese Unterteilung wurde auch nachstehend angewandt, differenziert jedoch entsprechend der gefundenen Hinweise noch konkreter in Blasinstrumentenmacher und Streichinstrumentenmacher.

Um ihre wirtschaftliche Basis zu erweitern, haben Instrumentenmacher oft noch einen Handel parallel zur Werkstatt betrieben. Dies ist von der Sache her recht naheliegend und auch für Freiburg nachzuweisen. Daher wurden diesen Bereich betreffende Daten mit erfasst und in einem abschließenden Abschnitt dargestellt.

⁸ In Bad Krozingen existiert eine Sammlung historischer Tasteninstrumente, allerdings ohne einen lokalen Schwerpunkt zu Freiburg.

⁹ Im Freiburger Augustinermuseum gibt es Exponate zu Welte (siehe Exkurs). Die städtische Sammlung zählt noch eine Konzertzither aus dem Musikhaus Carl Ruckmich (siehe unten) zum Bestand.

¹⁰ Nicht vorhanden im Adressbuch von 1875.

Gerade der Handel, jedoch auch einige Werkstätten, schaltete ab etwa 1865 unregelmäßig Annoncen im Anzeigenteil der „Freiburger Zeitung“. Hieraus gewonnene Daten vermochten vereinzelt Sachverhalte zu klären.

Als großer, zeitökonomischer Vorteil für die Nachforschungen erwies sich, dass sowohl die Adressbücher der Stadt Freiburg für den behandelten Zeitraum als auch die „Freiburger Zeitung“ online eingesehen werden konnten.¹¹ Ebenso waren im Internet Fotos von in Freiburg angefertigten Instrumenten zu finden.¹² Ferner ergaben sich einige Hinweise speziell zu Orgelbauern und deren Arbeiten daraus, dass einige Kirchengemeinden auf ihren Internetseiten Angaben zur Geschichte ihrer Orgeln publiziert haben. Einige Orgeln Freiburger Provenienz wurden bei den betreffenden Orgelbauern gelistet – auch dies jedoch ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit. So erlangte die Suche im Internet für die vorliegende Arbeit einen vergleichsweise hohen Stellenwert.

Des Weiteren wurden im Stadtarchiv Freiburg aufbewahrte, den ermittelten Personen zugeordnete Hinterlassenschafts- bzw. Erbschaftsakten durchgesehen.

Örtliche Musikvereine, die bereits im 19. Jahrhundert bestanden oder kurz nach 1900 gegründet worden sind, wurden nach Quellen in ihren Vereinsarchiven befragt. Hier wurden jedoch keine Unterlagen mehr gefunden. Ebenso wurde das Stadttheater Freiburg um Auskunft gebeten, ob dort Dokumente aufbewahrt werden, die möglicherweise geschäftliche Beziehungen zu Freiburger Instrumentenbauern belegen. Hier erfolgte keine Rückmeldung. Für wenige Instrumentenbauer ergaben sich durch erhaltene Instrumente oder andere Quellen weitere Informationen. Diese wurden eingearbeitet, sind jedoch mit Rücksicht auf den Rahmen der Arbeit knapp gehalten.

Die folgende Listung von Instrumentenbauern des 19. Jahrhunderts erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Es ist nicht auszuschließen, dass in Freiburg weitere Instrumentenbauer, vor allem solche in einem Angestelltenverhältnis und ohne eigene Werkstatt, tätig waren, aber nicht in die untersuchten Quellen Aufnahme fanden. Auch mögen auswärts wohnende Instrumentenbauer in Freiburg tätig gewesen sein. Sie waren dann jedoch nicht als Einwohner Freiburgs verzeichnet und bleiben daher unbekannt.

Innerhalb eines jeden Abschnitts sind Instrumentenbauer oder Händler alphabetisch geordnet. Werkstätten, die in den frühen Adressbüchern unsortiert genannt wurden und die zunächst keiner Sparte zugewiesen waren, wurden nachträglich eingeordnet oder korrigiert, wenn spätere Einträge präziser waren oder anderweitig Quellen mit eindeutiger Aussage gefunden wurden. Ebenso wurde bei Unklarheiten in der Schreibweise von Vor- und Nachnamen verfahren. Gab es Nachfolger innerhalb einer Familie, so sind diese dagegen chronologisch geordnet, um die Generationenfolge deutlich zu machen.

Jahreszahlen ohne Klammer schließen die Jahre der berufsspezifischen Listung in den Adressbüchern ein. Beispiel: 1863-1890: Hier wurden Einträge von 1863 bis 1890 gefunden. Jahreszahlen in runden Klammern geben Lebensdaten an. Adressangaben stehen in eckigen Klammern (keine Aussagen können dabei getroffen werden, ob es sich um Privat- bzw. Wohnadressen, Werkstätten oder Geschäftsadressen handelte). Bis einschließlich 1866 wurden in den Adressbüchern nur die stadtweit vergebenen Hausnummern verzeichnet, die hier mit vorangestelltem „#“ gekennzeichnet sind. Ab 1867 wurden Straßennamen mit Hausnummern angegeben. Personennamen in eckigen Klammern geben alternativ gebrauchte Schreibweisen an.

¹¹ Auf den Internetseiten der Universitätsbibliothek Freiburg unter „Freiburger historische Bestände – digital“ abrufbar (Stand: 10.05.2019).

¹² Ein Abdruck war aus urheberschutzrechtlichen Gründen leider nicht möglich.

Verzeichnis der Instrumentenmacher in Freiburg im 19. Jahrhundert

Blasinstrumentenmacher

ALBRECHT, JOHANN BAPTIST 1863-1890

[1863: # 673 / 1867: Fischerau 34 / 1887: Fischerau 36]

Johann Baptist Albrecht (1826-1916)¹³ wird 1863 im Einwohnerteil des Adressbuchs, wahrscheinlich zunächst irrtümlich, als Instrumentenmacher „Albrecht, J. L.“ bezeichnet. Ab 1865 ist dann „Albrecht, J. B.“ (Johann Baptist) sowohl im Einwohnerteil als auch im Berufekapitel unter dem Abschnitt „Blas- und Streichinstrumentenmacher“ gelistet. Langwill verzeichnet von Albrecht, der wohl Holzblasinstrumentenbauer war, eine Flöte und datiert diese auf ca. 1890.¹⁴

HAMMER, HERMANN 1891-1894

[Fischerau 36]

Bei den Einträgen zu Hermann Hammer (1865-?) wird dieselbe Adresse wie zuletzt bei Johann Baptist Albrecht (siehe oben) angegeben. Wahrscheinlich handelte es sich bei Hermann Hammer um einen oder den Nachfolger von Albrecht. Die Publikation „Musikinstrumentenbauer“ gibt an: „August Eugen Hermann Hammer, geboren 1865 in Sondershausen, war ab ca. 1889 als Oboist und Erbauer von Oboeninstrumenten in Freiburg/Breisgau tätig, später, bis 1929, in Sondershausen.“¹⁵ Dies macht die betriebliche Nachfolge Albrechts mit Übernahme von dessen Werkstatt für Holzblasinstrumente ab 1891 plausibel. Vielleicht war Hermann Hammer davor bereits für eine gewisse Zeit (ab 1889?) bei Albrecht als Mitarbeiter tätig.

KENNER, MAX 1857 bis Anfang 20. Jahrhundert

- KENNER, MAX SENIOR (1829-1890)

- KENNER, MAX JUNIOR (1860-1897)

[1857: # 574, Oberlinden / 1859: # 595 / 1860: # 571 / 1862: # 307 / 1867: Bertholdstraße 30 / ab 1869:1 Eisenbahnstraße 29]

Die Firma Kenner in Freiburg existierte zumindest über zwei Generationen in Familienbesitz. Vater Max Kenner, ist erstmals 1857 als Einwohner Freiburgs mit dem Beruf eines Instrumentenmachers verzeichnet. Der Sohn, wie der Vater auf den Vornamen Max getauft, war ebenfalls Instrumentenmacher und trat in der Folgezeit in den väterlichen Betrieb ein. Bei beiden ist allerdings nicht bekannt, ob sie nur Holzblas- und Blechblas- oder auch anderweitige Instrumentenmacher waren. Es ist möglich, jedoch nicht belegt, dass beide sich fachlich ergänzt haben. Allerdings scheint ein oder der Schwerpunkt im Hause Kenner wohl der Bau bzw. der Handel mit Blechblasinstrumenten gewesen zu sein, denn eine später erschienene Firmenchronik des Musikhauses Ruckmich bezeichnet im Rückblick das Unternehmen als „Blechinstrumentengeschäft Max Kenner“.¹⁶

Kenner erscheint erstmals 1862 innerhalb des Berufekapitels in den Adressbüchern

¹³ Stadtarchiv Freiburg (StadtAF), Einwohnermeldekarte Johann Baptist Albrecht.

¹⁴ LANGWILL (wie Anm. 3), S. 2.

¹⁵ WOLFGANG WENKE: Blasinstrumente aus Thüringen, in: Musikinstrumentenbauer in Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen, hg. von DAKAPO Pressebüro, Berlin 2014, S. 84. Auch als Internetbeitrag unter: www.dakapopressebuero.de/flipbook/2014_06_16_Musikinstrumentenbroschuere_Sachsen/files/assets/basic-html/page84.html (Stand: 10.05.2019).

¹⁶ WILHELM FLADT: Hundert Jahre Musikhaus Ruckmich Freiburg i.B. Skizze zur Gedenkfeier am 9. Okt. 1927, [Freiburg 1927].

der Stadt Freiburg, zunächst lediglich als Instrumentenmacher.¹⁷ Als Musikalien- und Instrumentenhandlung wird Max Kenner dann seit 1874 verzeichnet. Nach dem recht frühen Tod des Sohnes Max im Jahr 1897 wurde das Geschäft spätestens ab 1900 von der Mutter Maria Crescentia Kenner, der Witwe von Max Kenner senior, geführt. Von 1901 bis 1903 ist Walter Zabel, ab 1904 Hermann Fischer als Inhaber verzeichnet. 1908 starb Maria C. Kenner, wonach es zu einer Erbteilung kam.¹⁸ 1911 übernahm Karl Lempfuhr als „Kenner Nachfahren“ das Geschäft. 1912 ist weiterhin Karl Lempfuhr eingetragen, der Name Kenner ist erloschen. Diese Einträge in den Adressbüchern gehen nicht ganz konform mit Angaben in der Firmenchronik des Musikhauses Ruckmich, denen zufolge das Kenner'sche Geschäft ab 1910 von Ruckmich übernommen wurde.

Das Kenner'sche Unternehmen scheint als Musikhaus einige Bedeutung in der Region gewonnen zu haben, wofür auch der der Werkstatt angegliederte Handel gesorgt haben dürfte. Einer im Internet publizierten Vereinschronik zufolge hat Max Kenner senior 1861 eine vollständige Grundausrüstung an Musikinstrumenten an die neu gegründete Blaskapelle in Görwihl im Südschwarzwald geliefert.¹⁹ Auch die Firmenchronik des Musikhauses Ruckmich bescheinigt dem Kenner'schen Geschäft „für den Instrumenten- und Musikalienhandel Oberbadens nicht unbedeutend“ gewesen zu sein.²⁰

Neben der bereits eingangs erwähnten A-Klarinette (Buchsbaum, acht Klappen), die auf etwa 1860 datiert werden kann, ist eine weitere, von Kenner signierte Klarinette (in Es, Klappenanlage nach Iwan Müller) in der Sammlung von Nicholas Shackleton (Edinburgh) unter der Nummer <4682> erhalten.²¹ Im Internet waren bisher folgende Abbildungen von weiteren, mit „M. Kenner/Freiburg/B“ gekennzeichneten Instrumenten zu finden: Flügelhorn, wohl in B²² / Tenorhorn, wohl in B²³ / Horn in F mit drei Drehventilen²⁴ / Zither²⁵.

LAUBE, (?)

Langwill führt für Freiburg einen Instrumentenbauer namens Laubé auf und gibt eine erhaltene Klarinette aus Buchsbaum mit 13 Klappen nach Iwan Müller an.²⁶ Auch Hoeprich listet Laube als Instrumentenmacher.²⁷ In den Freiburger Adressbüchern des 19. Jahrhunderts ist ein Instrumentenmacher Laube jedoch weder bei den Einwohnern noch in den Berufekapiteln zu finden. Allerdings existieren Einträge von 1891 bis 1893 zu einem Julius Laube mit der Berufsangabe „Hoboist“²⁸ [Eisenbahnstraße 7]. Es kann vermutet werden, dass Julius Laube als

¹⁷ ERIC HOEPRICH: *The Clarinet*, Yale 2008, S. 323, dort verzeichnet mit „?-1910“.

¹⁸ Die Hinterlassenschaftsakten folgender Mitglieder der Familie Kenner befinden sich im Stadtarchiv Freiburg: Max Kenner senior (H 16490), Witwe Kenner (H 22379) und Max Kenner junior (H 18049).

¹⁹ www.hotzenwald-bauernkapelle.de/Vereinschronik/ (Stand: 10.05.2019). Die Nachfrage beim dortigen Blasmusikverein (Oktober 2017) ergab jedoch keine Kenner-Instrumente mehr im dortigen Bestand.

²⁰ Vgl. Anm. 15.

²¹ *Catalogue of the Sir Nicholas Shackleton Collection*, hg. von HEIKE FRICKE und ARNOLF MYERS, Edinburgh 2007, S. 49.

²² www.horn-u-copia.net/display.php?sortBy=key_pitch&selby=&starton=6570 (Stand: 04.11.2017).

²³ www.moinat.ch/fr/divers/12433-tuba-tenor-par-max-kenner-freiburg.html (Stand: 04.11.2017).

²⁴ www.ebay.de/itm/Waldhorn-in-F-antik-Max-Kenner-Freiburg-zum-Restaurieren-/152322907303?nma=true&si=fJsFrOGV1ST%252FDQ4WSO1dlqs8j9Y%253D&orig_cvip=true&rt=nc&_trk-sid=p2047675.12557 (Stand: 06.11.2017).

²⁵ www.europeana.eu/portal/de/record/09102/_CM_0853761.html (Stand: 04.11.2017).

²⁶ LANGWILL (wie Anm. 3), S. 100.

²⁷ Bei HOEPRICH (wie Anm. 17), S. 234, verzeichnet mit „late 19th c?“.

²⁸ „Hoboist/Hautboist“ war im späten 18. und bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts die Bezeichnung für

solcher Klarinetttist war und die Signatur auf der bei Langwill genannten Klarinette vielleicht keine Herstellersignatur, sondern einen Eigentumshinweis darstellte. Die Annahme, dass Julius Laube in Anbetracht seines beruflichen Hintergrunds selbst Instrumente in Freiburg gebaut und signiert hätte, bleibt bei dieser Datenlage vorerst spekulativ.

Möglicherweise bezieht sich die Angabe „Laubé“ bei Langwill auf eine Instrumentenwerkstatt Laubé, die um 1900 in La Couture-Boussey/Frankreich existierte und von der auch Klarinetten mit der Müller’schen Klappenanlage bekannt sind. Wie dann aber der bei Langwill hergestellte Bezug zu Freiburg zustande kam, ist unklar.

WI[E]DMANN, IGNAZ 1833-1863

[1833: # 12 / ab 1838: # 266 / ab 1842: # 601 / 1862: # 506]

(Joseph) Ignaz Widmann ist über 30 Jahre lang in den Freiburger Adressbüchern verzeichnet.²⁹ Die erhaltenen bzw. durch Fotografien dokumentierten Instrumente legen nahe, dass Widmann eine Werkstatt für ausschließlich Holzblasinstrumente betrieb. Wie bereits erwähnt, sind im Bestand des Heimat- und Keramikmuseums Kandern/Südschwarzwald das Fragment einer B-Klarinette (dreiklappiges Oberstück und Birne) sowie eine vollständige, im Jahr 2018 restaurierte Bassklarinette in B mit 24 Klappen vorhanden (Abb. 2). Eine zweite, ebenfalls in Kandern erhaltene, jedoch einfacher ausgestattete und unsignierte Bassklarinette in B könnte auf Grund der sehr großen Ähnlichkeit in der Bauweise ebenfalls aus Widmanns Werkstatt oder deren Umfeld stammen.

Im Internet waren bisher folgende Abbildungen von weiteren Instrumenten aus der Freiburger Werkstatt Widmanns zu finden: Flöte in Es³⁰ / Flöte³¹ / Flöte³² / Flöte³³ / Bassetthorn in F, 19 Klappen³⁴.

Widmann war nie zusätzlich unter den Musikalienhändlern eingetragen. Nach einer Anzeige in der „Freiburger Zeitung“ zu schließen, übernahmen offensichtlich 1863 die Musikalienhändler Kaiser & Tritschler „vormals Widmann“ die Räumlichkeiten [# 506].³⁵

einen Militärblasmusiker (Oboist, Klarinetttist, Hornist, Fagottist), oft im Offiziersrang. Vereinzelt hielt sich der Ausdruck im Sprachgebrauch bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

²⁹ HOEPFICH (wie Anm. 17), S. 330, verzeichnet für die Widmann’sche Werkstatt „1838-1863“.

³⁰ www.loc.gov/resource/dcmflute.0819 (Stand: 26.11.2017).

³¹ www.musikhaus-arnold.de/querfloeten-klarinetten/index.html (Stand: 04.11.2017).

³² www.originalflutes.com/german-flutes/widmann.html (Stand: 25.11.2017).

³³ www.oldflutes.com/german.htm (Stand: 25.11.2017).

³⁴ americanhistory.si.edu/collections/search/object/nmah_606673 (Stand: 25.11.2017).

³⁵ Freiburger Zeitung vom 20.12.1863.



Abb. 2 Fragment einer B-Klarinette (untere Reihe, 2. von rechts) und Bassklarinetten in B (im Vordergrund rechts), beide von Ignaz Widmann (Heimat- und Keramikmuseum Kandern, Foto: Peter Geisler).

Streichinstrumentenmacher

ERGGELET [ERGELE] (VOR) 1800-1858

- Erggelet, Konrad (vor) 1800-1806

Im Einwohneradressbuch des Jahres 1800 ist Konrad Ergele in der Funktion eines Zunftmeisters der Schneiderzunft „zum Scheppele“ und mit der Berufsbezeichnung „Geigenbauer“ gelistet [# 204].³⁶

- Erggelet, Johann Nepomuk 1800-1836

[1834: # 204 / 1836: # 515]

Johann Nepomuk Erggelet wird ab 1834 neben der Berufsbezeichnung „Instrumentenbauer“ auch als „Waisenrichter“ titulierte.

- Erggelet, Johann Nepomuk jünger 1810-1858

Johann Nepomuk der Jüngere wurde ebenfalls als „Geigenbauer“ angesprochen und stand als solcher offensichtlich in der Familientradition [# 204].³⁷

MEYER, HEINRICH 1884-1898

[Kaiserstraße 104]

Heinrich Meyer (1842-1898) ließ sich als „Hofmusikus a.D.“ sowohl unter den Instrumentenbauern als auch unter den Musikalien- und Instrumentenhandlungen, mit dem Spezialgebiet Streichinstrumente, eintragen. Er inserierte auch im Annoncenteil der Adressbücher.³⁸

ROMER, ADOLF 1896-20. Jahrhundert

[1896: Schiffstraße 11 / 1899: Ringstraße 18 / Karlstraße 5]

Die Einträge zu Adolf Romer sind ergänzt mit dem Hinweis „speziell Streichinstrumente“. Adolf Romer (1863-1932) stammte aus Ettenheim und war Geigenbaumeister (Abb. 3a-c).³⁹ Zu seiner Arbeit und zu seinen Vorstellungen als Geigenbauer äußerte sich Romer in seiner selbst verfassten Biographie.⁴⁰ Hier stellt er auch seinen „Romer-Wirbel“ für Streichinstrumente vor (D.R.Patent Nr. 172991) und beschreibt im Anhang dessen besonderen Vorteile wie folgt:⁴¹

„1. schnellstes und bequemstes Aufziehen der Saiten, besonders der A-Saite der Violine; 2. die Saite braucht nicht mehr mit dem Saitenende unterkreuzt werden; 3. keine herumhängenden Saitenenden mehr; 4. Saitenzangen und Pinzetten werden entbehrlich.“

³⁶ Im frühen 19. Jahrhundert waren die Handwerker noch in Zünften organisiert. Für die Instrumentenbauer bestand offensichtlich aber nicht die Pflicht, einer ganz bestimmten Zunft beizutreten.

³⁷ Die Hinterlassenschaftsakte (StadtAF, H 10215) verzeichnet noch einen Josef Nepomuk Erggelet (1777-1863).

³⁸ StadtAF, H 16596 u. 21092 sowie Sterberegistereintrag 1898 Nr. 97.

³⁹ <http://kalliope-verbund.info/de/eac?eac.id=1012298035>.

⁴⁰ ADOLF ROMER: Geigenbaumeister Adolf Romer - sein Leben und Schaffen von ihm selbst erzählt, Freiburg 1929.

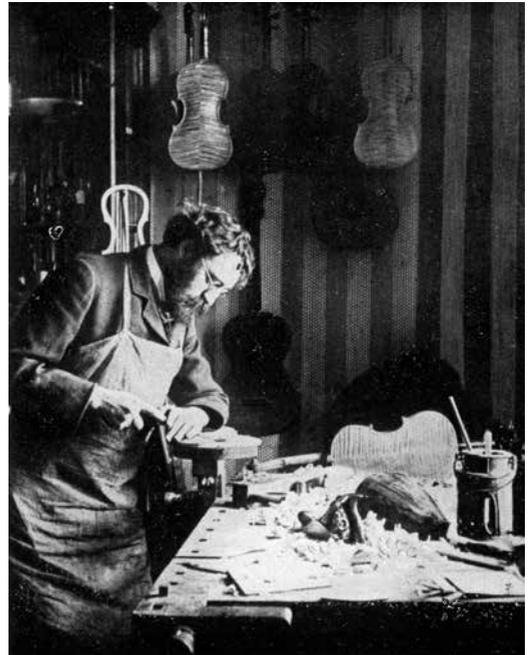
⁴¹ Ebd., Anhang letzte Seite.



a



b



c

Abb. 3 a-c
Geigenbaumeister Adolf Romer, sein Haus in der Bertoldstr. 40 (mit aufgemalten Geigen an der Fassade) und seine Werkstatt (ROMER [wie Anm. 40]).

Weitere gelistete Streich- und Blasinstrumentenmacher

HÜTTEL [HÜTT'L] & OEHLSCHLÄGER [OEHLSCHLÄGEL] 1865-1866

Sowohl Ad. Hüttel als auch Oehlschläger sind im Einwohnerteil mit dem Zusatz „musikal. Instr.“ verzeichnet. Es ist unklar, ob es sich bei dieser Partnerschaft um einen reinen Handel oder um die Kombination mit einer Werkstatt handelte. 1866 ist im Berufekapitel nur noch Oehlschläger zu lesen. Für beide Partner ist jeweils die Adresse [# 519] angegeben.

RUH, JOH. SIGMUND 1866-1868

Der Name Ruh erscheint in Verbindung mit Friedrich Kaiser (Kaiser & Ruh), einem Händler. Im Adressbuch von 1868 ist die Ehefrau unter der Angabe „Joh. Sigmund Ruh, Instrumentenmacher-Witwe“ belegt.

Klavierbauer

BOGNER (vor) 1800-1864

- BOGNER, MICHAEL (vor) 1800-1820
[# 395]

- BOGNER, JOSEPH 1823-1857

Von Josef Bogner ist in der Sammlung Historischer Tasteninstrumente Bad Krozingen ein Tafelklavier (um 1855) erhalten.⁴²

- BOGNER, JOSEPH W. (Witwe?) 1858-1864

Diesem Eintrag zufolge hat Joseph Bogners Ehefrau den Betrieb noch weitergeführt.

BRAMBACH, FRANZ JOSEF 1882-1885

[1882: Belfortstraße 24 / 1884: Hermannstraße 2]

Der in Bonn geborene Franz Josef Brambach (1838-1915)⁴³ ist bis 1885 unter den Klavierbauern verzeichnet, ab 1886 dagegen unter den Orgelbauern.

ENLEN, AD. 1879-1888

[1879: Moltkestraße 1 / 1880: Friedrichstraße 23 / 1883: Kaiserstraße 149 / 1888: Zähringerstraße 1]
Ad. Enlen wird erstmals 1879 als „Instrumentenmacher“ und „Klavierstimmer“ bezeichnet. In der Folge erschienen Einträge bei den Klavierbauern, ab 1887 auch bei den Musikalien- und Instrumentenhändlern.

GAISER⁴⁴ 1834-1874

- Gaiser, Valentin (1804/05-1874)⁴⁵ 1834-1874

[1834: # 495 / 1836: # 392 / 1870: Löwenstraße 10]

⁴² <https://www.schlosskonzerte-badkrozingen.de/sammlung/iv21-tafelklavier/>; StadtAF, H 7557.

⁴³ StadtAF, Einwohnermeldekarte Franz Josef Brambach.

⁴⁴ Die Hinterlassenschaftsakte (StadtAF, H 11983) vermerkt noch einen Emil Gaiser, Sohn des Valentin, als Klaviermacher.

⁴⁵ StadtAF, H 11983 und Sterberegistereintrag 1874 Nr. 240.

- Gaiser, Ignaz 1853-1858
[# 392]

HAUCK [HAUG / HAUK], JOH. 1866-1871
[1866: # 86 / 1870: Langstraße 1]

LEISTER [LAISTER], JOHANN NEPOMUK 1806-1837
[1806: # 240 / 1810: # 237 / 1818: # 230]

Johann Nepomuk Leister (1776-1836) wurde als Klaviermacher und Schreinermeister aufgeführt.

MAIER, NIKOLAUS 1876
[Moltkestraße 10]

Von Nikolaus Maier existiert lediglich ein einziger Eintrag, der ihn als Klaviermacher ausweist, und zwar im Einwohnerverzeichnis des Jahres 1876. Daher ist anzunehmen, dass Maier nur kurze Zeit in Freiburg tätig war.

MOHR, WILLIBRORD [WILLIBRAND] 1871-20. Jahrhundert

[1871: Freiestraße 1 / 1873: Rotteckplatz 17 / 1874: Rotteckstraße 5]

Der in Wolfmannshausen (Gmde. Grabfeld, Thüringen) geborene Willibrord Mohr (1841-1916)⁴⁶ war Klavierbauer, wird aber auch im Abschnitt „Musikalien- und Instrumentenhändler“ gelistet. Laut einer Anzeige in der „Freiburger Zeitung“ vom Dezember 1890 hat Mohr eine neue, verbesserte Konstruktion des Resonanzbodens an seinen Instrumenten entwickelt.⁴⁷ Ab 1900 trat der Kaufmann Albert Schlauder in das Geschäft ein („Hofpianohaus Mohr & Schlauder“). Die Handlung war wohl gut etabliert und wurde 1917 vom Musikhaus Ruckmich übernommen.⁴⁸

PIRISTI [PIRISTE], CARL 1849-1874/75

[1849: # 922 / 1851: # 475 / 1856: # 472 ab 1867: Grünwälderstraße 12]

Carl Piristi (1811-1870) ist sowohl unter den „Klaviermachern“ als auch im Abschnitt „Musikalien- und Instrumentenhändler“ verzeichnet. Nach Piristis Tod wurde ab 1874 seine Witwe als Inhaberin eingetragen. Ab 1871 ist unter Piristis Adresse Grünwälderstraße 12 auch Alfred Stibinger (siehe unten) verzeichnet, welcher wohl in das Geschäft eingetreten ist. Unter den Klavierbauern ist ab 1874 Piristi & Stibinger eingetragen, ab 1876 nur noch Stibinger (Abb. 5d).⁴⁹

RODER, JOHANNES NEPOMUK 1853-1884

[1853: # 127 / 1854: # 37 / 1855: # 45 / 1856: # 37 / 1864: #96 / 1866: # 74b / 1867: Merianstraße 19 / 1870 Merianstraße 5 / 1871: Baslerstraße 3 / 1877: Günterstalstraße 30 / 1879: Günterstalstraße 35 / 1880: Günterstalstraße 49 / 1881: Günterstalstraße 43 / 1883: Brombergstraße 4 / 1884: Brombergstraße 6]

Die auffallend vielen Adressänderungen lassen vermuten, dass Johannes Roder (1797-1884)⁵⁰ keine eigene Werkstatt führte, sondern angestellt war.

⁴⁶ StadtAF, Einwohnermeldekarte Willibrord Mohr; ebd., Sterberegister 1916 Nr. 355.

⁴⁷ Freiburger Zeitung vom 7.12.1890.

⁴⁸ FLADT (wie Anm. 16).

⁴⁹ StadtAF, H 11333 und Sterberegister 1870 Nr. 671; Freiburger Adressbuch 1874, Verzeichnis der Einwohner nach ihren Berufsgeschäften, S. 49.

⁵⁰ StadtAF, Einwohnermeldekarte Johannes Nepomuk Roder; ebd., Sterberegister 1884 Nr. 382.

RUDOLF, HERMANN 1858-1879 (1816-1879)⁵¹

[1858: # 571 / 1864: # 825 / 1865: # 538 / 1867: Eisenbahnstraße 4 / 1868: Grünwälderstraße 2 / 1870: Löwenstraße 10 / 1876: Löwenstraße 24]

STIBINGER, ALFRED 1871-1897

[1871: Grünwälderstraße 12 / 1873: Grünwälderstraße 2 / 1876: Löwenstraße 10 / 1. April 1886: Schiffstraße 19 / 1887: Predigerstraße 2, Geschäft Schiffstraße 21 / 1888: Geschäft Unterlinden 3 / 1892: Kaiserstraße 19 / 1896 Deutschordenstraße 1] (Abb. 5d)

Siehe auch oben unter Carl Piristi.

Orgelbauer

Orgeln als in der Regel stationäre Einrichtungen in Kirchen waren und sind immer Gegenstand eines gewissen öffentlichen Interesses. Allgemein stellen Orgeln große Investitionen dar, und Entscheidungen über einen Orgelbau werden in der Regel durch Gremien und nicht durch Einzelpersonen getroffen. So sind Orgelneubauten oder Umbauten oft relativ gut dokumentiert. Dadurch heben sie sich von den individuellen, oft in großen Stückzahlen hergestellten Orchesterinstrumenten, aber auch von Flügeln und Klavieren ab. Ebenso ist über Schulen des Orgelbaus wie auch über Orgelbauer vielfach publiziert worden. Im Hinblick auf die Orgelbauer in Freiburg sei an dieser Stelle pauschal auf die Forschungen und Veröffentlichungen von Bernd Sulzmann hingewiesen.⁵²

BRAMBACH, FRANZ JOSEF 1886-20. Jahrhundert

[1886: Herrenstraße 7 / 1889: Rheinstraße 22 / 1890: Rheinstraße 23]

Franz Josef Brambach ist bis 1885 zunächst als Klavierbauer verzeichnet, danach ab 1886 und bis ins frühe 20. Jahrhundert als Orgelbauer oder Orgelbaumeister. 1889 lautete der Zusatz im Einwohneradressbuch „Orgelbaumeister und Pianostimmer, Bertholdstraße 54, Geschäft Holzmarktplatz 10, ab 1. April Rheinstraße 22“.⁵³

FORRELL [FORELL], JAKOB 1855-1882

[1855: # 55 / 1856: # 102 / 1869: Kirchstraße 13 / 1870: Kirchstraße 11]

Jakob Forrell (1821-1893)⁵⁴ war der Schwiegersohn von Franz Joseph Merklin senior, verheiratet mit dessen Tochter Genoveva.

⁵¹ StadtAF, Einwohnermeldekarte Hermann Rudolf; ebd., Sterberegister 1879 Nr. 716.

⁵² Bernd Sulzmann (1940-1999) war Orgelsachverständiger und Orgelbauer. In seinem Nachlass, der sich im Besitz der Waldkircher Orgelstiftung befindet, sind 1.500 Orgelstandorte dokumentiert. Siehe hierzu den Wikipedia-Beitrag über Sulzmann (Stand: 10.05.2019).

⁵³ Siehe auch unter „Klavierbauer“.

⁵⁴ Zu Jacob Forrell siehe auch BERNHARD HÖRLER: Orgelbau Goll, Luzern. Ein Stück europäischer Orgelbaugeschichte, Bd. 1: Friedrich Goll, Orgelbauer, o.O. [2019], S. 26. Als PDF-Dokument verfügbar unter: <https://files.orgelbauergoll.ch/documents/Orgelbau%20Goll,%20Luzern%20Band%201%201839-1905.pdf> (Stand 27.05.2019).

z. B. Orgeln in:

- Appenweier / St. Michael: 1860⁵⁵
- Bad Krozingen / St. Alban: 1862 Orgelneubau⁵⁶
- Friesenheim-Schuttern: 1863 Einweihung⁵⁷
- Renchen-Ulm / St. Mauritius : ca. 1872⁵⁸
- Denzlingen / Evangelische Kirche: 02.09.1867, Vertrag über die Instandhaltung.⁵⁹

FRÖHLICH, ALBERT 1864(?) / 1865-1871

1864 ist ein Anton Fröhlich [# 340] und von 1865 bis 1871 ein Albert Fröhlich [zunächst # 769 / 1867: Karlsplatz 33] verzeichnet. Wahrscheinlich ist der Vorname „Anton“ in der Ausgabe des Einwohneradressbuches von 1864 ein Irrtum.

Als Orgelmacher wird Albert Fröhlich bis 1871 geführt. Ab 1865 war er Partner von Alexander Merklin. Es scheint, als habe Albert später den Beruf gewechselt, denn von 1872 bis 1875 wird er als „Blumenmacher“ bezeichnet [1872: Schusterstraße 2 / 1873-1875: Schusterstraße 13].

z. B. Orgel in:

- Freiburg / St. Georg: 1869, Fa. Merklin & Fröhlich

HETTICH, JOHANN BAPTIST (vor) 1800-1806

[1810: # 243]

Im Einwohneradressbuch, Abschnitt „Bauzunft Zum Mond“, wird Johann Baptist Hettich unter den Orgelbauern aufgeführt. 1810 ist er nicht mehr im alphabetischen Teil zu finden. Bereits 15 Jahre zuvor muss er diesen Beruf ausgeübt haben, ist doch aus dem Jahr 1795 ein Konflikt mit einem anderen Orgelbauer namens Franz Kanstinger belegt. In diesem wehrte sich Hettich beim Magistrat der Stadt dagegen, dass Kanstinger, wohl ein Laie im Orgelbau, in Hettichs Gewerbe tätig war.⁶⁰

KANSTINGER, FRANZ (vor) 1800-1813

Franz Kanstinger wurde 1810 als „Normallehrer“ bezeichnet [# 513]. Offensichtlich war Kanstinger aber auch im Orgelbau tätig, denn als solcher wird er unter den „Musikalischen Instrumentenmachern“ gelistet. Trotz der zuvor erwähnten Auseinandersetzung mit Johann Baptist Hettich *wegen Professionseingreifens*⁶¹ wurde Kanstinger weiterhin unter den Orgelbauern gelistet, zuletzt 1813. Da zwischen 1813 und 1818 keine Einwohneradressbücher vorliegen, muss es offen bleiben, wie lange Kanstinger noch im Orgelbau tätig war. 1818 ist Kanstingers Frau Barbara als „Lehrerswitwe“ aufgeführt.

MARTIN, LUDWIG 1820

[1820: # 80]

Der aus Waldkirch stammende Ludwig Martin (1788-1822) kam 1818 nach Freiburg.⁶² Er wurde

⁵⁵ <https://klais.de/m.php?sid=27> (Stand: 27.05.2019).

⁵⁶ <https://orgel-verzeichnis.de/bad-krozingen-st-alban/> (Stand: 27.05.2019).

⁵⁷ HÖRLER (wie Anm. 54).

⁵⁸ www.renchen.de/tourismus/sehenswuerdigkeiten/sehenswuerdigkeiten-in-ulm/ (Stand: 27.05.2019).

⁵⁹ www.ev-denzlingen.de/html/orgel523.html?& (Stand: 10.05.2019).

⁶⁰ StadtAF, C1 Gewerbe und Handel 12a Nr. 20 (*Joh: Baptist: Hettich Orgelmacher wider Franz Kanstinger*).

⁶¹ Ebd.

⁶² <https://www.waldkircher-orgelbau.de/geschichte/mathias-martin.html>.

im Berufekapitel unspezifisch verzeichnet, im alphabetischen Einwohnerteil 1820 jedoch als „Orgelbauer“ bezeichnet. 1823 wurde seine Ehefrau Margaretha als „Orgelmacherswitwe“ angesprochen [# 519].

Ein interessanter Hinweis auf Bekanntschaften der Instrumentenbauer untereinander ist in den Unterlagen zur Erteilung nach dem Tod Ludwig Martins enthalten. Offensichtlich hat der Klavierbauer Joseph Bogner (siehe oben) die nachgelassenen Gegenstände und Materialien in Martins Werkstatt gesichtet, schriftlich erfasst und bewertet sowie die Zusammenstellung unterzeichnet.⁶³

z.B. Orgel in:

- Wittnau / Mariä Himmelfahrt: 1805/06 zuerst in Triberg, 1861 nach Wittnau versetzt.

MERKLIN 1834-20. Jahrhundert

Die für Freiburg im 19. Jahrhundert nachweisbaren Orgelbauer mit dem Familiennamen „Merklin“ entstammen den Linien zweier Brüder aus Oberhausen (heute Ortsteil der Gemeinde Rheinhausen): Georg Anton Merklin (1784-1863), wie dessen Vater von Beruf Ölmüller, sowie Franz Joseph Merklin senior (1788-1857), zunächst Schreiner, dann Orgelbauer.⁶⁴

LINIE FRANZ JOSEPH MERKLIN SENIOR

- MERKLIN, FRANZ JOSEPH SENIOR 1834-1857

Franz Joseph Merklin (1788-1857) fertigte seine ersten Arbeiten im Orgelbau in Oberhausen. Etwa 1832 zog er in eine neue Werkstätte in den Freiburger Stadtteil Wiehre. Die größte Orgel von Franz Joseph Merklin senior befindet sich in der Evangelischen Stadtkirche in Kandern/Südschwarzwald, erbaut 1826/27 (Abb. 4).

- MERKLIN, FRANZ JOSEPH JUNIOR um 1843

Der Sohn von Franz Joseph Merklin senior, wie sein Vater auf den Vornamen Franz Joseph getauft (1819-1905), war nach Ausbildung und Wanderschaft nur relativ kurze Zeit in den Jahren um 1843 zurück in Freiburg. Er lebte und arbeitete danach vor allem in Belgien und in Frankreich.

- MERKLIN, GUSTAV ADOLF 1865-1879

[1865: # 392 / 1867: # 133W / 1869: Baslerstraße 14 / 1871: Baslerstraße 18 / 1873: Lorettostraße 2]
Gustav Adolf Merklin (1839-1879) war der jüngste Sohn von Franz Joseph Merklin senior.

LINIE GEORG ANTON MERKLIN

- MERKLIN, FRI[E]DOLIN 1859-1890

[1859: # 31 / 1862: # 48 / 1863: # 137 / 1865: # 127 / 1866: # 720 / 1867: Karthäuserstraße 11 / 1968: # 48W / 1869: Schwarzwaldstraße 2 / 1870: (obere) Langestraße 1 / 1888: Hildastraße 1 / 1889: Löwenstraße 11 / ab 1. April 1899: Lehenstraße 37]

Fridolin Merklin (1821-1900) war der Sohn des Georg Anton Merklin. Das eigene Geschäft in Freiburg wurde 1856 gegründet.

⁶³ StadtAF, H 1229.

⁶⁴ Siehe hier und im Folgenden: BERND SULZMANN: Zur Genealogie der Orgelbauerfamilie Merklin, in: Ars Organi 1978/Heft 57, S. 441-444.



Abb. 4 Orgel von Franz Josef Merklin in der evangelischen Kirche von Kandern, erbaut zwischen 1825 und 1827 (Lizenz: Creative Commons Attribution 3.0 Unported; Foto: Wladyslaw Sojka, www.sojka.photo).

- MERKLIN, AUGUST 1891-20. Jahrhundert

[Löwenstraße 11 / ab 1. April 1899: Lehenstraße 37]

August Merklin (1860-1940) war der Sohn von Fridolin Merklin und als Orgelbauer bis ins 20. Jahrhundert eingetragen.

z. B. Orgel in:

- Waltershofen / St. Peter und Paul: 1892⁶⁵

- MERKLIN, ALEXANDER 1864-1869

[1864: # 641 / 1865: # 751 / 1867: Karlsplatz 33]

Alexander Merklin (1835-nach 1871) war der Neffe von Fridolin Merklin. Ab 1865 bestand eine Zusammenarbeit mit Albert Fröhlich (siehe oben).

⁶⁵ www.waldkircher-orgelbau.de/orgelgalerie/waltershofen/zur-orgel.html (Stand: 10.05.2019).

SCHAXEL, MATHEUS [MATTHÄUS] 1824-1826

[# 498]

Im Berufekapitel ist Matheus Schaxel (1800-1831)⁶⁶ unspezifisch verzeichnet, im alphabetischen Einwohnerteil 1824 als „Orglenmacher“ (sic!), 1826 als „Orgelbauer“ geführt.

SCHÜTZE [SCHÜTZ], FRIEDRICH 1842-1853

[# 55W]

Friedrich Schütze war der Schwiegersohn von Franz Joseph Merklin senior, verheiratet mit dessen Tochter Maria Anna.

SCHUBLE, NIKOLAUS 1813

[# 56]

Im Berufekapitel ist Nikolaus Schuble (1770-1816)⁶⁷ zunächst unspezifisch verzeichnet, im alphabethischen Einwohnerteil 1813 wird er jedoch als „Orgelbauer“ angesprochen. Schubles Frau Anna wird 1820 als „Orgelmacherwitwe“ bezeichnet [# 607].

z. B. Orgel in:

- Freiburg-Lehen / St. Cyriak: 1808

Weitere unspezifisch gelistete Instrumentenmacher

RUCH, SIGM. 1858-1863

[1858: # 856 / 1859: # 485 / 1863: # 769]

Der Eintrag ist nicht weiter präzisiert. Es besteht die Möglichkeit, dass es sich nicht um einen „Musikalischen Instrumentenbauer“, sondern um einen „Physikalischen Instrumentenbauer“ handelte. 1864 ist von einer „Ruch Sigm. W.“ (Witwe) zu lesen.

Exkurs: Mechanische Musikinstrumente Welte

Aus der Automatenfirma Welte in Vöhrenbach/Schwarzwald entwickelte sich ein führender Hersteller für Musikautomaten mit Kunden in aller Welt. 1872 verlegte die Firma ihren Sitz nach Freiburg und zog in das neu angelegte Gewerbegebiet im Stadtteil Stühlinger. Bedeutend für die weitere Entwicklung der Firma war das Jahr 1883, in dem Emil Welte ein Patent auf sein neues Verfahren erhielt, mit dem die Funktion der Instrumente durch Lochstreifen aus Papier gesteuert wurden.

In die Freiburger Adressbüchern ist die Familie Welte ab 1874 eingetragen mit Berthold und Michael (jung) Welte als „Orchestrionfabrik“ in der Lehener Straße 7. Der Betrieb existierte bis ins 20. Jahrhundert.

Da Welte nicht traditionelle Instrumente, sondern mechanische Musikautomaten herstellte, soll dieser Aspekt der Freiburger Musikinstrumentenbauer nicht weiter ausgeführt werden.⁶⁸

⁶⁶ Matheus Schaxel ist mit diesen Lebensdaten in einem Interneteintrag markiert, jedoch nicht weiter ausgeführt: de.wikipedia.org/wiki/Schaxel (Stand: 10.05.2019).

⁶⁷ Lebensdaten zu Nikolaus Schuble nach https://de.wikipedia.org/wiki/Nikolaus_Schuble (Stand: 10.05.2019).

⁶⁸ Zur Geschichte der Firma Welte siehe im Internet: www.voehrenbach.de/tourismus/orchestrion/index.html, www.davidrumsey.ch/herkunft_seewen.pdf und den entsprechenden Wikipedia-Artikel (Stand jeweils

Als Händler verzeichnete Werkstätten oder Händler mit angegliederter Werkstatt

Einige der bereits gelisteten Instrumentenbauer führten nebenher einen Instrumenten- und Musikalienhandel. Sie sind hier erneut, allerdings nur mit dem Bezug auf die vorangegangenen Abschnitte zu den Instrumentenbauern, aufgeführt.

Die gelisteten Musikhäuser, die sowohl Musikalien als auch Instrumente verkauften, hielten nachweislich oder vermutlich außerdem einen Reparaturservice mit angestellten Instrumentenbauern bereit. So betrieb z.B. das alteingesessene Musikhaus Ruckmich eine Werkstatt für Klavierbau und -reparaturen sowie eine Werkstatt für Kleininstrumente.

Im Fall von Ruckmich kommt es zu einer Besonderheit: Von 1867 bis 1873 wurden Musikalien- und Instrumentenhändler nicht mehr gesondert gelistet. Kurzerhand ließ sich Ruckmich nun sowohl bei den Instrumentenmachern als auch bei den Orgelbauern auführen, obwohl die Firma selbst nie Orgeln gebaut haben dürfte.

ALBRECHT, JOHANN BAPTIST 1864-1890⁶⁹

ENLEN, AD. 1879-1888⁷⁰

[1879: Moltkestraße 1 / 1880: Friedrichstraße 23 / 1883: Kaiserstraße 149 / 1888: Zähringerstraße 1]
Ab 1887 erscheinen zusätzlich Einträge bei den Musikalien- und Instrumentenhändlern.

HÜTTEL [HÜTT'L] & OEHLISCHLÄGER [OEHLISCHLÄGEL] 1865-1866⁷¹

KAISER, FRIEDRICH 1863-1902

[1863: # 506 / 1865: # 520 / 1873: # 620 / 1874: Kaiserstraße 35 / 1887: Kaiserstraße 10]
Der Kaufmann Friedrich Kaiser führte in Freiburg über 36 Jahre einen Musikalien- und Instrumentenhandel mit verschiedenen Geschäftspartnern (Abb. 5a). Ab 1865 ließ sich Kaiser auch bei den Blas- und Streichinstrumentenmachern eintragen, was jedoch wohl nur aus Werbegründen geschah. Ob Kaiser im Verlaufe seines Firmenbestehens – z.B. als Kaiser & Schiedmayer (siehe unten) und nach Einrichtung eines Pianolagers – Instrumentenmacher angestellt hatte, muss aufgrund fehlender Quellen offen bleiben.⁷²

- KAISER & TRITSCHLER 1863-1865

Offensichtlich handelte es sich bei diesem Partner Kaisers um den Kaufmann Joseph Tritschler, für den sich 1864 im Einwohnerteil ein Eintrag mit der Adresse [# 506] findet. Diese Adresse galt bisher für den Holzblasinstrumentenmacher Joseph Ignaz Widmann (siehe oben).

10.05.2019). Literatur (in Auswahl): GERHARD DANGEL-REESE: Geschichte der Firma M. Welte & Söhne Freiburg i. B. und New York, Freiburg 1991; DERS.: Automatische Musikinstrumente – Aus Freiburg in die Welt. 100 Jahre Welte-Mignon. Freiburg 2005; DERS./SCHMITZ, HANS-WILHELM: Welte-Mignon-Reproduktionen/ Welte-Mignon Reproductions. Gesamtkatalog der Aufnahmen für das Welte-Mignon Reproduktions-Piano 1905-1932/Complete Library Of Recordings For The Welte-Mignon Reproducing Piano 1905-1932, Stuttgart 2006; R. CENTER DURWARD: Welte Orchestrion/The Age of Opulence, Mechanical Music, in: Journal of the Musical Box Society International 2006/Heft 52, S. 6ff.; PETER HAGMANN: Das Welte-Mignon-Klavier, die Welte-Philharmonie-Orgel und die Anfänge der Reproduktion von Musik, Bern 1984.

⁶⁹ Siehe unter „Blasinstrumentenmacher“.

⁷⁰ Siehe unter „Klavierbauer“.

⁷¹ Siehe unter „Weitere gelistete Blas- und Streichinstrumentenmacher“.

⁷² StadtAF, H 16363.

- KAISER & RUH 1866-1872⁷³

- KAISER & SCHIEDMAYER [SCHIEDMAIER] ab 1874

[Kaiserstraße 35]

Kaiser kooperierte ab 1874 wohl mit Schiedmayer, einer seit dem 18. Jahrhundert bekannten, aus Erlangen stammenden Familie von Tasteninstrumentenbauern. Kaiser hatte im Rahmen dieser Kooperation auch ein Pianolager eingerichtet.⁷⁴ Welche Vereinbarung zwischen Kaiser und Schiedmayer (Stuttgart) zur Gestaltung des Firmennamens bestand, ist bisher unbekannt. Ab 1899 führte die Witwe Kaiser das Geschäft bis 1902 weiter.

KENNER, MAX 1857-frühes 20. Jahrhundert⁷⁵

MEYER, HEINRICH 1884-1898⁷⁶

Von dem in Braunschweig geborenen Großherzoglich Badischen Hofmusikus Heinrich Meyer (1842-1898)⁷⁷ existieren Anzeigen im Annoncenteil der Adressbücher (Abb. 5b).⁷⁸

MOHR, WILLIBRORD 1871-20. Jahrhundert⁷⁹

Willibrord Mohr schaltete Anzeigen in der „Freiburger Zeitung“ (Abb. 5c).⁸⁰

PIRISTI [PIRISTE], CARL 1877-1878⁸¹

ROMER, ADOLF 1896-20. Jahrhundert⁸²

RUCKMICH 1827-1996

[Bertoldstraße 15]

Das 1827 in der Pfaffengasse (heute Herrenstraße) eröffnete Musikhaus Ruckmich war das erste reine Instrumenten- und Musikalienhandelshaus in Freiburg. Nach dem frühen Tod von Bonifaz Ruckmich 1838 führte seine Witwe Theresia Wangler das Geschäft weiter. Ihr Nachfolger wurde der Sohn Carl Ruckmich, der 1859 die Konzession zum Betrieb des Musikalienhandels und -verlags erhielt und sich später Großherzoglich Badischer Hoflieferant nennen durfte. Die Firma entwickelte sich in den folgenden Jahrzehnten zu einem weit verzweigten Unternehmen mit Filialen am Bodensee (Konstanz) und im Elsass (Colmar). Sie existierte bis 1996. In den Adressbüchern ist Ruckmich mit Ruckmich, Karl / Ruckmich, Witwe / Ruckmich Carl laufend verzeichnet, sowohl unter den Instrumenten- und Musikalienhändlern als auch unter den Instrumentenbauern.

⁷³ Zu Johann Sigmund Ruh siehe unter „Weitere gelistete Blas- und Streichinstrumentenmacher“.

⁷⁴ Nach entsprechender Notiz in der Hinterlassenschaftsakte (StadtAF, H 16363).

⁷⁵ Siehe unter „Blasinstrumentenmacher“.

⁷⁶ Siehe unter „Streichinstrumentenmacher“.

⁷⁷ StadtAF, Einwohnermeldekarte Heinrich Meyer; ebd., Sterberegister 1898 Nr. 97.

⁷⁸ Z.B. <http://dl.ub.uni-freiburg.de/diglit/adr1886/0303?sid=528be06b72b47f80dd93b91d8ef2e807>, Anzeige Nr. 36.

⁷⁹ Siehe unter „Klavierbauer“.

⁸⁰ Z.B. Freiburger Zeitung vom 20.12.1882.

⁸¹ Siehe unter „Klavierbauer“.

⁸² Siehe unter „Streichinstrumentenmacher“.

Pianoforte-Magazin
von
Friedrich Kaiser
Freiburg i. B.
10 Kaiserstrasse 10.

Reichhaltige Auswahl von
Flügeln, Pianinos, Harmoniums,
aus den hervorragendsten Fabriken,
in allen Holz- und Stylarten.

aussergewöhnlich billige Preise. — Fünfjährige Garantie
Bequeme Zahlungsbedingungen.
Umtausch gespielter und älterer gegen neue Instrumente
Piano-Vermietung.
Stimmungen und Reparaturen. 4588

a

H. MEYER
STREICH - INSTRUMENTENMACHER
Kaiserstrasse 104, III. Stock
FREIBURG i. B.

*empfiehlt sein grosses Lager alter und neuer
Instrumente von den berühmtesten M istern,
1/2, 3/4 u. 1/1 Violinen, Bratschen, Celli, Bässe,
Bogen, Kasten, italienische u. deutsche Saiten
aus den ersten Fabriken, Colophonium, sowie
alle in dieses Fach schlagende Artikel zu den
billigsten Preisen.*

Reparaturen werden äusserst solid und billig ausgeführt.

b

Für kommende **Weihnachten** empfehle zu den billigsten
Preisen mein gut assortirtes Lager von:

Pianinos, Flügel & Harmoniums

u. sichere, unter zuverlässiger Garantie, bei günstigen Zahlungs-
bedingungen, eine streng reelle Bedienung zu.
Da ich nur gründlich aus den berühmtesten Fabriken
bestelle, bin ich überzeugt, dass jeder Käufer, der mich mit seinem Ver-
trauen beehrt, auch auf's Höchste befriedigt wird.

Gespielte Instrumente nehme im Tausch und sehen solche
sich in großer Auswahl zum Verkauf u. Vermietten auf Lager.
Stimmungen und Reparaturen besorge wie seit
Jahren zur vollsten Zufriedenheit und nehme gefäll. Aufträge gerne
entgegen. 6870.12.8

W. Mohr, Pianoforte-Lager
am Franziskanerplatz (b. Rathhaus)
Freiburg i. B.

c

Alfred Stibinger, Freiburg i. B.
Löwenstrasse Nr. 10,
bringt sein Lager best
konstruierter
Piano's
einem hochgeehrten Publi-
kum zu den billigsten Preisen
unter fünfjähriger Garan-
tie, in empfehlende Erin-
nerung. 5799(3)3

NB. Gebrauchte Instrumente werden in Tausch genommen.

d

Abb. 5 a-d Diverse Anzeigen Freiburger Instrumentenbauern:

- Friedrich Kaiser (Freiburger Zeitung vom 17.12.1899)
- Heinrich Meyer (Einwohneradressbuch 1884, Anzeige Nr. 39)
- Willibrord Mohr (Freiburger Zeitung vom 05.12.1885)
- Alfred Stibinger (Freiburger Zeitung vom 22.12.1878)

Ruckmich übernahm im frühen 20. Jahrhundert in Freiburg das Blechinstrumentengeschäft Max Kenner Nachfolger (1910) und das Hofpianohaus Mohr & Schlauder (1917).⁸³

Wie oben erwähnt, hatte Ruckmich seinem Geschäft eine Werkstatt für Klavierbau und -reparaturen sowie eine Werkstatt für Kleininstrumente angegliedert. Über die dort beschäftigten

⁸³ IRMA SCHÜLE: Seit 1827 Ruckmich, das Haus für Musik, hg. von der Firma Ruckmich als Festschrift zum 140jährigen Firmenbestehen, [Freiburg 1967]; www.alemannische-seiten.de/deutschland/freiburg_musikhaus-ruckmich-freiburg.php (Stand 27.05.2019); FLADT (wie Anm. 16). Zum Musikhaus Ruckmich siehe ausführlich: INGRID KÜHBACHER: In Freiburg bekannt. Persönlichkeiten und Unternehmen mit Engagement und kreativen Ideen, Freiburg 2009, S. 63-65.

Instrumentenbauer ist bisher nichts bekannt. Es ist jedoch nicht auszuschließen, dass angenommene Reparaturen auch anderweitig vergeben wurden.

Ein herzlicher Dank für ihre freundliche Unterstützung gilt
Dr. Kathrin Fischer, Städtische Museen Freiburg,
und Dr. Hans-Peter Widmann, Stadtarchiv Freiburg.

Richard Kuenzer – Widerstand aus christlichem Geist

Seine Privatkorrespondenz 1888 bis 1945

Von

FRIEDERIKE HOFFMANN-KLEIN

Dieser Beitrag befasst sich mit der Person Richard Kuenzers, eines eher weniger bekannten Beteiligten des aktiven Widerstands gegen das nationalsozialistische Unrechtsregime. Ausgewertet wurde dabei seine umfangreiche Privatkorrespondenz aus den Jahren 1888 bis 1945, die die Familie dankenswerterweise zur Verfügung gestellt hat. Beim Lesen dieses schriftlichen Nachlasses ist ein Bild entstanden, das seine herausragende Persönlichkeit verdeutlicht.

Nach einem unter verschiedenen thematischen Gesichtspunkten gewährten Einblick in die Briefe Kuenzers insbesondere aus der Haftzeit wird allgemein der Frage nachgegangen, wie der Widerstand gegen das NS-Regime aus christlicher Überzeugung zu verstehen ist, wie er sich in die Gesamtbetrachtung über den Widerstand einordnet, welche Beweggründe die Betroffenen zu ihrem Handeln motiviert haben, ja auch, welche Rolle das Verhalten dieser christlichen Männer und Frauen für die Beurteilung der Rolle der Kirche in der Zeit des NS spielt. Im Anschluss hieran soll in einem weiteren Abschnitt der christliche Widerstand unter juristischen Gesichtspunkten vertiefend betrachtet werden. Dabei wird der Anklageschrift gegen Richard Kuenzer in dem Verfahren vor dem Volksgerichtshof besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

Biographie

Richard Kuenzer wurde am 6. September 1875 als zweitältestes Kind der Ida Kuenzer und des Fabrikanten Heinrich Kuenzer in Freiburg geboren (Abb. 1). Die seit 1819 im ehemaligen Tennenbacher Hof in der Freiburger Vorstadt Neuburg ansässige Zichorien- und Schaumweinfabrik Kuenzer¹ gehörte mit der Seidenzwirnfabrik Mez, der Porzellanknöpffabrik Risler und der Papierfabrik Flinsch zu den vier bedeutsamsten und ältesten industriellen Großbetrieben Freiburgs.² 1869 beschäftigte die Firma Kuenzer 133 Arbeiter.³ Im Jahr 1900 wurde sie, nach dem Tod Heinrich Kuenzers 1897, von der Zichorienfabrik Heinrich Franck Söhne aus Ludwigsburg erworben, das Unternehmen behielt aber den alten Firmennamen Kuenzer & Cie.⁴

¹ StadtAF C2/141/16; LEO ALEXANDER RICKER: Freiburg – aus der Geschichte einer Stadt, Freiburg ²1966, S. 144f.; JOSEPH SCHLIPPE: Alt-Freiburger Gartenhäuser, in: Schau-ins-Land 83 (1965), S. 115-129, hier S. 125. Zur Zichorienfabrik Kuenzer siehe GÜNTER SCHRUFF: Die Zichorien- und Champagnerfabrik der Herbolzheimer Familie Kuenzer im ehemaligen Tennenbacher Hof in Freiburg, in: Schau-ins-Land 139 (2020, in Vorbereitung).

² WILLI A. BOELCKE: Die Freiburger waren erfindungsreich. Über Freiburgs Industrie im 19./20. Jahrhundert, in: Schau-ins-Land 110 (1991), S. 159-178, hier S. 160f.; Angaben aus der Beilage zur Badischen Gewerbe-Zeitung 1870/71.

³ WOLFRAM FISCHER: Wirtschaft und Gesellschaft im Zeitalter der Industrialisierung. Aufsätze, Studien, Vorträge (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 1), Göttingen 1972, S. 443-463.

⁴ „Die Hauptstadt der Cichoria“. Ludwigsburg und die Kaffeemittel Firma Franck, hg. vom Städtischen Museum Ludwigsburg, Ludwigsburg 1989, S. 75.



Abb. 1

Ida und Heinrich Kuenzer, die Eltern von Richard Kuenzer (Foto: Familie Peter Bock).

Über seine Mutter Ida, eine geborene Freiin von Beust⁵, ist Kuenzer mit der Freiburger Bürgerfamilie Stutz verwandt, die über mehr als hundert Jahre, von 1797 bis 1905, das Wentzingerhaus am Freiburger Münsterplatz bewohnt hat.⁶ Vor seinem Geburtshaus in der Dreikönigsstraße in Freiburg, in dem Richard als zweites von zehn Kindern aufwächst, befindet sich heute ein „Stolperstein“ (Abb. 2). Nach dem Jurastudium in Freiburg im Üechtland, München, Kiel und Freiburg i. Br., dem Referendardienst („badischer Justizdienst“) und der Promotion zum Dr. jur. in Freiburg 1903 begann Kuenzer seine diplomatische Laufbahn im Dienst des Auswärti-

⁵ Ida Kuenzer galt als herausragende Gestalt der sozialen Tätigkeit in Freiburg, vgl. HANS-JOSEF WOLLASCH: Ida Kuenzer, in: *Badische Biographien*, N. F. Bd. V, hg. von FRED L. SEPAINTNER, Stuttgart 2005, S. 163-165.

⁶ Vgl. FRIEDERIKE HOFFMANN-KLEIN: Das Wentzingerhaus in Freiburg – 100 Jahre im Besitz der Familie Stutz, in: *Schau-ins-Land* 136 (2017), S. 95-121. Franz Martin Stutz und Anna Franziska, geb. Prokesch, die Urgroßeltern Richard Kuenzers, sind zugleich die Ur-Ur-Urgroßeltern der Autorin.

gen Amtes. Seinen ersten Posten als kommissarischer Leiter des Konsulats in Paris trat er 1904 an. Andere Stationen vor dem Ersten Weltkrieg waren Kapstadt, Johannesburg und Sansibar. Nach kurzzeitiger Versetzung in den einstweiligen Ruhestand (12.11.1914) wurde Kuenzer 1915 kommissarischer Leiter des Konsulats in Lugano, 1916 übernahm er die kommissarische Leitung des neu eingerichteten Konsulats in Drama, Mazedonien. Während einer Zugreise durch Griechenland wurde er von britischem Militär verhaftet. Er verbrachte drei Jahre in britischer Kriegsgefangenschaft auf der Insel Malta, aus der er erst 1919 entlassen wurde. Kuenzer war dort Schikanen und Folter ausgesetzt, durch die seine Gesundheit dauerhaft Schaden nahm.⁷ In seinen Briefen aus dieser Zeit erwähnte er dies jedoch nur andeutungsweise. Nach seiner Rückkehr übernahm er die kommissarische Leitung des Konsulats in Innsbruck. 1920 wurde ihm der Titel „Wirklicher Legationsrat“ verliehen. Im April 1922 endete jedoch seine diplomatische Tätigkeit. Das Auswärtige Amt war offenbar nicht mehr bereit, ihm eine angemessene Stelle anzubieten, eine Situation, unter der er sehr gelitten hat.⁸ 1923 versetzte man ihn erneut in den einstweiligen Ruhestand.



Abb. 2
Stolperstein für Richard Kuenzer vor seinem Wohnhaus in der Dreikönigsstraße in Freiburg (Wikipedia, Lizenz: CC BY-SA 3.0).

Im gleichen Jahr noch wurde er Mitglied der Zentrumspartei. Die Hoffnung, über ein Reichstagsmandat eine politische Karriere verfolgen zu können, war aber ein Ziel, das er nicht erreichte.⁹ Der Einstieg in die Politik gelang ihm erst mithilfe Franz von Papens, der ihm in

⁷ Vgl. UWE SCHELLINGER: Tod eines „Friedenssüchtigen“. Zur Biografie von Dr. Richard Kuenzer (1875-1945), in: Freiburger Diözesan-Archiv 119 (1999), S. 427-437, hier S. 428.

⁸ Vortrag von Uwe Schellinger über Richard Kuenzer mit dem Titel „Unzählige verdanken ihm mehr als sie ahnen“ gehalten am 2. Mai 2005 in Freiburg.

⁹ Vgl. Brief von Richard Kuenzer an seine Frau Gerda vom 19.09.1927: *Ich denke mehr daran, ins A. A. zurückzukehren. Stegerwald, den ich sprach (der stellvertr. Vorsitzende der Partei im ganzen Reich), meint, das Zentrum werde es erreichen; ich müßte aber zuerst die Germania – Sache zu Ende (?) versuchen. Aber meine Lust für die Germania ist hin.*

Berlin eine Stelle als politischer Direktor und Mitherausgeber der „Germania“, der von diesem herausgegebenen Zentrumszeitung, verschaffte. Kuenzer und von Papen lagen in ihren Überzeugungen weit auseinander. Kuenzer war ein überzeugter Demokrat, auch wenn er in der Aristokratie ein wesentliches Element des Gemeinwesens sah. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen mit von Papen, der die „Germania“ politisch auf Rechtskurs bringen wollte.¹⁰ Kuenzer sah sich deshalb gezwungen, seine Tätigkeit bereits 1927 wieder aufzugeben. Er arbeitete sodann als Wirtschaftsexperte für verschiedene Unternehmen und seit 1931 auch als selbständiger Devisenexperte.¹¹ Von 1925 bis 1930 war er außerdem Mitherausgeber der katholischen Zeitschrift „Abendland“, die sich kulturpolitischen Fragen widmete. Kuenzer galt als einer der prominentesten Vertreter des politischen Katholizismus in Deutschland.¹² Er trat für eine europäische Friedenspolitik ein und unterstützte die Vision der „Vereinigten Staaten von Europa“, war also Anhänger des Paneuropa-Gedankens.¹³ Als aktives Mitglied im „Friedensbund deutscher Katholiken“¹⁴ erfuhr er Kritik auch aus Zentrumskreisen, vor allem aber rief er damit die Missbilligung der neuen Machthaber hervor.¹⁵ Kuenzer sah jedoch im Eintreten für eine europäische Verständigungs- und Versöhnungspolitik die Grundbedingung nationaler Stabilität. In seiner Anklageschrift wird er später als *friedensüchtig* bezeichnet werden.¹⁶ 1933 wurde er als engagierter Katholik und ehemaliges Zentrumsmitglied von den Nationalsozialisten in den endgültigen Ruhestand versetzt.¹⁷ Nur acht Jahre zuvor, 1925, hatte er im Alter von 49 Jahren die um zwanzig Jahre jüngere Gerda Gräfin zu Inn- und Knyphausen geheiratet, mit der er zusammen die 1931 geborene Tochter Monika hatte (Abb. 3 + 4).

Widerstand

Von Anfang an war Kuenzer ein entschiedener Gegner des Nationalsozialismus, durch den er auch all seine Hoffnungen auf eine Rehabilitation Deutschlands zerstört sah. Zum ersten offenen Konflikt kam es, als Kuenzer 1935 auf einer Abendgesellschaft im Beisein eines NSDAP-Mitglieds eine abfällige Bemerkung über den „Götzendienst“ an Hitler machte.¹⁸ Nur der Für-

¹⁰ Vgl. zu diesem Konflikt um die politische Richtung der „Germania“ JÜRGEN A. BACH: Franz von Papen in der Weimarer Republik. Aktivitäten in Politik und Presse 1918-1932, Düsseldorf 1977, S. 192-315; ferner den Briefwechsel zwischen Kuenzer und von Papen, Privatbesitz der Familie Kuenzer.

¹¹ UWE SCHELLINGER: Richard Kuenzer, in: Badische Biographien N. F. Bd. V, hg. von FRED L. SEPAINTNER, Stuttgart 2005, S. 165-167.

¹² SCHELLINGER (wie Anm. 8).

¹³ Vgl. RICHARD KUENZER: Die Außenpolitik des Zentrums. Für Einheit und Freiheit des Reichs und für Verständigung zwischen den Nationen, in: Nationale Arbeit. Das Zentrum und sein Wirken in der deutschen Republik, hg. von KARL ANTON SCHULTE, Berlin/Leipzig 1929, S. 75-118.

¹⁴ Vgl. BEATE HÖFLING: Katholische Friedensbewegung zwischen zwei Kriegen. Der „Friedensbund Deutscher Katholiken“ 1917-1933 (Tübinger Beiträge zur Friedensforschung und Friedenserziehung 5), Waldkirch 1979.

¹⁵ SCHELLINGER (wie Anm. 7), S. 430.

¹⁶ Anklageschrift gegen Richard Kuenzer und andere, Institut für Zeitgeschichte München, Fa 117/305.

¹⁷ Zum Gedenken, hg. vom Auswärtigen Amt im Januar 2011 (Memento vom 15. Januar 2012 auf WebCite, pdf; http://www.gernot-erler.de/cms/front_content.php?idcat=146&idart=1663).

¹⁸ „Das ist doch der reinste Götzendienst, überall, wo man hinkommt, hängen Bilder des Führers, und dann das Heil Hitler [...]. Mir hängt das zum Halse heraus, ich kann das nicht mehr hören und sehen, am liebsten risse ich die Bilder von den Wänden,“ soll er nach Angabe eines NSDAP-Mitglieds gesagt haben, vgl. Personalakten des Auswärtigen Amtes: Personalakten Richard Kuenzer, Bd. IV.



Abb. 3
Richard Kuenzer und seine Frau Gerda
(Foto: Familie Popitz-Kuenzer).



Abb. 4 Richard Kuenzer im Kreis seiner Familie (Foto: Familie Popitz-Kuenzer).

sprache seines ehemaligen Kollegen Dr. Schroetter im Auswärtigen Amt war es zu verdanken, dass Kuenzer zu diesem Zeitpunkt noch einmal ungeschoren davon kam.¹⁹ Als auch die eigenen Hausangestellten ihn bei der Gestapo anzeigten, machte sich Kuenzer in den Augen des Regimes immer mehr verdächtig.²⁰

Unerschrocken, fast leichtsinnig, so beschreibt ihn seine Tochter Monika, nahm er nie ein Blatt vor den Mund. Seine Frau habe in ständiger Angst um ihn gelebt. Die Tochter erzählt, wie er auf einer Zugreise während des Krieges im Abteil laut seine Kritik am Regime geäußert habe. Dass ihnen dabei ein Uniformierter gegenüber saß, habe ihn nicht gestört.²¹ Auch tatkräftigen Widerstand leistete Kuenzer. Unter großem persönlichem Einsatz gelang es ihm, vielen Juden zu helfen, zunächst finanziell, später auch durch konkrete Aktionen wie dem Verstecken im eigenen Haus.²²

Spätestens seit der zweiten Hälfte der 1930er-Jahre stand Kuenzer mit mehreren Widerstandskreisen in Verbindung.²³ Hierbei kam ihm zupass, dass er 1940/41 im Auftrag des Auswärtigen Amtes mehrmals als Kurier ins Ausland entsandt wurde.²⁴ Diese Gelegenheiten nutzte er, um wichtige Kontakte herzustellen oder aufrechtzuerhalten, etwa zum ehemaligen Reichskanzler und Regimegegner Joseph Wirth in dessen Schweizer Exil.²⁵ Ziel solcher Treffen war stets, den Boden für eventuelle Friedensgespräche mit einer neuen deutschen Regierung zu bereiten.²⁶

Kuenzer stand u.a. im Austausch mit dem Widerstandskreis um Carl Friedrich Goerdeler.²⁷ Vor allem gehörte er aber dem Solf-Kreis an, der Widerstandsgruppe der traditionellen Eliten um die Witwe des einstigen kaiserlichen Außenministers Wilhelm Solf,²⁸ die in Berlin Diplomaten, Künstler und Intellektuelle um sich versammelte.²⁹ Ihre Tochter, Lagi Gräfin Ballestrem-Solf, beschreibt diesen Oppositionskreis wie folgt: *Her home [her mother's, Anm. d. Autorin] became a sort of political oasis where our friends and other like-minded people could*

¹⁹ SCHELLINGER (wie Anm. 7), S. 431.

²⁰ Brief von Richard Kuenzer an seine Frau Gerda vom 14.12.1941 (im Privatbesitz der Familie). Vgl. allgemein GISELA DIEWALD-KERKMANN: Politische Denunziation im NS-Regime oder Die kleine Macht der Volksgenossen, Bonn 1995.

²¹ So Monika Popitz-Kuenzer in der Diskussion im Anschluss an den Vortrag vom 2. Mai 2005 in Freiburg (vgl. Anm. 8).

²² SCHELLINGER (wie Anm. 8). Der Vortragstitel stammt aus dem Nachruf über Richard Kuenzer von Johanna Solf „Ein Sendbote der Güte. Ein Bildnis Richard Kuenzers“, erschienen erstmals in der Neuen Zeitung Berlin, November 1945, abgedruckt im Freiburger katholischen Kirchenblatt 34 (1954), S. 584.

²³ SCHELLINGER (wie Anm. 11), S. 166; DERS. (wie Anm. 7), S. 431.

²⁴ Das Biographische Handbuch des deutschen Auswärtigen Dienstes erwähnt insgesamt sechs Kurierreisen für das Auswärtige Amt zwischen Oktober 1940 und März 1941 (also in der Zeit nach seiner Versetzung in den einstweiligen Ruhestand).

²⁵ SCHELLINGER (wie Anm. 11), S. 166.

²⁶ HANS-ADOLF JACOBSEN: Deutscher Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime – 1933-1945, in: „Spiegelbild einer Verschwörung“. Die Opposition gegen Hitler und der Staatsstreich vom 20. Juli 1944 in der SD-Berichterstattung. Geheime Dokumente aus dem ehemaligen Reichssicherheitshauptamt, Bd. 1, hg. von HANS-ADOLF JACOBSEN, Stuttgart 1984, S. XXVIII.

²⁷ Vgl. MAX MILLER: Eugen Bolz, Staatsmann und Bekenner, Stuttgart 1951, S. 486f. Kuenzer stand auch mit dem württembergischen Staatspräsidenten Eugen Bolz in persönlichem Kontakt; vgl. SCHELLINGER (wie Anm. 7), S. 431, Anm. 24.

²⁸ LAGI COUNTESS BALLESTREM-SOLF: Tea Party, in: We survived. The Stories of Fourteen of the Hidden and the Haunted of Nazi Germany, hg. von ERIC H. BOEHM, New Haven 1949, S. 132-149, hier S. 133ff.

²⁹ Ebd.

*speak freely, vent their disgust and despair, receive information, and take counsel.*³⁰ Kuenzer galt als der eigentliche Kopf der Zusammenkünfte des Solf-Kreises.³¹ Lagi Ballestrem, von Anfang an entschiedene und selbst aktive Gegnerin des Nationalsozialismus, war später gleichzeitig mit Kuenzer in Ravensbrück inhaftiert. Der Solf-Kreis beschränkte sich in seinem Handeln weitgehend auf „hitlerfeindliche Betrachtungen“. Vorträge, Denkschriften oder Pläne für die Zeit nach dem Umsturz blieben die Ausnahme.³² Schriftliche Äußerungen stellten jedoch immer ein Gefahrenrisiko dar, weil sie zum Beweismittel werden konnten.³³ Kuenzer selbst verfasste noch während seiner Haftzeit ein für die Zeit nach dem Ende des NS-Regimes gedachtes Manifest, in dem er Hitler jegliche Fähigkeit als Staatsmann abspricht.³⁴

Nach dem Attentat auf Hitler 1944 brachte man Kuenzer auch mit den Kreisen des „20. Juli“ in Verbindung. Seine Frau Gerda wurde daraufhin im August 1944 in Potsdam in Sippenhaft genommen. Kuenzer ließ sich von alledem nicht beugen.

Am 12. Januar 1944 wurde der Solf-Kreis durch die Gestapo zerschlagen, nachdem ein Teil seiner Mitglieder bereits am 10. September 1943 bei einer Teeegesellschaft verhaftet worden war, zu der sich ein Gestapo-Spitzel eingeschlichen hatte. Dieser trat unter dem Namen Dr. Reckzeh als Arzt der Charité auf.³⁵ Von den Mitgliedern des Solf-Kreises überlebten Johanna Solf, Lagi Ballestrem-Solf, Legationsrat Dr. Hilger van Scherpenberg und Elisabeth Zarden. Die anderen wurden hingerichtet oder von der SS ermordet, *einfach weil sie für die Menschlichkeit eingetreten waren.*³⁶

Am 15. November 1944 erhob das Regime Anklage gegen Johanna Solf und fünf weitere Mitglieder, darunter Richard Kuenzer. *Planung eines gewaltsamen Umsturzes, Bildung einer neuen Reichsregierung, Erörterung eines vorzeitigen Kriegsendes und eines Friedensschlusses ohne einen deutschen Sieg*, lauten die Vorwürfe der Anklage.

Kuenzer wurde am 5. Juli 1943 verhaftet.³⁷ Sein Name war der SS zur Kenntnis gelangt, weil Angehörige des Solf-Kreises als Kandidaten für eine neue Reichsregierung im Gespräch waren, wie aus Verhören bekannt wurde. Die Kontakte zum Solf-Kreis belasteten Kuenzer in

³⁰ Ebd., S. 133.

³¹ Vgl. HUGO STEHKÄMPER: Protest, Opposition und Widerstand im Kreis der (untergegangenen) Zentrumspartei. Ein Überblick, Teil II: Widerstand, in: Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Die Deutsche Gesellschaft und der Widerstand gegen Hitler, hg. von JÜRGEN SCHMÄDEKE und PETER STEINBACH, München 1986, S. 888-916, hier S. 893f. und 912, Anm. 33.

³² Ebd., S. 893; HERMANN GRAML: „Solf-Kreis“, in: Lexikon des deutschen Widerstandes, hg. von WOLFGANG BENZ und WALTER H. PEHLE, Frankfurt 1994, S. 298-300. Über den Freiburger Diözesanpriester Dr. Max Josef Metzger wurde ein Manifest an den Erzbischof von Uppsala gerichtet, in dem in getarnter Form die Grundlagen einer demokratischen Staatsordnung für ein Nachkriegsdeutschland aufgezeichnet waren, vgl. MARIANNE MÖHRING: Täter des Wortes. Max Josef Metzger - Leben und Wirken, Freising 1966; KLAUS DROBISCH: Wider den Krieg. Dokumentarbericht über Leben und Sterben des katholischen Geistlichen Dr. Max Josef Metzger, Berlin 1970.

³³ Vgl.: Widerstand als „Hochverrat“ 1933-1945, Erschließungsband, hg. vom Institut für Zeitgeschichte, bearb. von JÜRGEN ZARUSKY, München 1998, S. 1.

³⁴ SCHELLINGER (wie Anm. 7), S. 434: Das betreffende Dokument gilt leider als verloren.

³⁵ BALLESTREM-SOLF (wie Anm. 28), S. 135. Sie berichtet, dass die Gruppe schon bald nach der Tea-Party, im September 1943, von Graf von Moltke gewarnt wurde, dass Dr. Reckzeh ein Gestapo-Spitzel sei.

³⁶ PETER HOFFMANN: Widerstand, Staatsstreich, Attentat. Der Kampf der Opposition gegen Hitler, München 31979, S. 51; BALLESTREM-SOLF (wie Anm. 28), S. 135-149; RUDOLF PECHTEL: Deutscher Widerstand, Zürich 1947, S. 88-93.

³⁷ Vgl. Brief von Richard Kuenzer an seine Frau Gerda vom 27.07.1943; am Tag der Verhaftung war er in Werder an der Havel.

den Augen der Nazi-Behörden hinreichend. Zum Verhängnis wurde ihm auch seine Bekanntschaft mit dem katholischen Priester Dr. Max Josef Metzger, mit dem er im Hause Solf und im Friedensbund der Katholiken zusammengetroffen war. Metzger kam während seiner Verhöre auch auf Kuenzer zu sprechen, in der irrigen (oder leichtfertigen?) Meinung, dieser sei den Anklägern bereits bekannt.³⁸ Laut Anklageschrift hat Kuenzer Metzgers Pläne zum Umsturz der Reichsregierung in ihrer Gesamtheit gebilligt, in den Augen der nationalsozialistischen Ankläger ein weiteres Beispiel für *das unheilvolle Treiben des Angeschuldigten*. In den sogenannten „Kaltenbrunner-Berichten“, in denen die Einstellung verschiedener in das Attentat vom 20. Juli verwickelter Personen zum Nationalsozialismus dokumentiert ist, wird Kuenzer mit den Worten erwähnt, er habe *mit einem gewissen Fanatismus einem christlichen Gemeinschaftsleben das Wort geredet und das nationalsozialistische Regime als ein großes Hindernis zum Frieden* [Hervorhebung dort] *betrachtet*.³⁹

Kuenzer kam zunächst in das „Hausgefängnis“ der Gestapo in der Prinz-Albrecht-Straße, später nach Ravensbrück bei Fürstenberg in Mecklenburg. Der inzwischen fast 70-jährige Kuenzer wurde dort mehrfach unter Folter verhört.⁴⁰ Bemühungen, Haftentlassung unter Berufung auf sein Alter zu erreichen, von denen er in einem Brief vom 26. August 1943 berichtet, blieben ohne Erfolg. Sowohl die Schauspielerin und spätere Ordensschwester Isa Vermehren als auch Lagi Ballestrem berichteten von den grausamen Züchtigungen, unter denen Kuenzer in Ravensbrück zu leiden hatte.⁴¹

Die Briefe

Zweimal die Woche durfte er seiner Frau schreiben.⁴² Alle 14 Tage fuhr sie nach Fürstenberg, um Wäsche und Lebensmittel zu bringen. Später, im Gefängnis „Lehrter Straße“ in Moabit, in das er im Oktober 1944 verlegt wurde, konnte er von seiner Gefängniszelle aus die Lautsprecheransage am Lehrter Bahnhof hören. Zug nach Potsdam. Obwohl seine Frau ganz in der Nähe, in Werder an der Havel lebt (wo sie einen kleinen Besitz haben), war sie für ihn doch unerreichbar. *Nähme er [= der Zug, Anm. d. Autorin] mich doch ein Mal mit, um mich mit Dir und Monkie, sei*

³⁸ SCHELLINGER (wie Anm. 7), S. 432. Metzger, in der irrigen Annahme, dass Kuenzer zu diesem Zeitpunkt bereits verhaftet worden sei, ging es laut Schellinger wohl darum, die eigene Distanz zum Solf-Kreis zu demonstrieren.

³⁹ JACOBSEN (wie Anm. 26), S. 421 und 520. Diese Meldungen werden wegen der vom damaligen SD-Chef Ernst Kaltenbrunner unterzeichneten Begleitschreiben oft „Kaltenbrunner-Berichte“ genannt, stammen aber aus der Hand von Walter von Kiełpinski; vgl. ULRIKE HETT/JOHANNES TUCHEL: Die Reaktionen des NS-Staates auf den Umsturzversuch vom 20. Juli 1944, in: Widerstand gegen den Nationalsozialismus, hg. von PETER STEINBACH und JOHANNES TUCHEL, Berlin 1994, S. 377-389, hier S. 378.

⁴⁰ Vgl. JOHANNES TUCHEL: Die Sicherheitspolizeischule Drögen und der 20. Juli 1944 – zur Geschichte der „Sonderkommission Lange“, in: Fürstenberg-Drögen. Schichten eines verlassenen Ortes, hg. von FLORIAN VON BUTTLAR, STEFAN ENDLICH und ANNETTE LEO, Berlin 1994, S. 120-143, bzw. INSA ESCHBACH: Ravensbrück. Der Zellenbau, hg. von der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück, Berlin 2008. Zur grausamen Behandlung Kuenzers in dieser Zeit siehe auch BALLESTREM-SOLF (wie Anm. 28), S. 139f.

⁴¹ ISA VERMEHREN: Reise durch den letzten Akt. Ravensbrück, Buchenwald, Dachau. Eine Frau berichtet, Reinbek bei Hamburg 1979, S. 32-42; BALLESTREM-SOLF (wie Anm. 28), S. 139.

⁴² Vgl. HELMUTH JAMES VON MOLTKE: Briefe an Freya 1939-1945, München 2007, S. 597: „Er durfte mir zweimal in der Woche schreiben; er erhielt laufend Briefe von mir“, schreibt Freya von Moltke in ihrem Bericht „Über das Jahr im Gefängnis – 19. Januar 1944 bis 23. Januar 1945“.

es selbst noch so eng, wieder in Werder zu vereinigen! Ein Lebensende im Kloster wurde ihm einst vorausgesagt. *Mancherlei Berührungspunkte*, schreibt er in einem Brief vom 1. August 1943.

Die Briefe Kuenzers aus der Zeit seiner Gefangenschaft erinnern in mancherlei Hinsicht an die Gefängniskorrespondenz des Helmuth James von Moltke, die uns in den letzten Jahren durch mehrere Veröffentlichungen zugänglich gemacht worden ist. Unverkennbare Anklänge betreffen nicht nur die Ähnlichkeit des Milieus (Kuenzer stammt aus der Welt des Großbürgertums, es bestehen aber auch Verbindungen zum Adel, durch die Mutter Richard Kuenzers, geborene Freiin von Beust, später auch durch seine Frau, geborene Gräfin von Inn- und Knyphausen), sondern auch das geistige Niveau der beiden Herren. Die Kuenzer- und Moltke-Briefe ähneln sich auch in der Art und Weise, wie sie die Dinge des Alltags thematisieren: die Sorge um ihre Frauen, die Verpflegung und Besorgung der Wäsche, behördliche und andere Erledigungen oder Aufgaben, die normalerweise die inhaftierten Männer übernommen hätten. Und zwischen all dem Alltäglichen immer wieder der Ausdruck tiefer Liebe zu ihren Frauen. Kuenzers größte Freude ist es, wenn ein Brief von ihr kommt, wenn er, ihr schreibend, mit ihr plaudern kann. In einem morgendlichen Ritual, das er Flaggenhissung nennt, stellt er sich ihr Bild und das seiner Tochter auf. Einen Gruß an seine Frau zu schreiben, ist für ihn wie ein Morgengebet.⁴³ Insgesamt sind die Briefe Kuenzers im Vergleich zu denen Moltkes in einem etwas nüchterneren Ton gehalten.

Kuenzer bittet seine Frau, ihm Lektüre ins Gefängnis zu bringen. Alles interessiert ihn: Historisches, Politisches, Schöngeistiges. Auch englische und französische Schriften sind darunter: Pascal, Metternich (auf Französisch), Rousseau, Shakespeare, Pearl S. Buck, „Gone with the wind“, „Churchill 1916-1918“, aber auch Briefe berühmter Männer an ihre Frauen. Selbst Romane oder Dramen gehören dazu, denn seine Frau hat früher manchmal seinen *Mangel an Phantasie* beklagt, den er nun ausgleichen möchte. So erklärt er ihr am 22. August 1943: [...] *für das Gleichgewicht brauche ich neben der anderen Lektüre immer auch etwas die Phantasie Beschäftigendes*. Dazwischen studiert er die Briefe Prokeschs, des Großonkels seiner Mutter Ida Kuenzer, Diplomat und Orientkenner im 19. Jahrhundert. Er liest im Gefängnis auch gerne Bücher, deren Thema seiner eigenen Situation entspricht, wie etwa über Napoleon auf St. Helena oder Dietrich Bonhoeffer. Dabei geht es nicht allein darum, die Zeit, trotz allem, sinnvoll zu verbringen. Vielmehr zeigt sich hier auch sein in der Extremsituation nicht nachlassendes Interesse an der Welt.

Die Zeit ist hier so kostbar wie draußen, hatte Moltke in einem seiner Briefe geschrieben. *Den Tag verbringe ich mit dem Lesen und Nachdenken. Ich poliere eifrig an meinem inneren Menschen herum und bin gespannt, ob das Erfolg haben wird. Die Voraussetzungen dafür sind natürlich glänzend, denn hier gilt nur, was man in sich hat oder finden kann.*⁴⁴ Zeit, die genutzt wurde, zur Lektüre, aber auch zum Nachdenken. *Ich habe jetzt viel Zeit zum Nachdenken*, schreibt auch Kuenzer schon zu Beginn seiner Haftzeit, *und so sage ich mir: Wenn wir wieder zusammen sind, so werden wir unsere Familien-Innigkeit noch mehr genießen als zuvor, gewissermaßen von höherem Stockwerk [aus] und mit subtileren Sinnen.*⁴⁵

Wie für Moltke, so sind auch für Kuenzer die Briefe Quelle des Trostes: *Dass Deine Briefe die größte Freude in meinem gegenwärtigen Dasein sind, weißt Du.*⁴⁶ An anderer Stelle heißt es:

⁴³ Brief von Richard Kuenzer an seine Frau Gerda vom 14.02.1944 (im Privatbesitz der Familie).

⁴⁴ VON MOLTKE (wie Anm. 42), Brief an Freya vom 23./24.01.1944.

⁴⁵ Brief von Richard Kuenzer an seine Frau Gerda vom 29.07.1943.

⁴⁶ Brief von Richard Kuenzer an seine Frau Gerda vom 16.05.1944 oder auch vom 21.05.1944: *Durch Deine lieben Briefe ffügst Du mir namenlose Wohltaten zu.*

*Am liebsten sind mir die Tage, die einen Brief von Dir bringen; an 2. Stelle die Tage, da ich Dir schreibe.*⁴⁷ Auch für Moltke waren die Briefe seiner Frau, erst recht ihre Besuche, *Höhepunkte, die Freudentage, die Hauptfreudentage.*⁴⁸

Es ist mehr als nur ein Briefwechsel zwischen Kuenzer und seiner Frau, es ist eine Unterhaltung, wie er es immer wieder nennt.⁴⁹ Ein permanentes Zwiegespräch ohnehin: *In Gedanken unterhalte ich mich ja den ganzen Tag mit Dir.*⁵⁰ Um mit dem ihm eigenen Humor hinzuzufügen: *Zusammen mit Monika bist Du jetzt mein Einziges, und ich klammere mich an Dich. Du hättest fürwahr ein besseres Los verdient als einen Gefährten, der sich auf solche brieflichen Ergüsse beschränken muß!*⁵¹

Kuenzers innere Haltung ist erstaunlich, vorbildlich. Keine einzige Klage, nur Anteilnahme und Sorge an dem Erleben anderer kommen in seinen Briefen zum Ausdruck. Wenn er über sich selbst spricht, heißt es immer nur, dass es ihm gut gehe, dass er gesund sei. Bis zum Schluss kein Wort über die Schikanen, die er zu erleiden hat. Der einzige Kummer, den er erwähnt, ist sein Heimweh nach Frau und Kind.

Gerda Kuenzer bestätigt in den Briefen an ihren Vater seine gefasste Haltung. *R. war so lebendig wie immer, es ist bewundernswürdig, wie er alles trägt.* Im gleichen Schreiben ist hieß es davor allerdings: *Er sieht sehr mager und blass aus.* Ihrem Vater gegenüber kann Gerda ihre Sorge, die sie sich um ihren Mann macht, mitteilen. Und sie benennt in dem Brief an den Vater das, was eine wesentliche Kraftquelle für ihn ist: *Die Religion spielt da doch eine gewichtige Rolle.*⁵²

Ungeachtet seiner eigenen Schwierigkeiten gilt seine erste Sorge seiner Frau. Stets erkundigt er sich, ob sie auch genug esse. Er mahnt sie, nicht zu selbstlos zu sein, befürchtet, dass sie an sich selbst spart, um ihn gut verpflegen zu können: *Stammgericht ist nicht nahrhaft genug für Dich.*⁵³ Die Verpflegung im Gefängnis ist offenbar so mangelhaft, dass selbst die einfachsten Grundnahrungsmittel wie Brot dankbar angenommen werden. Später in Ravensbrück wird es besser: *Brot hier sehr gut.*⁵⁴ Auch sonst ist Ravensbrück *eine Verbesserung* (!). Fließendes Wasser gibt es jetzt und WC in der Zelle, die auch größer ist als in der Prinz-Albrecht-Straße. *Sozusagen ein Gentleman-Gefängnis*, wie er es nennt. Am 6. Oktober 1944 kommt er wieder nach Berlin, in das Gefängnis in Moabit.

Die Sorge der Männer um ihre Familien wird vom Regime als Druckmittel benutzt.⁵⁵ Ungewissenheit über das Schicksal ihrer Angehörigen bedeutet für die Männer eine erhebliche Belastung, die das Regime bewusst einsetzt. Der Gedanke, was diese Zeit seiner Familie abverlangt, belastet auch Kuenzer sehr. So schreibt er an seine Frau: *Das Bewusstsein meiner Dankeschuld gegen Dich überwältigt mich immer mehr. Nie hätte ich gedacht, dass ich in solchem übermenschlichen Maße werde Ansprüche an Dich stellen müssen!*⁵⁶ Und ähnlich: *Das ist mir*

⁴⁷ Brief von Richard Kuenzer an seine Frau Gerda vom 05.09.1943.

⁴⁸ Vgl. HELMUTH JAMES VON MOLTKE: Im Land der Gottlosen. Tagebuch und Briefe aus der Haft 1944/45, hg. von GÜNTER BRAKELMANN, München 2009, S. 30.

⁴⁹ Brief von Richard Kuenzer an seine Frau Gerda vom 29.06.1944.

⁵⁰ Brief von Richard Kuenzer an seine Frau Gerda vom 29.08.1944.

⁵¹ Brief von Richard Kuenzer an seine Frau Gerda vom 15.09.1944.

⁵² Brief von Gerda Kuenzer an ihren Vater, Graf Franz zu Inn- und Knyphausen, vom 28.12.1943.

⁵³ Brief von Richard Kuenzer an seine Frau Gerda vom 23.01.1944.

⁵⁴ Brief von Richard Kuenzer an seine Frau Gerda vom 08.02.1944.

⁵⁵ JACOBSEN (wie Anm. 26), S. XIII; vgl. VALERIE RIEDESEL FREIFRAU ZU EISENBACH: Geisterkinder. Fünf Geschwister in Himmlers Sippenhaft, Holzgerlingen 2017, S. 133-147, hier S. 139f.

⁵⁶ Brief von Richard Kuenzer an seine Frau Gerda vom 03.07.1944.

*das Fatalste in meiner gegenwärtigen Situation: die Rückwirkung auf Dich und auf Monika.*⁵⁷ Noch am 10. August 1944 schreibt er von seiner Hoffnung, ihr *in einer hoffentlich langjährigen gemeinsamen Zukunft allmählich [s]eine tiefe Dankbarkeit bezeigen zu können*. Es sollte sich nicht erfüllen.

Immer wieder kommt Kuenzer auf die Strapazen zu sprechen, denen seine Frau auf ihren ständigen Fahrten ausgesetzt ist. Die zunehmenden Luftangriffe verstärken seine Sorge um die Familie, und so schlägt er ihr vor, ob sie nicht an einen sichereren Ort gehen könne, z.B. nach Freiburg, das damals noch als sicher galt.⁵⁸ Freiburg wird keinen Luftangriff bekommen, so glaubte man. Drei Wochen vor dem britischen Luftangriff auf Freiburg, am 6. November 1944, schreibt er an seine Schwester: *Dankbar müssen wir sein, dass der liebe Breisgau bis jetzt eine Oase bildet und hoffentlich bleibt*. Obwohl er eigentlich lieber hätte, dass sie nicht in Berlin bleibt, bedeutet ihm ihre Anwesenheit sehr viel. *Es ist so lieb von Dir, allein hier auszuharren.*⁵⁹

Auch darin ähneln sich Kuenzer und Moltke, in ihrer Glaubensstärke in der Extremsituation. Beide bleiben im Glauben fest verankert. Dass dies nicht selbstverständlich ist, zeigt etwa ein Vergleich mit Aussagen Konrad Adenauers und seiner Frau Gussi. Ende August 1935 schrieb Adenauer an seine Frau: *Ich bin durch diese neue sinnlose, zwecklose Verfolgung [...] auf das Tiefste verbittert. Ich bin auch religiös ganz verstört und aus dem Gleichgewicht gebracht. [...] Wir wollen beide das Leid so wenden, dass es uns zum Segen wird*. Auch für Adenauers Frau Gussi handelt es sich um eine Glaubensanfechtung: *Ich bin im Augenblick so voll Empörung gegen das Leid, das über unsere Familie gekommen ist, dass ich ganz außer Fassung bin. Es kam so furchtbar unerwartet, dass mich nichts zur Arbeit, Bewegung [...] bringt – nicht einmal Gebet.*⁶⁰

Diese schwere Zeit der Prüfung hat auch ihr Gutes. Sie hat uns religiösen Gedanken näher gebracht, kann Kuenzer festhalten.⁶¹ Und wie immer in einer extremen Notsituation wird man mit Seelenwachstum beschenkt: *Wirklich, wenn unser eheliches Einverständnis einer Vertiefung und Läuterung bedurfte, wir erfahren sie jetzt, wenn auch unter Schmerzen*.

Kuenzer sieht auch in der Gefangenschaft sein eigenes künftiges Schicksal in Gottes Hand. In jedem Augenblick ist es seine Hoffnung, dass „der liebe Gott“ die Familie wieder zusammenführt und es einmal wieder ein Außenleben geben wird. Und doch blendet er nicht aus, dass es anders kommen könnte. Er nennt seiner Frau die Namen all seiner Patenkinder, *da man heutigen Tages an alle Möglichkeiten denken soll*.⁶² Auch über Grabstätte und Grabspruch macht er sich Gedanken. Auf seinem Grabstein wünscht er sich eine Stelle aus Pascals Pensées, um deren korrekte Übersetzung er bittet. In seiner Übersetzung lautet der Text: *Tröste dich, du würdest mich nicht suchen, wenn du mich nicht gefunden hättest*. Er entschuldigt sich fast, dass er von diesen Dingen spricht. Er relativiert diese Gedanken ihr gegenüber, indem er sie auf eine allgemeine Ebene stellt: *Hoffentlich ist Dir nicht zu gruselig, dass ich ein Mal von diesen Dingen rede, die haben ja gerade in heutiger Zeit eine nur zu reale, ernst zu nehmende Bedeutung*. Gleichwohl bleibt er guten Mutes, und er bittet sie, am Tag des Stauffenberg-Attentats, dies ebenfalls zu tun: *Bitte bleibe guten Mutes, mir gelingt es auch.*⁶³

⁵⁷ Brief von Richard Kuenzer an seine Frau Gerda vom 18.07.1943.

⁵⁸ Brief von Richard Kuenzer an seine Frau Gerda vom 26.06.1944. Der Wunsch, seine Familie in Freiburg in Sicherheit zu wissen, wird auch in früheren Briefen ausgesprochen, so vom 01.09. und 05.09.1943.

⁵⁹ Brief von Richard Kuenzer an seine Frau Gerda vom 08.08.1943.

⁶⁰ Zitiert nach MICHAEL F. FELDKAMP: „Betrachtender Beobachter“, in: Die Tagespost vom 18.04.2017.

⁶¹ Brief von Richard Kuenzer an seine Frau Gerda vom 03.12.1944.

⁶² Brief von Richard Kuenzer an seine Frau Gerda vom 13.07.1944.

⁶³ Brief von Richard Kuenzer an seine Frau Gerda vom 20.07.1944.

Voller Hoffnung zu bleiben, wenn alles hoffnungslos erscheint und sich nichts ändert, ist nicht einfach. *Man hofft immer, es sei die letzte Woche der Trennung. Aber einmal muß es ja wirklich die letzte sein.* Gerda Kuenzers Einschätzung ist hingegen zurückhaltender. Auch sie gibt die Hoffnung nicht auf, glaubt aber nicht, dass in der nächsten Zeit eine Änderung eintreten wird.⁶⁴ Kuenzer hingegen schreibt am gleichen Tag aus dem Gefängnis den hoffnungsvollen Satz: *Mein Gerdi, ich habe das Gefühl, als wären wir am Endspurt, was die Trennung angeht. Möge sich mein Gefühl bewahrheiten.* Seine Rückkehr zu ihr, sie wäre sein größtes irdisches Glück.⁶⁵ Aber solange das nicht geschieht – *Ein Brief von Dir ist immer ein Lichtstrahl.*⁶⁶ Weil das Erhoffte nicht eintritt, greift Kuenzer zu dem Mittel, sich die Worte aufzuschreiben und sich das Erhoffte immer wieder in verschiedener Form auszumalen und es dadurch, schreibend, lebendig zu machen. So im Brief vom 26. November 1944: *Der Tag, an dem wir drei wieder in Freiheit vereint sein werden, wird der glücklichste Tag meines 70-jährigen Lebens. Gott sei mit Dir.* Er wird diesen Tag nicht mehr erleben.

In seiner Situation der Not und Ungewissheit kann er noch Glück empfinden. Zum Beispiel, als er, mit weiteren Gaben, ein neues Foto von ihr erhält. *So viel Glücksgefühl in einer kleinen Menschenseele zusammengedrängt!*⁶⁷ *Da kein Außenleben da ist, wirken solche Erlebnisse so viel stärker, sie beeinflussen geradezu jedes Mal den Schlaf der kommenden Nacht,* heißt es einmal bei Kuenzer. Um die Zeit auszufüllen, beschäftigt er sich mit Vergangenen, ruft sich Orte und Erlebnisse ins Gedächtnis zurück. Auf seine Kindheit in Freiburg kommt er zu sprechen, die „Atmosphäre“ der Villen Risler und Kuenzer.⁶⁸ Richard Kuenzer war sieben Jahre alt, als 1892/98 die „Villa Kuenzer“ in der Dreikönigstraße erbaut wurde. Nicht weit davon entfernt, in der Hildastraße, befindet sich die Villa Risler, die sich auf dem heutigen Schulgelände des Kolping Kollegs befindet. Zwischen den Familien Kuenzer und Risler bestanden nicht nur geschäftliche Verbindungen, sondern auch enge verwandtschaftliche Beziehungen. Richard Kuenzers Großmutter Maria geb. Pyhrr war eine Schwester der Frau Jeremias Rislers, Mina Pyhrr.⁶⁹ Auch das Freiburger Münster erinnert Kuenzer in seinen Briefen: *Wie sehr sehne ich mich, das schöne Freiburger Münster wiederzusehen!* Über das Wentzingerhaus in Freiburg schreibt er: *Dass Mutters Geburtshaus unbeschädigt geblieben ist, freut mich besonders.*⁷⁰ Neben den Bildern seiner geliebten Frau und Tochter (Abb. 5) steht in seiner Kammer auch ein Bild des Freiburger Münsters.

⁶⁴ Brief von Gerda Kuenzer an ihren Vater vom 20.02.1944.

⁶⁵ Brief von Richard Kuenzer an seine Frau Gerda vom 18.06.1944.

⁶⁶ Brief von Richard Kuenzer an seine Frau Gerda vom 12.01.1944.

⁶⁷ Brief von Richard Kuenzer an seine Frau Gerda vom 06.07.1944.

⁶⁸ Brief von Richard Kuenzer an seine Frau Gerda vom 13.04.1944.

⁶⁹ Vgl. WOLLASCH (wie Anm. 5); vgl. auch ULRICH P. ECKER: Jeremias Risler und Henriette Feuerbach. Augenzeugen der Revolutionsereignisse 1848/1849 in Freiburg, in: Schau-ins-Land 118 (1999), S. 195-202, hier S. 197.

⁷⁰ Brief von Richard Kuenzer an seine Frau Gerda vom 16.02.1945.



Abb. 5

Gerda und Richard Kuenzer anlässlich der Kommunion ihrer Tochter Monika, Aufnahme um 1940 (Foto: Familie Popitz-Kuenzer).

Das Wort Glück steht in striktem Gegensatz zu der Beschreibung der Gefängnisrealität. Lagi Ballestrem-Solf, die gleichzeitig mit ihm in Ravensbrück inhaftiert ist, beschreibt in ihrem späteren Bericht: *The cells were unheated, with temperatures often far below freezing. Hygienic conditions were wretched, the women officials unscrupulous. Hunger tortured us.*⁷¹

In seinem Brief an seine Frau Freya vom 28. November 1944 hatte Moltke erwähnt, dass Kuenzer und einige andere Männer mit ihm am 6. Februar nach Ravensbrück gekommen seien. Im folgenden Brief ergänzt er: *Zu meinem gestrigen Brief über Ravensbrück will ich nur noch nachtragen, wer noch so durchgelaufen ist und länger oder kürzer da war, ohne in meinem dortigen Leben eine erhebliche Rolle zu spielen. Aber vielleicht läuft Dir der eine oder andere mal über den Weg. Moltke erwähnt in dem zitierten Brief: Bernstorff und Kuenzer waren 14 Tage vollkommen geschwollen im Gesicht, und Kuenzer lag mehrere Tage zu Bett.*

⁷¹ BALLESTREM-SOLF (wie Anm. 28), S. 146.

Kuenzer und seine Leidensgefährten werden in den verschiedenen Gefängnissen gefoltert.⁷² Die spätere Ordensschwester Isa Vermehren berichtet: *Zu den nicht zu vergessenden Gestalten [...] gehörte der alte Herr Kuenzer, der eines Morgens eingerollt in eine Decke vom Verhör zurückgebracht wurde. Man hatte ihn so furchtbar dabei geprügelt, dass er über 14 Tage bei offener Zelle unter ständiger Pflege mehr tot als lebendig im Bett lag.*⁷³

Auch unter den zunehmenden Luftangriffen haben die Gefangenen zu leiden. In der Einleitung zu Helmuth James und Freya von Moltkes „Abschiedsbriefen“ wird die Situation wie folgt beschrieben: *Die von Sirenengeheul angekündigten Bombenangriffe der Alliierten nahmen in den Monaten seiner Haft an Häufigkeit und Intensität zu. Während das Wachpersonal in die Bunker eilte, mussten die Gefangenen gefesselt in den Zellen ausharren. (...) Die Gefängnisse in der Lehrter Straße und in Tegel wurden im Laufe dieser Monate teilweise von Bomben getroffen. Helmuth überkam jedes Mal Todesangst.*⁷⁴

Schmerzhaftes Erfahrungen und Situationen möchte niemand gerne erleben. Aber sie haben ein Gutes, sie beschenken mit Lebenserfahrung, mit einer neuen Sicht der Dinge, auch mit einer anderen Wahrnehmung der Mitmenschen, einem tieferen Interesse an ihrem Schicksal. Kuenzer bringt dies in seinen Briefen immer wieder zum Ausdruck. An Gerda schreibt er zwei Monate nach seiner Verhaftung, am 8. September 1943: *Mir ist, als wären wir uns durch die Trennung noch näher gekommen, und das wird für mich die bleibende Frucht dieser Wochen der Prüfung sein. You can't eat your cake and have it, so lautet ein englisches Sprichwort. Das ist leider nicht möglich, die Weisheit aus der schmerzlichen Erfahrung ist ohne die Erfahrung selbst nicht zu haben. Richard Kuenzer formuliert diesen Gedanken so: Wenn wir die Weisheit, die wir durch namenlos schmerzliche Erfahrungen erworben haben, schon vorher besessen hätten, wie vieles hätten wir dann anders und klüger gemacht!*⁷⁵ Das, was vorher selbstverständlich war, wird von diesem neuen Standpunkt aus zu etwas noch Kostbarerem.

Am 28. Januar 1945 ist er 20 Jahre verheiratet. Anderthalb Jahre dauerte zu diesem Zeitpunkt die Trennung. Fast zwei Jahre zuvor, am 8. September 1943 hatte er geschrieben: *Wir sind 18 ½ Jahre glücklich verheiratet und ich hoffe zu Gott, daß sich noch manches glückliche Jahr angliedern wird. Deshalb wollen wir nicht kleinmütig werden ob der Unterbrechung. Wenn man ihn so „kennenlernt“ wie jetzt durch seine Briefe, fällt es umso schwerer, daran zu denken, dass er nur 8 Tage vor Kriegsende sterben musste.*

Anmerkungen zur politischen Lage

So ausführlich Kuenzer über sein Leben berichtet und seine persönlichen Gedanken mitteilt, so zurückhaltend ist er, was die allgemeine politische Lage angeht. Diese Zurückhaltung ist angesichts der Zensur mehr als verständlich. Gleichwohl kommt es vor, dass einer seiner Briefe zensiert wurde. So findet sich in einem Brief, den er zu Weihnachten 1941 an seine Frau schreibt, die Bemerkung: *Es wäre nachgerade allgemeine Erkenntnis, dass nur der Sturz des Regimes das Unheil beenden kann und die Ansichten der Urteilsfähigen weichen nur in der*

⁷² Vgl. TUCHEL (wie Anm. 40).

⁷³ VERMEHREN (wie Anm. 41), S. 41f., bzw. ihre Aussage vom 29.08.1945 in: Archiv der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück: Erlebnisberichte, Bd. 21/203/1-3; vgl. auch DIES.: Der Mensch – das Kostbarste! Erfahrungen und Gedanken, Annweiler 2008.

⁷⁴ HELMUTH JAMES VON MOLTKE/FREYA VON MOLTKE: Abschiedsbriefe Gefängnis Tegel: September 1944-Januar 1945, hg. von CASPAR VON MOLTKE, München 2011, S. 19.

⁷⁵ Brief von Richard Kuenzer an seine Frau Gerda vom 16.02.1945.

*Frage des Zeitpunktes voneinander ab.*⁷⁶ Im gleichen Brief auch eine weitere kurze Andeutung: *Das Vorgehen gegen die Juden ist grauenvoll* [er bezieht sich hier auf die Transporte in die Vernichtungslager] ... *man hat sie unterwegs alle erschossen.*

Politische Bemerkungen finden sich bisweilen auch ohne direkten Bezug zur Gegenwart. Allenfalls gibt es manchmal einen versteckten Hinweis: *Politische Weisheit ist kein Spezial-Talent der Deutschen oder Ja, das Zeitalter des Großbürgertums wird jetzt zu Grabe geläutet*, heißt es am 16. Februar 1945.⁷⁷

Und doch ist Kuenzer genauestens informiert, wie etwa über die zunehmenden Luftangriffe, die er vorausgesehen hat. So schreibt er am 1. August 1943 seiner Frau: *Etwas besorgt bin ich wegen der Aussicht auf Luftangriffe, wenn ich nicht bei Euch bin. Diesen Herbst, vielleicht recht bald, kommen sie unfehlbar, und zwar ernst.*⁷⁸ Auch die Rechtsanwaltsfrage ist ihm wichtig.⁷⁹ Am 2. Januar 1945 muss er seiner Frau mitteilen, dass er aus dem Beamtenverhältnis entlassen worden ist und keine Pension mehr erhält.⁸⁰ Seine Hoffnung bleibt, hiergegen in ruhigen Zeiten vorgehen zu können. Den Schriftsatz hierfür hat er bereits entworfen. Aber das ist jetzt zweitrangig: *Darüber kommen wir hinweg*, schreibt er.

Die Anklage

Im November 1944, gut vier Monate nach seiner Verhaftung, wurde Kuenzer vor dem Volksgerichtshof angeklagt.⁸¹ Der zentrale Vorwurf der Anklageschrift lautet: Er und die Mitangeklagten hätten in den Jahren 1941 bis 1943 in zahlreichen Unterhaltungen die zersetzende Idee (!) verfochten, das Reich werde den Krieg verlieren. Weiter wird ihnen vorgeworfen, sie hätten *entsprechend ihrer reaktionär-staatsfeindlichen Einstellung den gewaltsamen Sturz der nationalsozialistischen Staatsführung und ihre Ersetzung durch eine zum Abschluss eines Unterwerfungsfriedens geneigte „Regierung“ propagiert*. Damit, so heißt es, seien sie zugleich zu *Knechten unserer Kriegsfeinde geworden*. Gesinnung als strafrechtliches Unrecht.

In dem Johanna Solf betreffenden Teil der gemeinsamen Anklageschrift wird die führende Rolle hervorgehoben, die Richard Kuenzer im Solf-Kreis zukam. *Dabei geriet sie* [Johanna Solf] *besonders unter den Einfluss des Angeschuldigten Dr. Kuenzer, der als gewissenloser Hetzer und fanatischer Gegner des nationalsozialistischen Reichs mit mehreren Gleichgesinnten*⁸² *einen Kreis reaktionär eingestellter Personen bildete, die die Zusammenkünfte bei der*

⁷⁶ Brief von Richard Kuenzer an seine Frau Gerda vom 14.12.1941.

⁷⁷ Briefe an Gerda vom 15.09.1932 und 16.02.1945.

⁷⁸ In einem Brief vom 03.12.1944 erwähnt er den Luftangriff auf Freiburg: *Hast Du gelesen, dass jetzt auch Freiburg bösen Fliegerangriff gehabt hat?* Die Familie hat den Luftangriff unversehrt überstanden, Brief von Richard Kuenzer an seine Frau Gerda vom 16.12.1944.

⁷⁹ Brief von Richard Kuenzer an seine Frau Gerda vom 31.07.1944.

⁸⁰ Am 14.12.1944 erfolgt Kuenzers Entlassung aus dem Verhältnis eines Ruhestandsbeamten *wegen Beteiligung an den Vorgängen, die mit dem Attentat auf den Führer am 20. Juli 1944 in Zusammenhang stehen* (Zitat wohl Originalakte).

⁸¹ Anklageschrift vom 15.11.1944 (Haft, Nachtragsschrift und Nachtragsanklageschrift gegen die berufslose Johanna Solf, ihre Tochter Lagi Ballestrem, Graf Albrecht von Bernstorff, Prof. Friedrich Erxleben, den Schriftsteller und Historiker Dr. Maximilian von Hagen und Dr. Richard Kuenzer).

⁸² Welche Bedeutung dem Zusammensein mit Gleichgesinnten, der gegenseitigen Bestärkung zukam, beschreibt HEINZ HÜRTE: *Verfolgung, Widerstand und Zeugnis*, Mainz 1987, S. 73 (Verweigerung als Form des Widerstands).

Angeklagten Solf⁸³ dazu benutzten, um nach Schluß des offiziellen Teils mit dem Fortgang der anderen Gäste hemmungslose Kritik an den Maßnahmen von Partei und Staat zu üben und auf einen Sturz des nationalsozialistischen Regimes hinzuwirken, heißt es dort.

Als besonders verwerflich erschien den Nationalsozialisten die Einschätzung der Angeklagten im Hinblick auf den zu erwartenden Ausgang des Krieges. So heißt es dort weiter: *Sie hielten auch, zumindest nach den ersten Rückschlägen im Osten, den Krieg für Deutschland für verloren und hatten aus Angst vor einem Einmarsch der Bolschewisten⁸⁴ die Absicht, mit den Westmächten heimlich Verbindung aufzunehmen, um mit ihnen Friedensmöglichkeiten zu erörtern und sie zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen die Sowjetunion zu gewinnen. In dieser Auffassung der politischen und militärischen Lage bestärkten sie sich gegenseitig so sehr, dass ihre Stimmung von einem der Beteiligten als „friedenssüchtig“⁸⁵ bezeichnet worden ist.* Eine realistische Einschätzung der militärischen Lage wurde in den Augen der Nazis zu einem Verbrechen.

Die den Angeklagten vorgeworfene Planung eines gewaltsamen Umsturzes ist von konkreten, militärisch-taktischen Überlegungen getragen, die in der Anklageschrift wiedergegeben werden: Das Wissen um die Aussichtslosigkeit eines Friedensschlusses zwischen einer nationalsozialistischen Regierung und den Westmächten, ebenso die Erkenntnis, dass Führer und Reichsregierung nicht freiwillig zurücktreten würden, sodass ein gewaltsamer Umsturz unumgänglich erschien.

Die Anklageschrift geht sodann auf die Erörterungen und Gründe näher ein, welche die Mitglieder des Solf-Kreises dazu bewogen haben, auf die Beseitigung des nationalsozialistischen Regimes hinzuwirken. So sei ihr Ziel gewesen, die Westmächte zum Friedensschluss zu bewegen, worauf mit einer nationalsozialistischen Regierung keine Aussicht bestanden hätte. An dieser Stelle zumindest ist es nicht die prinzipielle Gegnerschaft zum Nationalsozialismus, die den Tatbestand des Hochverrats begründen soll, sondern sind es vielmehr militärisch-taktische Erwägungen (die für sich genommen unangreifbar sind). Dafür seien die Angeklagten bereit gewesen, den Westmächten Zugeständnisse zu machen: Die Unterstellung der deutschen Truppen unter englischen Oberbefehl, die Beteiligung der Engländer an der deutschen Industrie, eine Rückkehr zur freien Wirtschaft und, besonders wichtig, eine Angleichung in Verfassungs-

⁸³ Johanna Solf war schon, ebenso wie Elisabeth von Thadden, mit Anklageschrift vom 22.06.1944 angeklagt worden, deshalb hier bereits als „Angeklagte“ bezeichnet.

⁸⁴ Interessant ist im vorliegenden Zusammenhang die Einschätzung, es könne zu einem Angriff der Bolschewisten auf Deutschland kommen. Eine Beurteilung, die durch namhafte Historiker bestätigt wird, vgl. JOACHIM HOFFMANN: *Stalins Vernichtungskrieg*, München 82001; ERNST TOPITSCH: *Stalins Krieg: Moskaus Griff nach der Weltherrschaft. Strategie und Scheitern*, 2. überarb. und erw. Aufl., Herford 1993; VIKTOR SUWOROW: *Stalins verhinderter Erstschatz*, Selent 2000; BOGDAN MUSIAL: *Kampfplatz Deutschland: Stalins Kriegspläne gegen den Westen*, Berlin 2008; BERND SCHWIPPER: *Deutschland im Visier Stalins: Der Weg der Roten Armee in den europäischen Krieg und der Aufmarsch der Wehrmacht 1941 – Eine vergleichende Studie anhand russischer Dokumente*, Gilching 2015; BERND MARTIN: *Deutsche Oppositions- und Widerstandskreise und die Frage eines separaten Friedensschlusses im 2. Weltkrieg*, in: BENZ/PEHLE (wie Anm. 32), S. 79-107, hier S. 83. Vgl. in diesem Zusammenhang auch den in der Anklageschrift erhobenen Vorwurf, die Angeschuldigten hätten für wichtig gehalten, die Westmächte nach Möglichkeit für eine Beteiligung am Kampf gegen die Sowjetunion zu gewinnen, und seien auch unter diesem dem Gesichtspunkt zu Zugeständnissen bereit gewesen.

⁸⁵ Die Bezeichnung als „friedenssüchtig“ bezieht sich im vorliegenden Zusammenhang auf alle Mitglieder des Solf-Kreises, nicht, wie Uwe Schellinger meint, speziell auf Richard Kuenzer. Es handelt sich auch nicht um die unmittelbare Einschätzung der Ankläger, vielmehr zitiert die Anklageschrift hierfür einen nicht namentlich benannten Zeugen, dem diese Aussage zugeschrieben wird.

fragen an englische Verhältnisse sind die Punkte, welche die Anklageschrift hier aufzählt. Was ist mit einem „Entgegenkommen in der Kirchen- und Judenfrage“ gemeint, ein weiterer Punkt, den die Anklageschrift unter den Zugeständnissen nennt?

Die Anklageschrift betont die führende Rolle Kuenzers bei den Umsturzplänen. Kuenzer hatte früh seine Kontakte genutzt, etwa zum früheren deutschen Reichskanzler Dr. Wirth, den er im Herbst 1941 in der Schweiz aufsuchte, um mit ihm über die politische und militärische Lage zu sprechen und Friedensmöglichkeiten zu erörtern. Auf den Hinweis Dr. Wirths hin wurde der frühere Staatssekretär Dr. Kühlmann als künftiger Außenminister ins Auge gefasst. Er sei, wie es in der Anklageschrift heißt, der einzige Deutsche, der sich mit Churchill gut stehe, und aus diesem Grunde ausgewählt worden.

Bemühungen von deutscher Seite, die von einzelnen Persönlichkeiten ausgingen, waren von dem Gedanken getragen, dem Ausland die Augen zu öffnen, was den wahren Charakter Hitlers betrifft.⁸⁶ Die Appeasement-Politik der Regierung Chamberlain ging von der Annahme aus, dass man durch Zugeständnisse an Hitler mit diesem zu zuverlässigen Vereinbarungen kommen und so den Frieden in Europa aufrechterhalten könne, zumindest aber genügend Zeit für die eigene Aufrüstung gewinne.⁸⁷ Churchill hat dann die Appeasement-Politik beendet. Die Gegner Hitlers waren jedoch längst davon überzeugt, dass Hitler in seinem Größenwahn nicht zu bremsen sein würde. Nach Errichtung des Protektorats Böhmen u. Mähren reist Kuenzer nach London. Er drängt die britische Regierung, Hitler in nichts mehr nachzugeben. Auch nimmt er Einfluss auf die Aufnahme Churchills ins Kabinett.⁸⁸

Bereits im Winter 1938/39 kam es zu einer Zusammenkunft verschiedener Widerständler um den ehemaligen, von den Nationalsozialisten entlassenen Regierungspräsidenten von Merseburg, Ernst von Harnack, die auch Vertreter des sozialistischen Lagers oder Sozialdemokraten wie Julius Leber umfasste und an der Richard Kuenzer ebenso wie Klaus Bonhoeffer teilnahm.⁸⁹ Ziel war es, die verschiedenen zivilen und militärischen Widerstandskräfte zu bündeln.⁹⁰

Ergibt schon dieses Verhalten des Angeschuldigten Dr. Kuenzer eindeutig sein gefährliches Treiben, so fährt die Anklage fort, so lassen seine Äußerungen im Hause Solferkennen, dass der Angeschuldigte auch sonst verbissen gegen den Nationalsozialismus gehetzt und auf einen Sturz der Reichsregierung hingewirkt hat. Offensichtlich ein Verbrechen. Die Anklage führt zum Beleg dieser Behauptung u.a. Kuenzers Erzählung angeblicher *schaurigster Gräuelmärchen* über die Erschießung von Juden an. Aber nicht nur realistische Äußerungen über die allgemeine Lage begründeten Kuenzers Ruf als NS-Gegner. Er hat sich, wie bereits während seiner Kriegsgefangenschaft auf Malta, nie gescheut, die Dinge klar beim Namen zu nennen und seiner Ablehnung und Empörung Ausdruck zu geben, etwa mit der in der Anklageschrift zitierten Äußerung: *Man müsste den Führer niederschließen wie einen tollen Hund*, eine Bemerkung, die er gegenüber dem ältesten Sohn der Frau Solf gemacht haben soll.

⁸⁶ HOFFMANN (wie Anm. 36), S. 135.

⁸⁷ Zur Reaktion des Widerstands auf die Appeasement-Politik vgl. ebd., S. 125; ERICH KORDT: Nicht aus den Akten: Die Wilhelmstraße in Frieden und Krieg, Stuttgart 1950, S. 258f.

⁸⁸ STEHKÄMPER (wie Anm. 31), S. 894.

⁸⁹ HOFFMANN (wie Anm. 36), S. 124; JOACHIM LEITHÄUSER: Wilhelm Leuschner. Ein Leben für die Republik, Köln 1962, S. 182.

⁹⁰ OTTO JOHN: „Männer im Kampf gegen Hitler (IV): Wilhelm Leuschner“, Blick in die Welt 2 (1947), H. 9, S. 20 (zitiert nach HOFFMANN [wie Anm. 36]); EBERHARD ZELLER: Geist der Freiheit: Der 20. Juli, München 1965, S. 114; ELFRIEDE NEBGEN/JAKOB KAISER: Der Widerstandskämpfer, Stuttgart 1967, S. 114f.; HOFFMANN (wie Anm. 36), S. 135.

Wiederum an eine realistische Beurteilung des Geschehens knüpfen die im Folgenden aufgeführten Vorwürfe der Anklage an, die sich auf Kuenzers Einschätzung der politischen und militärischen Lage beziehen. So erfüllt aus der Sicht der Nationalsozialisten Kuenzers Einschätzung, dass der Krieg nicht zu gewinnen sei und deshalb mit den Westmächten Friedensverhandlungen aufgenommen werden sollen, den Tatbestand des Hochverrats.

Dass die Ideen und Pläne Kuenzers und seiner Freunde keineswegs nur einem realistischen Einlenken angesichts einer objektiv aussichtslosen Lage geschuldet waren, geht aus der Anklageschrift eindeutig hervor. Der Widerstand äußerte sich bereits zu einem Zeitpunkt, an dem Hitler den Krieg noch nicht begonnen hatte, zu einer Zeit, da das nationalsozialistische Regime Erfolge verzeichnete.⁹¹ Im März 1939 marschierten deutsche Truppen in das Sudetenland ein. Nach dem „Anschluss“ Österreichs verstand es Hitler, seine territorialen Forderungen voranzubringen und dabei gleichwohl den Anschein zu erwecken, keinen Krieg zu wollen. Unter dem Vorwand der „Heimführung“ deutscher Volksgruppen in Böhmen und Mähren verfolgte er dabei jedoch seine strategischen Ziele weiter. Anders als so viele Zeitgenossen, die dies mit Wohlwollen oder gar Genugtuung zur Kenntnis nahmen, *sahen der Angeschuldigte und seine Gesinnungsgenossen diesen Machtzuwachs Deutschlands als eine Gefahr für die Durchsetzung ihrer gegen das NS-Regime gerichteten Pläne an und versuchten das drohende ‚Unheil‘ dadurch abzuwehren, dass sie England zu veranlassen suchten, sich etwaigen weiteren Ansprüchen Deutschland gegenüber völlig unnachgiebig zu zeigen*, so die Deutung der Nazis, bei der die Zusammenhänge auf den Kopf gestellt werden. Die Anklageschrift erwähnt hier die Englandreise Kuenzers 1939, die allerdings ohne Erfolg blieb.⁹² *Ich nutze die vielleicht letzte Chance aus*, hatte Kuenzer an seine Frau geschrieben.⁹³

Während seiner Haftzeit verfasste Kuenzer einen Aufruf, den er nach dem Sturz der Reichsregierung veröffentlichen wollte. In dieser Schrift bezeichnete er den „Führer“ als einen Mann, *der jeder staatsmännischen Schulung ermangelt habe und der zwar das Zeug für den Propagandachef einer nicht sehr wählerischen Firma mittleren Ranges gehabt haben möge, aber keinerlei Vorbedingung für die Stellung als Generaldirektor einer ‚Weltfirma‘ erfüllt habe*.

In der Begründung des bereits 1943 gegen Max Josef Metzger ergangenen Urteils werden die Umsturzpläne mit der Bemerkung bewertet: *Ein ganz ungeheuerlicher Gedanke, wie ihn nur ein zutiefst defaitistischer Mensch überhaupt fassen kann*.⁹⁴ *Ein schmachvoll verräterischer Gedanke, wie ihn nur jemand haben kann, der unser nationalsozialistisches Deutschland zutiefst hasst, weil er davon ausgeht und zum Ziel hat, an die Stelle unserer arteigenen Lebensform, des Nationalsozialismus, längst überwundene volksfeindliche „Ideen“ zu maßgebenden zu machen*. Mit diesen Ideen ist gemeint: *ein demokratisches Deutschland, also die Verwirklichung schlimmster Wunschträume unserer Feinde*.⁹⁵

⁹¹ Vgl. HOFFMANN (wie Anm. 36), S. 254.

⁹² Die Anklage sieht hierin eine Parallele zu dem Handeln des Widerstandskämpfers Carl Friedrich Goerdeler („der Verräter Goerdeler“), der zu diesem Zeitpunkt bereits verurteilt war und dem in dem gegen ihn gerichteten Urteil vorgeworfen wird, die Westmächte kurz vor Kriegsbeginn gewarnt zu haben, dass der Führer auf einen Krieg hin arbeite.

⁹³ Brief von Richard Kuenzer an seine Frau Gerda vom 06.07.1939.

⁹⁴ Der Begriff „Defaitismus“ wurde in der Nazi-Terminologie permanent verwendet. So wurde etwa auf den Solf-Kreis als auf „extrem defaitistische Kreise“ Bezug genommen: Geheime Dokumente aus dem Reichssicherheitshauptamt, Volksgerichtshofprozess gegen Moltke und seinen Kreis, JACOBSEN (wie Anm. 26), Bd. 2, S. 707.

⁹⁵ Urteil gegen Dr. Max Josef Metzger vom 14.10.1943, AZ 3 J 190/43 g, Widerstand als Hochverrat (wie Anm. 33), Fiche 0479.



Abb. 6
Richard Kuenzer
(Foto: Familie Popitz-Kuenzer).

Am 3. Februar starb Volksgerichtshofpräsident Freisler bei einem Luftangriff. Ein neuer Verhandlungstermin für Richard Kuenzer wurde auf den 27. April festgesetzt. Dazu kommt es jedoch nicht mehr. Wahrscheinlich auf Befehl Himmlers werden in der Nacht vom 22. auf den 23. April 1945 insgesamt 16 Häftlinge von einem SS-Kommando erschossen:

Gegen 1 Uhr in der Frühe des 23. April wurden alle sechzehn die Lehrter Straße hinter und dann über die Invalidenstraße auf das Gelände des Universal-Landes-Ausstellungs-Parks geführt, wo sie wieder in zwei Gruppen getrennt wurden. Hinter jedem der Gefangenen ging ein SS-Mann mit schußbereiter Pistole oder Maschinengewehr. Auf ein Kommando erhielten alle Gefangenen von hinten einen Genickschuß.⁹⁶

Als einziger überlebte der Häftling Herbert Kosney das Massaker, der später über diese letzten Stunden berichtet hat.⁹⁷ Zusammen mit sieben weiteren Opfern beerdigte man Kuenzer am 5. oder 6. Mai 1945 heimlich in einem Massengrab auf dem nahe gelegenen Dorotheenstädtischen Friedhof (Abb. 7). Auf dem Grab befindet sich heute eine Gedenktafel. Auf dem Familiengrab auf dem Freiburger Hauptfriedhof ist sein Name in eine Steintafel eingraviert: R. K. 1875-1945.

Denunziation im NS-Staat

Selma, das edle Mistvieh, hat mich bei der Gestapo denunziert wegen politischen Bemerkungen, anscheinend schon im September, Frau Meese wurde damals vernommen und hat offenbar sehr anständig über mich ausgesagt. Nach mir selbst hat die Gestapo bis jetzt überhaupt nicht gefragt und ich nehme diese Sache gar nicht tragisch. Wenn sonst nichts passiert, ist das gut. Auch ein HJ Sturmführer hat sich schriftlich nach Selma erkundigt, der offenbar nicht von ihr begeistert war. Diese Zeilen schrieb Kuenzer am 14. Dezember 1941 an seine Frau.⁹⁸ Es ist nicht das erste Mal, dass Kuenzer wegen einer politisch ungelegenen Äußerung denunziert wird, diese Erfahrung machte er schon 1935 auf der oben erwähnten Abendgesellschaft. Das national-

⁹⁶ HOFFMANN (wie Anm. 36), S. 655.

⁹⁷ HERBERT KOSNEY: The Other Front, in: Boehm (wie Anm. 28), S. 36-52 und 47-49; vgl. SCHELLINGER (wie Anm. 7), S. 435.

⁹⁸ Siehe Anm. 20.

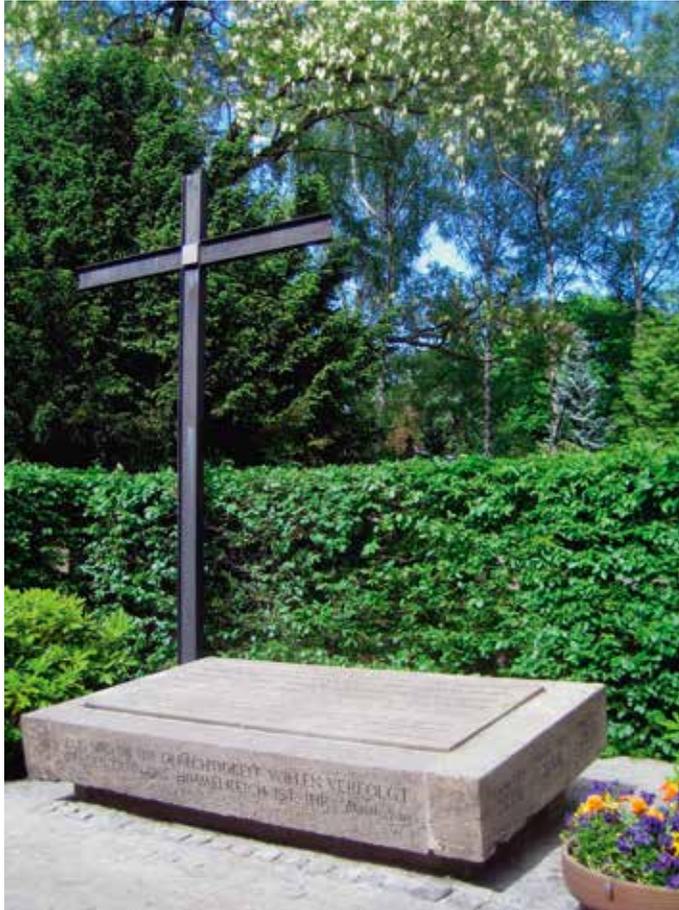


Abb. 7 Grabstätte Richard Kuenzers und anderer Widerstandskämpfer auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof in Berlin (Wikipedia, Lizenz: CC BY-SA 3.0, Foto: Eisenacher).

sozialistische Regime hatte ein Klima der Verdächtigung und Bepitzelung geschaffen, in dem politischer Anpassungsdrang und Unverstand sich selbst über persönliche Beziehungen wie im Fall des Hausmädchens hinwegsetzen konnte.

Die Ausschaltung von Opposition und Widerstand kam nicht plötzlich, sondern wurde durch das nationalsozialistische Regime von langer Hand vorbereitet. Mit dem „Gesetz gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei und zum Schutz der Parteiuniformen“⁹⁹ von 1934 war ein entscheidender Schritt hin zu einer Meinungsdictatur getan, mit dem Regimekritiker mundtot gemacht werden konnten. Dieses Gesetz gestattete es, jeglichen Vorbehalt gegen die herrschenden Verhältnisse strafrechtlich zu verfolgen. „Diese Bedrohung jeder nonkonformen Meinungsäußerung brachte nahezu die gesamte Bevölkerung – soweit es sich nicht um stets begeisterte Anhänger des NS-Staates handelte – in Gefahr, strafrechtlich verfolgt zu werden“

⁹⁹ Sogenanntes „Heimtücke-Gesetz“ vom 20.12.1934, RGBl. I 1934, S. 1269.

schreibt Bernward Dörner in seiner umfangreichen Untersuchung über das Heimtücke-Gesetz.¹⁰⁰

Der NS-Staat und seine Ideologie werden zum geschützten Rechtsgut erklärt. Die Verwendung des Begriffs der „Heimtücke“, eines eindeutig negativ besetzten Begriffs, dient dazu, eine Meinungsäußerung zu kriminalisieren. Das Unwerturteil „heimtückisch“ ist dabei natürlich reine Fiktion.

Bereits mit der nur wenige Wochen nach der Machtübernahme erlassenen Verordnung, welche eine gegen das „Wohl des Reichs“ oder der Reichsregierung und vor allem der Partei gerichtete Meinungsäußerung unter Strafe stellte, war die Meinungsfreiheit faktisch beseitigt worden.¹⁰¹ Rechtsgrundlage dieser als Notverordnung des Reichspräsidenten erlassenen Verordnung war Art. 48 Abs. 2 der Weimarer Reichsverfassung (WRV), der diesen ermächtigte, notwendige Maßnahmen zur Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung zu ergreifen.¹⁰² Der Schutz des Staates gegen „hoch- und landesverräterische Umtriebe und ähnlich wichtige Aufgaben“ wurde damit zum höchsten Ziel.

Zur Aburteilung angeblicher „Heimtückeäußerungen“ wurden Sondergerichte geschaffen, in welchen das rechtsstaatliche Verfahren gleichsam abgeschafft war – euphemistisch als „Vereinfachung“ und „Beschleunigung“ des Verfahrens bezeichnet. Auch andere rechtsstaatliche Garantien wurden beseitigt. Aufgrund einer erheblichen Verkürzung der Ladefrist für den Angeklagten war eine effektive Verteidigung so gut wie ausgeschlossen. Besonders greifbar ist die Einschränkung der Rechte des Angeklagten auch an dem sofortigen Eintritt der Rechtskraft.¹⁰³

„Herrin“ der Ermittlung wurde die Gestapo.¹⁰⁴ Deren Willkür war es überlassen, zu bestimmen, wer als Staatsfeind zu gelten hatte. Das Selbstverständnis der Geheimen Staatspolizei findet sich in folgender Aussage eines ihrer führenden Beamten:

*Der politische Totalitätsgrundsatz des Nationalsozialismus [...] duldet keine politische Willensbildung in seinem Bereiche, die sich nicht der Gesamtwillensbildung einfügt. Jeder Versuch, eine andere Auffassung durchzusetzen oder auch nur aufrechtzuerhalten, wird als Krankheitserscheinung, die eine gesunde Einheit des unteilbaren Volksorganismus bedroht, ohne Rücksicht auf das subjektive Wollen seiner Träger ausgemerzt.*¹⁰⁵

Sozial-darwinistisches und völkisches Gedankengut war Grundlage des Handelns der politischen Polizei. Das Heimtücke-Gesetz hatte somit alltägliche Äußerungen zu Straftaten erklärt. Aufgrund der weitgefassten Formulierungen dieses Gesetzes konnte nahezu jede Äußerung erfasst werden, wenn in ihr auch nur ein Vorbehalt gegen die herrschenden Verhältnisse erkennbar wurde. Die Kriminalisierung jeglichen nonkonformen Verhaltens verstärkte den Druck zur Anpassung unter der Bevölkerung. „Vernünftigerweise suchte jeder, riskante Bemerkungen gegen-

¹⁰⁰ BERNWARD DÖRNER: „Heimtücke“: Das Gesetz als Waffe. Kontrolle, Abschreckung und Verfolgung in Deutschland 1933-1945, Paderborn 1998, S. 9.

¹⁰¹ § 3 der „Verordnung des Reichspräsidenten zur Abwehr heimtückischer Angriffe gegen die Regierung der nationalen Erhebung“ vom 21.03.1933, RGBl. I 1933, S. 135.

¹⁰² Art. 48 Abs. 2 WRV lautet: *Der Reichspräsident kann, wenn im Deutschen Reiche die öffentliche Sicherheit und Ordnung erheblich gestört oder gefährdet wird, die zur Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung nötigen Maßnahmen treffen, erforderlichenfalls mit Hilfe der bewaffneten Macht einschreiten. Zu diesem Zwecke darf er vorübergehend die in den Artikeln 114, 115, 117, 118, 123, 124 und 153 festgesetzten Grundrechte ganz oder zum Teil außer Kraft setzen.*

¹⁰³ DÖRNER (wie Anm. 100), S. 35.

¹⁰⁴ Ermächtigt durch das Gestapo-Gesetz vom 10.02.1936.

¹⁰⁵ WERNER BEST: Die Geheime Staatspolizei, in: Deutsches Recht 6 (1936), S. 125-128, hier S. 126.

über Unbekannten zu unterlassen.“ Nicht so Richard Kuenzer. Mit dem Mittel, jede Alltagsübung, die auch nur entfernt als regimekritisch gedeutet werden konnte, unter Strafe zu stellen, zielte das Heimtücke-Gesetz darauf ab, „die vom nationalsozialistischen Regime verordneten Werte und ‚Wahrheiten‘ zu schützen. Dieses Gesetz bildete dabei das wichtigste Instrument zur Unterdrückung der freien Rede. Der „Erfolg“ beruhte zu einem wesentlichen Teil auf der großen Zahl von Menschen, die bereit waren, ihre Mitmenschen zu denunzieren.¹⁰⁶

Widerstand aus christlichem Geist

Der Anteil gläubiger Christen unter den Angehörigen des aktiven Widerstands war hoch.¹⁰⁷ Der Widerspruch gegen den Nationalsozialismus ist im Christentum von vornherein angelegt. Gleichwohl war es nicht die Kirche als solche, die die Aufgabe des Widerstands übernahm. „Eine derartige Entscheidung konnte nicht schlüssig und für jedermann verbindlich aus dem Katalog kirchlicher Normen abgeleitet werden“, schreibt der Historiker Hürten in seiner Betrachtung, in der er sich der Frage nach dem Verhalten der Kirche in der NS-Zeit aus der Perspektive des Christen nähert. Der Entschluss zum Widerstand musste von dem einzelnen aus seiner christlichen Überzeugung heraus getroffen werden: „Wer sich also zu aktivem Widerstand entschloß, tat dies somit aufgrund einsamer Gewissensentscheidung, ohne dafür Deckung durch die kirchliche Obrigkeit in Anspruch nehmen zu können“.¹⁰⁸ Peter Graf Yorck von Wartenburg, evangelischer Christ, hat diesen Grund zum Widerstand gegenüber Roland Freisler, dem Vorsitzenden des Volksgerichtshofs, so begründet: *Das Wesentliche ist [...] der Totalitätsanspruch des Staates gegenüber dem Staatsbürger unter Ausschaltung seiner religiösen und sittlichen Verpflichtungen Gott gegenüber.*¹⁰⁹

Zur Beurteilung des widerständigen Verhaltens von Christen erweist sich die Kategorie des Widerstands deshalb als nicht hinreichend. Neben die Verteidigung moralischer Prinzipien und gesellschaftlicher Grundwerte trat das Bewusstsein, Zeugnis für Christus abzugeben, notfalls durch den Einsatz des eigenen Lebens.¹¹⁰ Der kirchliche Widerstand ist deshalb auch als „Zeugnis“ zu verstehen. Zwar ist das Aufbegehren gegen einen unrechtmäßig handelnden Staat in der kirchlichen Tradition vorgegeben, aber dieser Begriff geht darüber noch hinaus. Es ist ein „offenes Bekenntnis zu Christus und geduldige Hinnahme der um seinetwillen erlittenen Schmach“.¹¹¹

Das Verhältnis zwischen katholischer Kirche und NS-Staat war zunächst durch das Konkordat vom 20. Juli 1933 zwischen dem Heiligen Stuhl und dem NS-Staat rechtlich geregelt. Das Konkordat konnte allerdings nicht verhindern, dass die Bedrohung nicht geringer, sondern von Jahr zu Jahr immer größer wurde. In der Kirche blieb zunächst der sozialen Form nach ein nicht angepasstes Milieu erhalten.¹¹² Es lässt sich deshalb, wenn man Widerstand nicht nur als politische Kategorie betrachtet und die Kirche als politisch-gesellschaftliche Größe,¹¹³ festhalten:

¹⁰⁶ DÖRNER (wie Anm. 100), S. 313.

¹⁰⁷ HÜRTE (wie Anm. 82), S. 91; Zeugen für Christus. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts, Bd. I, hg. v. HELMUT MOLL im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz, Paderborn u.a. 1994, S. XL.

¹⁰⁸ HÜRTE (wie Anm. 82), S. 91.

¹⁰⁹ EUGEN BUDDE/PETER LÜTSCHES: Der 20. Juli, Düsseldorf 1952, S. 56.

¹¹⁰ HÜRTE (wie Anm. 82), S. 94.

¹¹¹ A.a.O.

¹¹² HÜRTE (wie Anm. 82), S. 80.

¹¹³ Ebd., S. 78.

„Das katholische Milieu sympathisierte also nicht, wie ihm gern unterstellt wurde,¹¹⁴ mit dem Nationalsozialismus, sondern widerstand ihm besser als andere Segmente der Gesellschaft.“¹¹⁵ Angesichts des nationalsozialistischen Machtanspruchs, der sämtliche Bereiche der Gesellschaft und damit auch den Bereich des Privaten mit erfasste und keine Trennung mehr duldet, kann bereits der Wille zum Bewahren der eigenen Identität als Widerstand gelten.¹¹⁶ Die Bewahrung der eigenen Identität und Lebensform bedeutete per se ein Infrage-Stellen des totalitären Anspruchs des Nationalsozialismus. Allein die aktive Teilnahme am kirchlichen Leben hieß, dass der Betreffende noch andere Werte und Normen anerkannte als die des Nationalsozialismus.¹¹⁷ Teilnahme am kirchlichen Leben wurde so zum Ausdruck von Nonkonformismus.

Auch die Deutsche Bischofskonferenz hat der christlichen Zeugen während der NS-Zeit in einem „Martyrologium Germanicum“ gedacht.¹¹⁸ Der Gedanke, ein „Martyrologium“ des 20. Jahrhunderts zu erstellen, geht dabei auf Papst Johannes Paul II. zurück:¹¹⁹ „Die Märtyrer waren für ihn die gleichsam ‚unbekannten Soldaten‘ der großen Sache Gottes.“ Die Bestimmung des Martyriums unterliegt drei kanonistischen und theologischen Kriterien, die kumulativ vorliegen müssen. Dies sind der gewaltsame Tod, das Motiv des Glaubens- und Kirchenhasses auf Seiten der Verfolger und die bewusste innere Annahme des Willens Gottes trotz eigener Lebensbedrohung. Das „Martyrologium“ widmet Kuenzer eine mehrseitige Beschreibung.¹²⁰

Die Kategorie der NS-Märtyrer umfasst Geistliche und Laien aller Altersstufen, der jüngste wurde 17 Jahre alt! Viele von ihnen gehörten der intellektuellen Oberschicht an oder waren jüdischer Herkunft. Die wirkliche Zahl ist sicher um ein Vielfaches höher.

Grund für die Verhaftung von Geistlichen und Laien war im Wesentlichen „ihre aus dem christlichen Glauben motivierte antinationalsozialistische Einstellung.“¹²¹ Eine Einstellung, die natürlich nicht im Verborgenen blieb, sondern in Erscheinung trat. Bei den Priestern allein schon durch die Feier des Gottesdienstes oder durch Predigten. Berühmtestes Beispiel dafür ist der Münsteraner Bischof Clemens August Graf von Galen,¹²² aber etwa auch der Freiburger Erzbischof Konrad Gröber ist in diesem Zusammenhang zu nennen. Verhaftung durch die Gestapo war die sichere Folge auch für den, der dabei entdeckt wurde, dass er Juden materielle und seelische Unterstützung oder Unterschlupf gewährte oder Visa besorgte. Auch wer es wagte, ausländische Sender zu hören, konnte in die Mühlen der NS-Justiz geraten.¹²³ „Wir sind überrascht“, schreibt der verstorbene Joachim Kardinal Meisner in seinem Vorwort des „Martyrologiums“, „wie viele Christen gerade in Deutschland mit den gottlosen Systemen des Nationalsozialismus und Kommunismus aus ihrer Treue zum Evangelium heraus in Konflikt geraten

¹¹⁴ So etwa von CARL AMERY: Die Kapitulation oder deutscher Katholizismus heute, Hamburg 1963, S. 32.

¹¹⁵ HÜRTE (wie Anm. 82), S. 83.

¹¹⁶ Ebd., S. 79.

¹¹⁷ Ebd., S. 83.

¹¹⁸ MOLL (wie Anm. 107), S. XXXVII.

¹¹⁹ Apostolisches Schreiben „Tertio millennio adveniente“ vom 10.11.1994.

¹²⁰ MOLL (wie Anm. 107), S. 299ff.

¹²¹ Ebd., S. XLI.

¹²² Bischof Clemens August Graf von Galen, der für sich selbst das mögliche Märtyrer-Schicksal ins Auge fasste, nennt die Kirche insbesondere seiner Zeit „Kirche der Märtyrer“; vgl. MAX BIERBAUM: Nicht Lob, nicht Furcht. Das Leben des Kardinals Galen nach unveröffentlichten Briefen und Dokumenten, Münster 1966, S. 225f.; vgl. auch Entwurf einer Denkschrift Galens an Hitler vom Mai 1935 in: Akten deutscher Bischöfe über die Lage der Kirche 1933-1945, Bd. II, bearb. von BERNHARD STASIEWSKI, S. 438.

¹²³ Zeugnis des Vaters der Verfasserin, der als ein wenig rebellierender Jugendlicher in einer (nicht gravierenden) Auseinandersetzung mit seiner Großmutter sich anhören musste: *Und dass Du immer Feindsender hörst, werde ich auch noch anzeigen.*

sind. Und weiter: Gläubige Menschen jeden Alters, Frauen und Männer jeder sozialen Herkunft und in den unterschiedlichsten Situationen, sind für den Herrn und seine Kirche eingetreten, sei es gelegen oder ungelegen (vgl. 2 Tim 4,2). Für die meisten war es ungelegen, denn sie haben damit Familie, berufliche Vorteile, Karriere, Zukunftschancen etc., etwa auch ihrer Kinder und Angehörigen aus Treue zu Jesus Christus und seinem Evangelium aufs Spiel gesetzt.“

Bemerkenswert ist die hier zum Ausdruck gebrachte Klarheit, mit der das Handeln der Märtyrer und damit der Widerstandskämpfer in Verbindung mit ihrer christlichen Haltung und Motivation gebracht wird. Das wird nicht immer so gesehen. Anders als der Kommunismus/ Sozialismus, dessen Widerstandshaltung als immanent gedacht wird, gilt der christliche Widerstand nicht als selbstverständlich. So schreibt der Historiker Hans Mommsen in seinem Aufsatz „Der Widerstand gegen Hitler und die deutsche Gesellschaft“:¹²⁴

„Selbst wer den Nationalsozialismus grundsätzlich ablehnte, bedurfte, unabhängig von individueller Risikobereitschaft, einer Perspektive, aus der heraus der Schritt zum Widerstand getan werden konnte. Unbestreitbar gab es auch außerhalb des kommunistischen und sozialistischen Lagers, die von vornherein in einem unüberbrückbaren Gegensatz zur NSDAP gestanden hatten, zahlreiche Hitler-Gegner der ersten Stunde [...]“

Gerade die tiefe Verankerung im Christentum hat für viele die vollkommene innere Unabhängigkeit von dem Regime Hitlers begründet. Hans Mommsen schreibt hierzu:¹²⁵

„Es ist nicht leicht, sich einzugestehen, dass der Nationalsozialismus oder doch Teile der Ziele, für die er stand, so tief in das Denken und Handeln der deutschen Massen eingedrungen waren, daß nur aus letztlich utopistisch bestimmtem und tief religiösem Denken heraus Widerstandskräfte mobilisiert werden konnten, während pragmatisch denkende Politiker wie Konrad Adenauer oder Theodor Heuss in Resignation verfielen oder keinen Ansatzpunkt zu realistischem Handeln erblicken zu können glaubten.“¹²⁶

Dieses Widerstandspotential spiegelt sich in der Haltung der Zentrumsmitglieder wider. Anders als zum Teil in konservativen oder nationalbürgerlichen Kreisen bezog sich die Staatsbejahung des Zentrums allein auf den Rechtsstaat, nicht auf die Diktatur.¹²⁷ Der Zusammenhang zwischen starker religiöser Prägung und Distanz zum Nationalsozialismus zeigt sich bei den Zentrumsmitgliedern auch daran, dass Angehörige des Mittelstandes und der Bauernschaft, die sich sonst gegenüber dem Nationalsozialismus als anfällig gezeigt hatten, unter den Zentrumswählern ihre politische Position weitgehend nicht veränderten.¹²⁸ Bei den Reichstagswahlen am 5. März 1933 kommt der Widerstand des Zentrums in eindeutiger Weise zum Ausdruck.¹²⁹

¹²⁴ HANS MOMMSEN: Der Widerstand gegen Hitler und die deutsche Gesellschaft, in: SCHMÄDEKE/STEINBACH (wie Anm. 31), S. 3-23, hier S. 5.

¹²⁵ Vgl. etwa das klare Urteil Moltkes in dieser Frage, der in einer „säkularen Ersatzreligion“ wie dem Nationalsozialismus einen Ausdruck „des Bösen“ erkannte.

¹²⁶ MOMMSEN (wie Anm. 124), S. 14.

¹²⁷ Zu den Zentrums-Vorstellungen einer „reformierten“ oder „autoritären“ Demokratie siehe RUDOLF MORSEY: Der Untergang des politischen Katholizismus. Die Zentrumsparterie zwischen christlichem Selbstverständnis und ‚Nationaler Erhebung‘ 1932/33, Stuttgart 1977, S. 50.

¹²⁸ STEHKÄMPER (wie Anm. 31), S. 127.

¹²⁹ Von Hitler selbst so gewertet: *Was die Wähler des Zentrums und der Bayerischen Volkspartei anlange, so würden sie erst dann für die nationalen Parteien zu erobern sein, wenn die Kurie die beiden Parteien fallen lasse*, Ministerbesprechung am 07.03.1933; vgl.: Die Regierung Hitler, T. 1: 1933/34, Bd. 1, bearb. von KARL-HEINZ MINUTH, Boppard 1983, S. 15f., Nr. 44.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch, wie die Zentrums-Führer, die dem Ermächtigungsgesetz zugestimmt hatten, die Redlichkeit ihres Verhandlungspartners wiederholt falsch einschätzten.¹³⁰ Stehkämper formuliert:

„Ihre Anständigkeit und hohe Achtung vor dem Kanzler-Amt erlaubte es ihnen – trotz wiederholter Betörungen – nicht, seinen Zusicherungen zu mißtrauen. Trotz aller bisherigen Gewalttaten der Nationalsozialisten sträubten sie sich gegen wirklichkeitsgetreue Vorstellungen über die Brutalität totalitärer Gewaltmenschen.“¹³¹

Eine Einschätzung, die auch zu Kuenzer passt. Johanna Solf (Abb. 8), die die Haftzeit mit Kuenzer geteilt hat, schreibt in ihrem Nachruf über ihn:¹³² „Seine Lauterkeit, der Adel seiner Geisteshaltung machten es ihm unmöglich, die Niedrigkeit, Verlogenheit und ganze Armseligkeit der Gestapoleute zu verstehen und zu durchschauen.“



Abb. 8
Johanna Solf bei einer Zeugenaussage während der Nürnberger Prozesse, Aufnahme von Mitte April 1947 (Wikipedia).

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, wie das, was man in unserem heutigen Urteil so schnell als ein Versagen einordnet, der Anständigkeit der betroffenen Personen zugeschrieben wird. „Die von Gott gesetzte Obrigkeit in den Händen von Verbrechern: diesen Gedanken vermochten die Zentrums-Führer einfach nicht zu fassen. Die herkömmliche Staatsbejahung verhinderte eine rechtzeitige und zutreffende Einsicht“, so Stehkämper.¹³³ Eine Aussage, die auf Kuenzer nicht zutrifft.

Das nationalsozialistische Regime verwehrte den christlichen Widerstandskämpfern den Status „Zeugen für Christus“ zu sein und degradierte sie zu Staatsverrätern. Christen wurden wegen ihres Christseins verfolgt, aber unter anderem Namen, „als Miesmacher, Hetzer, Förderer des Marxismus, Zersetzer der Wehrmacht.“¹³⁴ Dies lag in der perfiden Logik des Systems, dessen abgrundtiefe Niedrigkeit vielleicht auch die Dimension des christlichen Widerstands und seiner Motivation nicht zu erfassen vermochte. Ein solches System, urteilt Hürten, müsse mit Vorwürfen arbeiten, denn an den christlichen Glauben als solchen könne es nicht unmittelbar anknüpfen. Warum? Weil es den Widerspruch, der doch in erster Linie aus dem christlichen

¹³⁰ Vgl. Anm. 125.

¹³¹ STEHKÄMPER (wie Anm. 31), S. 128.

¹³² SOLF (wie Anm. 22).

¹³³ STEHKÄMPER (wie Anm. 31), S. 128.

¹³⁴ HÜRTEIN (wie Anm. 82), S. 47.

Glauben motiviert ist, einer anderen Motivation zuschreiben muss. Die Erklärung bedarf der Fiktion eines Protests gegen das „Wertesystem“ der NS-Ideologie. Der christlich motivierte Widerstand kann so in ein politisches Vergehen umgedeutet werden. Das Handeln der christlichen Widerstandskämpfer ist immer zugleich christlich und politisch. Das Regime jedoch behandelt ihn ausschließlich als politischen Gegner.¹³⁵ Die christliche Wurzel von Kuenzers Handeln war für die NS-Ankläger so offensichtlich, dass sie in der Anklageschrift mit der oben zitierten Bemerkung, er habe *mit einem gewissen Fanatismus einem christlichen Gemeinschaftsleben das Wort geredet* [...], aufgegriffen wird.

Christliche Motivation¹³⁶ zum Widerstand

Kuenzer hat sich selbst einmal als vollkommen auf dem sittlichen Boden der katholischen Kirche stehend bezeichnet. Er *habe darüber hinaus stets eine aufrichtige und starke Sympathie und Bewunderung für die katholische Kirche und ihre Einrichtungen gehegt*.¹³⁷ Auf dieser weltanschaulich klaren Grundlage konnte Kuenzer von Anfang an dem NS-Regime nur mit äußerst kritischer Distanz gegenüberstehen. Schon während seines Jurastudiums hatte er sich mit theologischen Fragen beschäftigt, über die er sich gerne mit Freunden besprach. Den *Weg des Wahren und Guten* einzuschlagen, darauf komme es im Leben an. Um dann einschränkend hinzuzufügen: *Allerdings hat man doch vor dem Examen kaum Zeit, sich gründlich gut zu unterrichten, aber andererseits kann es kaum etwas Wichtigeres geben, als über diese Frage sich unumstößliche Gewißheit zu verschaffen*.¹³⁸

1923 wurde Kuenzer Mitglied der Zentrumspartei, der er seit langem nahestand. *Du hast die Reichstagswahlen natürlich aufmerksam verfolgt, des Zentrums siebenfacher Mandatsverlust schmerzt auch mich outsider tief*, hatte Kuenzer in einem Brief an seinen Schwager Gustav bereits 1903 geschrieben.¹³⁹ Mit diesem Urteil stand er oft allein. Er erwähnte gegenüber seinem Schwager: *Meinen hiesigen Kollegen, übrigens größtenteils netten Menschen, steht das Zentrum geistig ferner als mir* [...].¹⁴⁰ Als Kuenzer im Juli 1933 von den Nationalsozialisten in den endgültigen Ruhestand geschickt wurde, hatte zu dem Wunsch, den unliebsamen Politiker loszuwerden, auch sein klares Bekenntnis zum Zentrum beigetragen.¹⁴¹

Eine tief religiöse Einstellung hat bei vielen Widerstandskämpfern eine Rolle gespielt. Moltke hat diese essentielle Bedeutung des Widerstands in einem Brief an seinen englischen Freund Lionel Curtis formuliert:

¹³⁵ Ebd., S. 48.

¹³⁶ Von einem Entschluss lässt sich bei ihm gar nicht sprechen. Es gab keinen bestimmten Zeitpunkt, an welchem Kuenzer die Entscheidung traf, aktiv zu werden. Aufgrund seiner Persönlichkeit und seiner christlichen Grundhaltung befand er sich gewissermaßen von Anfang an in der Situation des Widerstands gegen das Regime, dessen Unrechtscharakter er früh erkannt hat.

¹³⁷ RICHARD KUENZER: Aufzeichnung. Für mich und meine Angehörigen verfaßt, unveröffentl. Manuskript, Freiburg 1923 (im Privatbesitz der Familie).

¹³⁸ Brief an seinen Freund und Schwager Gustav vom 19.01.1897 (Prof. Gustav Schnürer, Historiker, Ehemann seiner ältesten Schwester Hedwig).

¹³⁹ Brief an Gustav Schnürer vom 27.06.1903.

¹⁴⁰ Richard Kuenzer selbst schreibt 1929 einen ausführlichen Artikel über das Zentrum in dem von Karl Anton Schulte herausgegebenen Band „Nationale Arbeit. Das Zentrum und sein Wirken in der deutschen Republik“ mit dem Titel „Die Außenpolitik des Zentrums“, in dem er sich auch ausführlich mit der Rolle und den Folgen des Versailler Vertrages auseinandersetzt.

¹⁴¹ MOLL (wie Anm. 107), S. 299ff.

Vielleicht erinnern Sie sich, daß ich in Gesprächen vor dem Kriege der Meinung war, daß der Glaube an Gott nicht wesentlich sei [...]. Heute weiß ich, dass ich unrecht hatte, ganz und gar unrecht. Sie wissen, daß ich die Nazis vom ersten Tag bekämpft habe, aber der Grad der Gefährlichkeit und Opferbereitschaft, der heute von uns verlangt wird und vielleicht morgen von uns verlangt werden wird, setzt mehr als gute ethische Prinzipien voraus.¹⁴²

Warum genügen diese ethischen Prinzipien nicht? Weil sie immer zunächst abstrakt sind! Sie setzen sich nicht unmittelbar und ohne Weiteres in persönlichem Handeln um, weil es für die Person leichter ist, Abstand von ihnen zu wahren. Vielleicht ist der christliche Glaube auch deshalb im Vorteil, weil er das Böse in anderer, umfassenderer Weise verstehen kann und weil er mehr Kraft zum Handeln gibt als ein abstraktes ethisches Prinzip.

So war es Kuenzers christlicher Glaube, der vielleicht als tiefstes Fundament seines Widerstands gesehen werden kann. Der Schwager seiner Frau, Nickolas Benckiser, wird später über ihn schreiben: *Die Leidensbereitschaft dieses von innen her heiteren, ja strahlenden Menschen war aus tieferen Urgründen als denen des politischen oder sonstigen Verstandes genährt. Kuenzer [...] war tief religiös.*¹⁴³ Und lassen wir Johanna Solf noch eine weitere Deutung der Persönlichkeit Kuenzers vornehmen: *Er war einer der edelsten Menschen, ein wahrer Demokrat, nicht aus Parteizugehörigkeit, sondern aus Weltanschauung, wie man sie in seiner süddeutschen Heimat mehr findet als in Preußen.*¹⁴⁴

Das Unrecht seiner Zeit hat er als sein persönliches Unglück empfunden: *Schwer hat er all die Jahre gelitten, wie wir alle, nicht mehr unter dem Terror, sondern unter der Schmach dieses Terrors. Manches Mal hatte er mir gesagt: Wenn alles vorbei ist, gehen wir nach Polen, freiwillig [...], um zu sühnen.*¹⁴⁵ „Die Kirche rühmt sich ihrer Zeugen nicht, um damit eigenes Versagen vergessen zu machen, ist aber dankbar, dass es sie gab“, heißt es in der Einleitung zum „Martyrologium“.¹⁴⁶ Die Inschrift auf der Gedenktafel auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof gedenkt dieser Zeugen mit den Worten: *Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihrer (Matth. 5,10).*¹⁴⁷

¹⁴² Brief Helmuth von Moltkes an Lionel Curtis, Stockholm, 18.04.1942, zitiert in Frey von MOLTKE/MICHAEL BALFOUR/JULIAN FRISBY: Helmuth James von Moltke 1907-1945. Anwalt der Zukunft, Stuttgart 1975, S. 176 und 184ff.

¹⁴³ NICKOLAS BENCKISER: R. K. (1875-1945), unveröffentl. Ms., 1961.

¹⁴⁴ SOLF (wie Anm. 22).

¹⁴⁵ Ebd.

¹⁴⁶ MOLL (wie Anm. 107), S. XL.

¹⁴⁷ Vgl. HOLGER HÜBNER: Das Gedächtnis der Städt. Gedenktafeln in Berlin, 1997, S. 66f.; HANS-RAINER SANDVOSS: Widerstand in Mitte und Tiergarten (Widerstand in Berlin 1933-1945 VIII), Berlin 1994, S. 381.

Geldnot und Notgeld in Freiburg 1917 bis 1923

Von
DIRK SCHINDELBECK

Geld: auf seine drei klassischen Funktionen als Tauschmittel, Recheneinheit und Wertspeicher sind wir dringend angewiesen. Es garantiert uns die Erreichbarkeit von Gütern und Dienstleistungen aller Art und jederzeit. Es sorgt dafür, dass wir messen, abschätzen und (be)werten können. Es gibt uns, ob in Sparguthaben, Wertpapieren oder Immobilien angelegt, das Gefühl von Sicherheit. Geldwertstabilität ist der quantifizierte Ausdruck von Zukunftsfähigkeit.

Das Geldgefühl der Deutschen verbindet sich ebenso mit Phasen nachhaltiger Prosperität wie tiefster Verunsicherung. Der „inflationserfahrene“ (Herbert Rittmann) deutsche Mensch will „gutes“ Geld in seinen Händen halten, dem er sein Vertrauen schenken kann und aus dem er seine Motivation zu sparen schöpft. *Nichts sagt so deutlich, aus welchem Holz ein Volk geschnitzt ist, wie das, was es währungspolitisch tut*, befand schon 1929 der Ökonom Joseph A. Schumpeter – und konstatierte im Hinblick auf die große Inflation *die desorganisierende Wirkung der Währungszerrüttung auf den Volkscharakter, die Moral und auf alle Verästelungen des Kulturlebens*.¹

Von der Gold- zur Papiermark

*Im Deutschen Reiche gilt die Goldwährung!*² So formulierte es das Münzgesetz vom 1. Juni 1909. Über die Wertbeständigkeit der Goldmark als dem seit 1871 geltenden gesetzlichen Zahlungsmittel des Deutschen Reiches, das dem Bürger täglich in 10- und 20-Markstücken (aus 1/2.790 Kg Feingold) begegnete, musste sich bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs niemand sorgen. Freilich existierte daneben auch Papiergeld in Form von 5- und 10-Mark-Reichskassenscheinen, aber auch diese waren durch Gold gedeckt, doch „das Geld des Alltags waren fast nur die in Gold und die in Silber, Nickel und Kupfer geprägten Scheidemünzen, sodass sich der Deutsche eines verwunderten Lächelns kaum erwehren konnte, wenn er in fremden Ländern Papierscheinen auch über winzige Beträge begegnete.“³

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs wurde das Vertrauen der Menschen in ihre Währung untergraben, da der Staat zum Zwecke der Kriegsfinanzierung jetzt zu einer hemmungslosen Geldschöpfung griff: „Da laut Reichsbankgesetz (§ 17) ein Drittel in Gold gedeckt sein musste, änderte man die Gesetze, mit der Folge, dass die Reichsbank ihrer Pflicht enthoben wurde, auf Verlangen Staatsnoten in Gold umzutauschen, und mit der anderen Folge, zur Dritteldeckung des Staatsnotengeldes jetzt Darlehenskassenscheine verwenden zu dürfen.“⁴ Das war nichts anderes als eine Lizenz zum Gelddrucken. Für Heinz Quester, den ehemaligen

¹ JOSEPH A. SCHUMPETER: Das Wesen des Geldes. Aus dem Nachlass hg. von FRITZ KARL MANN, Göttingen 2008 (zuerst 1929), S. 1.

² Die Gesetzgebung über die Rentenmark: Mit ausführlichen Erläuterungen von HANS FROMMER und HERMANN SCHLAG, Mannheim 1924, S. 1.

³ Ebd.

⁴ BIRGER P. PRIDDAT: Kleingeld. Die verborgene Seite des Geldes, Berlin 2011, S. 167.

Geschäftsführer der Bezirksdirektion der Deutschen Bank in Freiburg, war „die Mark damit eine ‚manipulierte Papierwährung‘“ geworden.⁵

Der Erste Weltkrieg verursachte etwa 164 Milliarden Mark an Kosten. Um diese gewaltigen Mittel zu beschaffen, wurde die Bevölkerung schon früh zur Zeichnung von Kriegsanleihen aufgefordert. Sie erfolgten bis zum Herbst 1918 im halbjährlichen Turnus und erbrachten insgesamt 98 Milliarden Mark. Zudem ging immer mehr Edelmetall aus Privathand in Staatsbesitz über, wozu etliche Sammlungen (*Gold gab ich für Eisen!*) beitrugen. Die Folgen für das Zivilleben waren einschneidend, da immer mehr Münzen, zuerst in den vom Krieg unmittelbar betroffenen Gebieten, aus dem Umlauf verschwanden. So zeigte sich im Oberelsass schon im August 1914 extremer Kleingeldmangel, da „die Stadt Straßburg für fünf Millionen Mark Kleingeld gehamstert hatte, um bei Kriegsausbruch ‚flüssig‘ zu sein.“⁶ Je länger der Krieg dauerte, umso größer wurde der Nominalwert des umlaufenden Papiergelds, der „von 6,5 Milliarden Mark Ende 1913 auf 33,1 Milliarden Mark Ende 1918“ anstieg.⁷

Perioden der deutschen Inflation

Hilfreich zur Analyse der deutschen Inflation erscheint die Einteilung in acht Perioden:

1. Ausgaben von 1914/15 (bis 20 Mark);
2. Ausgaben von 1916 an in kleinen Werten (unter 1 Mark), 1917 und 1918 ansteigend;
3. Regierungsseitig gewünschte und begünstigte Ausgaben großer Werte (5, 10, 20 und 50 Mark) vom Oktober/November 1918 mit Geltungsdauer eigentlich bis Februar 1919, dann bis April verlängert;
4. Vermischtes Kriegs- und Friedensnotgeld 1919 bis 1921/22 (zunehmend sogenannte Serienscheine, die „mehr für die Sammlerwelt als für die Einwohnerschaft des Ortes berechnet“ waren);
5. Städtisches Großnotgeld (100 bis 500 Mark ab September 1922);
6. Hochinflationsgeld (1.000 bis 500.000 Mark ab Dezember 1922 bis Juli 1923);
7. Hyperinflationsgeld (Millionen-, Milliarden- und Billionenwerte von August – November 1923);
8. Wertbeständiges Notgeld (Oktober/November 1923).⁸

Schon ab Mitte 1916, als das letzte noch vorhandene Münzgeld, da zu Rüstungszwecken eingeschmolzen, aus dem Umlauf verschwand, wurde die Lage überall im Land prekär. Der Badische Beobachter vom 9. Januar 1917 notierte: „Der Mangel an Scheidemünzen macht sich ganz besonders in Zehnerstücken bemerkbar.“ Stadtverwaltungen, Sparkassen und Banken blieb in dieser Situation nichts anderes übrig, als in ihrem Einzugsgebiet geltende Ersatz-Zahlungsmittel aus Papier herzustellen und in den Umlauf zu bringen. Ob Breisach, Emmendingen, Triberg oder Zell im Wiesental – Dutzende Gemeinden in Baden traten ab 1917 als Ausgabestellen geldwerter Gutscheine hervor.

⁵ HEINZ QUESTER: Das Spiegelbild des Staates in seinem Geldwesen, Freiburg 1989, S. 10.

⁶ ULRICH KLEVER: Notgeld, München 1980, S. 9.

⁷ HERBERT RITTMANN: Deutsche Geldgeschichte seit 1914, München 1986, S. 33.

⁸ GUSTAV PRANGE: Das deutsche Kriegsnotgeld. Eine kulturgeschichtliche Beschreibung, 2 Bde., Görlitz 1921/22, hier Bd. 1, S. 5f.

Freiburger Notgeldpolitik

Insgesamt emittierte die Stadt Freiburg zwischen Oktober 1917 und November 1923 mehr als 20 verschiedene Notgeldscheine mit Nennwerten von 50 Pfennigen bis hinauf zu 50 Milliarden Mark.⁹ Damit deckt ihr lokal ausgegebenes Notgeld von den oben genannten acht Perioden außer der ersten alle folgenden ab. Zahlungsmittel aus der Frühzeit direkt nach Kriegsbeginn wurden ohnehin hauptsächlich in den Grenzregionen punktuell und als reine „Zweckstücke“ (Gustav Prange) in aller Eile hergestellt – etwa für dringend anstehende Lohnzahlungen – und bei der nächsten Gelegenheit wieder aus dem Verkehr gezogen.¹⁰

Die Entscheidung, mit eigenem Notgeld dem örtlichen Geschäftsleben zu helfen, wurde von der Not der Verhältnisse diktiert, nachdem andere Städte diesen Schritt längst vollzogen hatten. In einem Bericht der Stadtverwaltung hieß es: *Lörrachs Erfahrungen sind gute.*¹¹ Am 12. September 1917 beschloss man die Ausgabe eines 50 Pfennig-Gutscheins bis zum Gesamt-Nennwert von 100.000 Mark (Abb. 1). Bei der Reichsbank stieß dies nicht auf Gegenliebe: *Wir machen darauf aufmerksam, dass die Ausgabe von Ersatzgeld eine Beeinträchtigung des staatlichen Münzmonopols ist und gegen das Münzgesetz verstößt, denn die Ausgabe von Papiergeld hat sich das Reich ausschließlich vorbehalten.* Zugleich ließ man Verhandlungsbereitschaft durchblicken: *Unter gewissen Voraussetzungen ist während des Krieges einzelnen Stadtgemeinden die Genehmigung zur Ausgabe von Ersatzgeld erteilt worden. Hierzu gehört, in Übereinstimmung mit dem Großherzoglichen Badischen Ministerium des Innern die Auflage, dass der Betrag der gesamten Ausgabe bei der zuständigen Reichsbankstelle in bar deponiert, oder als Guthaben auf dem Girokonto der betreffenden Sparkasse gesperrt wird.*



Abb. 1 Freiburger 50 Pfennig-Gutschein (rot) vom September 1917 (Kultur- und Werbegeschichtliches Archiv Freiburg [KWAf]).

⁹ Hinzu kam noch der von der Festspielleitung der Passionsspiele ausgegebene 1-Mark-Schein aus dem Jahr 1922 (1.3. bis 1.10.1922).

¹⁰ Beispiel einer Spielkarte als Geldersatz bei QUESTER (wie Anm. 5), S. 41.

¹¹ Alle folgenden Zitate sowie alle genannten Daten und Zahlen: Stadtarchiv Freiburg (StadtAF), C3/781/1/4 (Militaria, Kleingeldmangel, Beschaffung von Scheidemünzen) sowie C4/VIII/8/10 (Stadt-Rat, Gemeindevermögen/Schulden 1922/23).

Argumentationshilfe aus dem BGB

Am 17. Oktober 1917 gab die Stadtverwaltung erstmals diese Zahlungsmittel aus. Gegenüber der Reichsbank fühlte man sich im Recht, da *es sich nicht um die Ausgabe von Ersatzgeld oder Ersatzscheinen handelt*. Auf ihnen finde sich ja nur die Bezeichnung „Gutschein“ – und man berief sich auf § 807 des Bürgerlichen Gesetzbuchs, nach dem Notzahlungsmittel zu *ihrer Gültigkeit keiner staatlichen oder sonstigen Genehmigung* bedürften. Auch im Hinblick auf eine (noch) nicht hinterlegte Sicherheit zeigte sich die Stadtverwaltung selbstbewusst: *Ebenso dürfte die Fähigkeit der Stadtgemeinde, die ausgegebenen Scheine wieder einzulösen, auch ohne Hinterlegung des Betrages wohl außer Zweifel stehen*. Doch die Reichsbank rückte nicht von ihrer Position ab und forderte die Stadtverwaltung ultimativ auf, die Scheine postwendend wieder einzuziehen – um schon im gleichen Atemzug wieder einzuknicken: *Sollte ein dringendes Bedürfnis für die Ausgabe von Notgeld vorliegen und die Ausgabe daher ausnahmsweise geduldet werden, stellen wir anheim, die Genehmigung zur Ausgabe nachträglich zu erteilen*.

All das beeindruckte die Freiburger wenig. Schließlich hatten auch andere Gemeinden wie Heidelberg oder Pforzheim ohne Genehmigung so gehandelt bzw. diese erst nachträglich eingeholt. Gegenüber dem Badischen Ministerium des Innern beharrte man noch am 10. April 1918 auf seinem Standpunkt, dass es sich hier keineswegs um Geld im Sinne eines gesetzlichen Zahlungsmittels handele, sondern um „kleine Inhaberpapiere“, was ja schon an der einfachen Gestaltung zu erkennen sei. Am 21. April 1918 lenkte denn auch das Ministerium ein und genehmigte die Freiburger Notgeldausgabe nachträglich. Vor Ort bewirkten die Gutscheine die ersehnte Erleichterung. Zwei Monate nach der Ausgabe stellte die Handelskammer Freiburg zufrieden fest, dass die zermürbende Jagd nach den letzten Nickelmünzen im Handel endlich vorüber sei.

Bei Betrachtung des Gutscheins erscheint die Auffassung der Stadt nachvollziehbar. Er entbehrt aller Kriterien, die „richtiges“ Geld ausmachten, angefangen von der unbedruckten Rückseite bis hin zum Miniatur-Format (8,8 x 5,5 cm). Auch finden sich auf ihm weder ein exaktes Ausgabedatum noch eine Einlösungsfrist. Er hat keine Seriennummer und kein Amtssiegel; als einziges Autorisierungsmerkmal findet sich die Unterschrift des „Stadtrats“ – in Wahrheit des Oberbürgermeisters – Emil Thoma. Immerhin gibt es mit einem als Karomuster ausgeführten Wasserzeichen eins der üblichen Sicherheitsmerkmale. Gestaltet worden war der Schein vom Grafiker Josef Schroeder-Schoenenberg (1896-1948), der durch seine im Waldkircher Rathaus angebrachten NS-Wandbilder zu einer zweifelhaften Bekanntheit gekommen ist. Als Schmuckmotiv wählte er „neben dem Stadtwappen den Rappenkopf, der bis ins 18. Jahrhundert von der Freiburger Münzstätte verwendet worden war.“¹²

Freiburger Großnotgeld von 1918/19

Kaum ein Jahr später hatte sich die harte Haltung der Reichsbankstelle gegenüber den Städten radikal verändert. Schon am 4. Oktober 1918 räumte sie kleinlaut ein, dass sie sich *völlig von allen Zahlungsmitteln entblößt sehe und es sehr lebhaft begrüßen würde*, wenn die Stadt Freiburg der Anregung Notgeld auszugeben, nachkommen würde. [...] *Am meisten benötigt sind Abschnitte in der Größe von 5, 10 und 20 Mark. Zur Erschwerung von Fälschungen schlage man aufgedruckte Nummerierung vor und bitte unverzüglich an die Herstellung zu gehen ohne sich durch die noch nicht erfolgte Genehmigung der Landesregierung irritieren zu lassen*. Die

¹² PETER KALCHTHALER: Pfennige und Milliarden, in: Badische Zeitung vom 4. Januar 2019, S. 22.

Reichsbank selbst übernehme die Hälfte der Druckkosten. Gelten sollte das Großnotgeld so lange, bis sie selbst gesetzliche Zahlungsmittel in ausreichender Menge zur Verfügung stellen könne – am 1. Februar 1919.

Der Grund für dieses plötzliche Entgegenkommen resultierte aus einer durch das Kriegsende eingetretenen Ausnahme-Situation. Jetzt, wo das Millionenheer der deutschen Soldaten in die Heimat zurückflutete, fehlte es allorts an Zahlungsmitteln für Löhne, Invaliden- und Witwenrenten etc. Für diesen Bedarf waren die Kapazitäten der für die Reichsbank arbeitenden Druckereien nicht ausgelegt, sodass diese die Herstellung der benötigten Geldwerte an die Städte auszulagern bestrebt war. In Freiburg arbeitete man schnell: *Insgesamt werden 8 Millionen ausgegeben. Der Reichsbank werden gegen Gutschrift 4 Millionen übergeben, von denen die Banken 2 Millionen erhalten. Der Rest wird von der Sparkasse übernommen, die an die Banken wieder abzugeben hat.* Der Druck des Geldes erfolgte wie schon beim 50 Pfennig-Schein von 1917 in der Wagnerschen Druckerei in Freiburg: 206.510 Stück 20 Mark-Scheine (Abb. 2), 266.600 Stück 10 Mark-Scheine und 282.600 Stück 5 Mark-Scheine, insgesamt also 755.710 Stücke im Nennwert von 8.209.200 Mark.



Abb. 2 Freiburg 20 Mark-Schein vom 1. November 1918 (KWAF).

Im Gegensatz zum primitiven Gutschein von 1917 sahen diese Scheine schon eher wie „richtiges“ Geld aus. Sie waren beidseitig bedruckt und, entsprechend ihrer Wertstufen, von ansteigender Größe (5 Mark: 12,5 x 8 cm; 10 Mark: 13 x 8,5 cm; 20 Mark: 13,7 x 9 cm). Sie besaßen Wasserzeichen (Schippen), Kontrollnummer, Amtssiegel und Unterschrift und das geforderte Ablaufdatum. Doch was schon im November 1918 zu befürchten gewesen war, trat im Februar 1919 ein: Es war der Reichsbank nicht gelungen, in der Zwischenzeit die erforderliche Menge an Zahlungsmitteln bereit zu stellen, sodass die Gültigkeitsdauer des Freiburger Großnotgelds bis zum 1. April 1919 verlängert werden musste.¹³

¹³ Rundschreiben des Deutschen Städtetages Nr. I 107/19 D, zitiert nach StadtAF, C3/781/1/4.

Notgeld als Problemabgrund

Als man 1917 den ersten Notgeldschein ausgab, um dem örtlichen Handel zu helfen, hatte wohl noch keiner der Beteiligten geahnt, welche Vielzahl von Problemen aus einem solchen Notzahlungsmittel erwachsen sollte. Überall im Land sahen sich die Stadtverwaltungen vor neue Herausforderungen verwaltungstechnischer, logistischer und juristischer Art gestellt. Grundsätzlich sollte lokal ausgegebenes Notgeld, nachdem es seine Gültigkeit verloren hatte, eingezogen und vernichtet werden, da dann ja wieder gesetzliche Zahlungsmittel an seine Stelle treten sollten. Doch da die Reichsbank diese in der Folgezeit nie liefern konnte, folgten immer neue lokale Notgeldausgaben mit ständig steigenden Nominalwerten und jeweils begrenzter zeitlicher Gültigkeit als Zwischenlösungen. Mit dem Ergebnis, dass bei den Städten die entwerteten Geldberge ständig wuchsen.

Eine erste Bilanz im Hinblick auf bereits zurückgeflossene Großnotgeldscheine vom 8. März 1919 verzeichnete 100 Pakete zu je 20.000 Mark, 45 zu je 10.000 Mark und 55 zu je 5.000 Mark (= 2.675.000 Mark). Dies entsprach etwa einem Drittel der Ausgabesumme von gut 8,2 Millionen Mark. Ein Rundschreiben des Ministers für Handel und Gewerbe vom 5. April 1919 machte nun den Städten verbindliche Vorgaben, dass die ausgegebenen *Ersatzwertzeichen von 1 Mark und darüber* vor Ort zu vernichten seien. Wie das zu bewerkstelligen sei, bleibe den Kommunen anheimgestellt. Die Reichsbank selbst habe in der Vergangenheit die Scheine entweder *karbonisiert* oder *durchlocht*. Ihre Kapazitäten seien erschöpft, da inzwischen viel zu viel Geld im Umlauf sei. Vom Verbrennen rate man ab, weil dabei zu viele Scheine aus dem Schornstein geschleudert oder unvollständig verbrannt würden.

Von diesen technischen Entsorgungsproblemen abgesehen – wie sollte eine Stadtverwaltung mit den aus dem Verkehr gezogenen Scheinen umgehen? Sie wie gefordert vernichten oder vielleicht doch (heimlich) aufbewahren? Womöglich ließen sich die mit beträchtlichem Aufwand hergestellten Scheine später noch einmal verwenden. Auch dokumentierte das entwertete Geld ja ein Stück Stadtgeschichte. Und es stieß zunehmend auf das Interesse privater Sammler – und nicht nur jenen aus Freiburg selbst. So argumentierte am 7. April 1919 der Leiter der Städtischen Sammlungen, aus dem Verkehr gezogene Notgeldscheine mögen an öffentliche Stellen unentgeltlich abgegeben werden, an Privatleute hingegen nur gegen Gebühr von zwei Mark pro Stück. Auch sei ein gewisser Bestand in den Städtischen Sammlungen schon deshalb vorzuhalten, um ausreichend Tauschmaterial zu haben *z.B. 300 Stück von jeder Sorte*. Ein entsprechender Beschluss des Stadtrats erfolgte am 13. Juni 1919: *Von vielen Museen, Archiven und Städten werden wir ersucht, unentgeltlich ein oder mehrere Stücke entwerteter Notgeldscheine zu überlassen. Wir haben diesen Ersuchen jeweils stattgegeben. Es ist aber wünschenswert, dass auch das hiesige Archiv Notgeldscheine anderer Städte wenigstens in beschränkter Anzahl erhält.*

Auch auf juristischer Ebene bereitete das aus dem Verkehr gezogene Notgeld große Probleme, vor allem im Hinblick darauf, ob und wie lange nach seiner Entwertung eine Verpflichtung zur Einlösung bestand. Die einzelnen Städte verfahren dabei höchst unterschiedlich, wie das Ergebnis einer Rundfrage des Geschäftsführers des Badischen Städteverbandes in Karlsruhe vom 16. Februar 1920 zeigte: *Offenburg löst Notgeldscheine vom 1.4.20 ab nicht mehr ein, vorbehaltlich von Ausnahmen nach freier Entschließung nach diesem Zeitpunkt, Lahr hält die Ansicht für richtig, dass die Notgeldscheine Schuldverschreibungen auf den Inhaber sind, die Einlösungspflicht daher erst innerhalb 30 Jahren verjährt. Lahr löst daher auch weiterhin ein.* Die Fälle der nachträglichen Einlösung seien aber selten. Baden-Baden habe bisher die Einlösung auch nach dem Aufruf zugelassen, neuerdings aber die Sperrverfügung weggelassen. Konstanz habe *trotz Verfall der Notgeldscheine am 1.6.19 noch bis 1.9.19 eingelöst*, danach die Einlösung aber abgelehnt. Pforzheim habe das Ende der Einlösung durch öffentliche Be-

kanntmachung auf Ende Mai 1919 festgesetzt, aber trotzdem auch noch nach diesem Termin eingelöst, Ende März 1920 diese dann endgültig eingestellt. Heidelberg fasse die Scheine nicht als Schuldverschreibungen auf und lehne ihre Einlösung seit Oktober 1919 ab. Der Mitarbeiter der Stadtverwaltung Freiburg, der diese Informationen zusammengetragen hatte, unterließ es nicht, seine Einschätzung abzugeben: *Meine Ansicht ist die, dass die Notgeldscheine nicht als Schuldverschreibungen auf den Inhaber aufzufassen sind. Eine Verpflichtung zur Einlösung nach dem Aufruftermin besteht nicht. Dies wird anerkannt durch das Reichsbankdirektorium, den Reichsminister der Justiz und das preußische Finanzministerium.*

Diese Rechtsunsicherheit bei ihrer Entsorgung war das Gegenstück zur völlig uneinheitlich gehandhabten Duldungs-Praxis lokaler Notgeldaussgaben seitens der Landesbehörden. So ordnete Preußen grundsätzlich an, „dass eine ausdrückliche Genehmigung von Notgeldaussgaben nicht in Frage käme, sondern nur stillschweigende Duldung. Bayern war toleranter: Das Bayerische Staatsministerium erklärte im Februar 1917, dass staatliche Kassen das Geld einlösen und gegen kassenmäßiges Geld umtauschen würden, wenn der Staatskasse keine Kosten erwüchsen. Sachsen-Weimar erlaubte Gemeinden, Firmen und Konsumvereinen die Ausgabe von Notgeld, wenn eine genügend hohe Sicherheit bei der Reichsbank hinterlegt wurde. Sachsen erlaubte nur kreisfreien Städten und Amtshauptmannschaften Notgeldaussgabe nach genau vorgeschriebenem Muster.“¹⁴

Angesicht der verworrenen Rechtslage entschloss man sich in Freiburg, die aus dem Verkehr gezogenen Großnotgeldscheine von 1918 aufzubewahren – um für einen möglichen Bedarf in Zukunft gerüstet zu sein. Dieser trat denn auch im September 1922 zu Beginn der Hochinflationsphase ein, nachdem die Stadtverwaltung soeben einen 500-Mark-Schein hatte ausgeben lassen, am Tag darauf aber feststellen musste, dass zu wenig Zahlungsmittel in den Umlauf gelangt waren. Und so tauchten jeweils 28.000 Stück der im November 1918 hergestellten 5-, 10- und 20-Mark-Scheine aus dem Depot der städtischen Sparkasse nach fast vier Jahren wieder auf und wurden *mit einem entsprechenden Aufdruck über die Verlängerung der Gültigkeit versehen sofort wieder in den Verkehr gebracht.*

Notgeld als Mittel zur Sanierung der Stadtkasse

Neben diesem Knäuel an Problemen nahmen die Kommunen aber auch eine erfreuliche Seite des Phänomens wahr. Ab etwa 1920 stellten sie nämlich fest, dass viele ihrer Notgeldscheine bis zum Verfallstermin gar nicht eingelöst worden waren, da sie offensichtlich in die Hände von Sammlern gelangt und in deren Alben verschwunden waren. Per Saldo bedeutete dies: Jeder nicht eingelöste Schein war ein Reingewinn für die Stadtkasse. Und dies galt nicht nur für Kleinnominalen unter einer Mark, sondern sogar für Werte von 20 Mark und darüber. So wusste die Zeitschrift „Das Notgeld“ Ende 1922 zu berichten: „Gute Geschäfte hat die Stadt Freiburg i. Br. mit ihren Großgeldscheinen gemacht. Trotz eines im März 1919 erlassenen Aufrufs sind nicht mehr zurückgekehrt: 431 Scheine zu 20 Mark = 8.620 Mark, 400 zu 10 Mark = 4.000 Mark und 600 zu 5 Mark = 3.000 Mark, zusammen 15.620 Mark. Dieser Betrag dürfte die Druckkosten wesentlich übersteigen. Die Scheine werden nun nicht mehr eingelöst.“¹⁵

¹⁴ KLEVER (wie Anm. 6), S. 25.

¹⁵ Drei Jahre „Das Notgeld. Zeitschrift für Notgeldkunde. Nachdruck aller Artikel und Abhandlungen von bleibendem Interesse und Wert aus den ersten drei Jahren“, München 1922, S. 27. Den Reingewinn in Höhe von 15.620 Mark aus der Großnotgeldaussgabe 1918 bestätigt auch die Abschlussbilanz der Rechnungsstelle der Stadtverwaltung Freiburg vom 19. Dezember 1919, StadtAF, C3/781/1/4.

Die hohe Schwundquote beim Rücklauf der Notgeldscheine resultierte aber nicht nur aus Sammleraktivitäten, sondern auch aus ihrer begrenzten Haltbarkeit. So entwickelte sich der bescheidene Schein von 1917 gerade wegen seiner schlechten Materialqualität zum Segen für die Stadtkasse. Ausgegeben worden waren davon insgesamt 213.500 Stück. Dreieinhalb Jahre später notierte das Rechnungsamt: *Von den 50 Pf. Scheinen der ersten Serie (1917er) sind 60.700 nicht eingelöst worden, sodass ein Betrag von 30.350 Mk. verfügbar bleibt.* 28,4 % (!) der ersten Freiburger Notgeldausgabe waren uneingelöst geblieben.

Was ließ sich aus solchen Erfahrungen lernen? Lokal ausgegebenes Notgeld, ursprünglich dazu bestimmt, den örtlichen Handel am Leben zu erhalten, besaß eine zweite Qualität: Einerseits dringend benötigtes Tauschmittel und „Verkehrsausgabe“ betrachteten es viele, die es in die Hand bekamen, nicht als Geld, sondern als Souvenir, das sie als sammelnde Zeitgenossen dem Umlauf entzogen. Diese Erfahrung, dass sich große Teile einer lokalen Notgeldausgabe (auch nach außerhalb!) verkaufen ließen, sollte so manche Stadtverwaltung in der Folgezeit gehörig umtreiben.

Am 15. Februar 1919 erschien – das Großnotgeld vom November 1918 war zu dieser Zeit noch gültig – die erste Ausgabe eines neuen, nunmehr blauen 50 Pfennig-Gutscheins als Ersatz für die ramponierten 50 Pfennig-Scheine vom Oktober 1917 (die aber noch bis zum 1. Oktober 1920 ihre Gültigkeit behielten). Ausgegeben wurden davon insgesamt 512.400 Stück in mehreren Tranchen (Serie A-F) zwischen Februar und Oktober 1919. Anfangs waren Bedarf und Zusppruch groß, sodass das Stadtrentamt am 30. September 1919 feststellte: *Die 2. Ausgabe unserer 50 Pfennig-Scheine vom 15. Februar ist schon seit einigen Wochen in den Verkehr gebracht, die Nachfrage nach solchen Scheinen immer noch gleich stark. Wir stellen deshalb den Antrag auf Druck einer neuen Serie.*

Im Vergleich mit dem Schein von 1917 springen die Fortschritte ins Auge. Der blaue (8,8 x 5,5 cm) ist beidseitig bedruckt und verfügt über eine fünfstellige Kontrollnummer mit Angabe der Serie (A-F). Es findet sich ein exaktes Ausgabedatum (jedoch kein Ende der Gültigkeitsdauer); plastisch hervortretende Siegelprägung, Wasserzeichen in Tropfenform und eine Vielzahl an feingrafischen Elementen tragen zu mehr Fälschungssicherheit bei (Abb. 3). Nach einer Aufstellung des Stadtrentamts waren bis zum 4. März 1920 an roten und blauen 50 Pfennig-Scheinen insgesamt 713.250 Stück ausgegeben worden. Da davon bereits 155.000 zurückgeflossen seien, befänden sich noch etwa 558.000 im Umlauf, also etwa sechs Stück pro Kopf der Freiburger Bevölkerung.



Abb. 3 Freiburger 50 Pfennig-Gutschein (blau) vom 15. Februar 1919 mit geprägtem Siegel und Kontrollnummer auf der Rückseite (KWAFF).

Zur gleichen Zeit begann man über Ersatz auch für den „Blauen“ nachzudenken – zumal sich inzwischen überall im Land eine Tendenz zum ästhetisch anspruchsvolleren Notgeldschein abzeichnete: *Die jetzigen 50 Pfennig Scheine sind bekanntlich nicht gerade Kunstwerke. Das Stadtjubiläum bietet eine günstige Gelegenheit sie durch schönere zu ersetzen. Die durch eine Neuausgabe entstehenden Kosten würden durch den Verkauf der Scheine an Sammler nicht nur völlig wieder eingebracht, sondern es könnte eine ansehnliche Summe noch als Überschuss erzielt und teilweise zur Deckung der Kosten für die Jubiläumsausstellung verwendet werden. Es kann doch erwartet werden, dass die Mehrzahl der Freiburger Bürger sich solche Scheine zur Erinnerung an das Stadtjubiläum aufbewahrt. Also sollte nun nicht nur ein Entwurf ausgeführt werden, sondern möglichst eine ganze Reihe, damit auch die Einnahme für die Stadt entsprechend groß ist.*

Erinnerungs-Seriennotgeld – eine Freiburger Erfindung?

Die Anregung zu mehreren Entwürfen für eine einzige Wertstufe sei von einem Dr. Keller gekommen, *der in Notgeldgeldsachen eine ganz besondere Erfahrung besitzt, zumal er Herausgeber einer Zeitschrift über Notgeld ist.* Dabei handelte es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um den als „Notgeld-Papst“ bekannt gewordenen Arnold Keller. Dieser hatte beobachtet, dass schon während des Krieges einige Gemeinden 50 Pfennig-Scheine in verschiedenen Varianten ausgegeben hatten, *ohne dass jemand daran Anstoß nahm* (so die Gemeinden Wunsiedel, Nördlingen oder Königshofen).¹⁶

Freiburg wagte es nun als erste größere Stadt, gleich drei verschiedene 50 Pfennig-Scheine auszugeben, die neben seinen Parade-Bauwerken (Münster, Historisches Kaufhaus und Neues Rathaus) zusätzlich den Aufdruck „1120 – 1920“ trugen (Abb. 4a-c). Das machte sie sehr deutlich zu Jubiläums-Erinnerungsscheinen für Sammler. Was nun niemand voraussah: Als sie am 30. März 1920 erschienen, sollten sie geradezu den Startschuss für die nun gut zwei Jahre andauernde Periode des sogenannten „städtischen Seriennotgelds“ abgeben. Damit konnte man zwar jeweils vor Ort bezahlen, sollte dies aber – im Sinne derjenigen, die es ausgegeben hatten – aber möglichst nicht tun.

Dem Freiburger Vorbild folgend explodierte das Seriennotgeld jetzt landesweit. Immer mehr Gemeinden drängten mit Serien, deren jede bald 4, 6, 12 oder noch mehr Scheine hatte, auf den Markt. Zeitschriften wie „Notgeld-Sammlermarkt“ oder „Notgeld-Börse“ wurden gegründet und fanden steigenden Absatz, Druckereien machten den Stadtverwaltungen verlockende Angebote, wie viel sich mit besonders schön gestalteten Serien verdienen ließ, Händler ermunterten reihenweise Gemeinden, eigenes Notgeld zu drucken (und es über sie zu vertreiben), Buchhändler begannen, allwöchentlich die neuesten Scheine im Schaufenster auszustellen. Immer mehr Botschaften wurden den Scheinen aufgepackt, wenn sie zugleich die Stadt preisen, die örtliche Industrie bewerben und auch noch den Fremdenverkehr ankurbeln sollten. Schnell lernten die Stadtverwaltungen sich all jener Tricks zu bedienen, die bis heute jedes künstlich inszenierte Sammelgebiet lukrativ machen, wenn z.B. eine Serie von 12 Motiven eine von Schein zu Schein fortlaufende Geschichte in Wort und Bild erzählte, damit die Sammler nur ja jeden einzelnen Schein erwarben.¹⁷ Der Boom machte selbst vor kleinsten Orten, von denen zuvor noch nie

¹⁶ ARNOLD KELLER: Das deutsche Notgeld. Kleingeldscheine 1916-1922, IV Teil: Serienscheine, neu hg. von ALBERT PICK und CARL SIEMSEN, München 1975, Nachwort 1953, S. 233-247.

¹⁷ Zum Phänomen des Sammelns generell: VOLKER ILGEN/DIRK SCHINDELBECK: Jagd auf den Sarotti-Mohr. Von der Leidenschaft des Sammelns, Frankfurt/M. 1997.



a



b



c

Abb. 4 a-c Freiburger Seriennotgeld mit Erinnerungsfunktion an das Stadtjubiläum (1120-1920) in drei verschiedenen 50 Pfennig-Scheinen. Ausführungen mit Trockenstempel-Kontrollnummern, Ausgabe vom 30. März 1920 (KWAf).

jemand etwas gehört hatte wie Alten- und Frauenbreitungen, Igelshieb, Ziegenrück oder gar eine Hallig wie Langeneß nicht Halt. Zur Jahreswende 1921/22 lag Deutschland flächendeckend unter einer Serientotgelddecke von mehr als 10.000 verschiedenen Scheinen, ausgegeben von mindestens 1.365 Städten, Gemeinden, Kriegervereinen, Zoos bis hinunter zu einer Reihe von Gaststädten und Cafés.¹⁸ Wie viel die Stadt Freiburg an Reingewinn über ihre rosafarbene Bauwerk-Serie erwirtschaftete und welchen Beitrag deren Verkauf zur Finanzierung des Stadtjubiläums im Juli 1920 beitrug, geht aus den Unterlagen leider nicht hervor, es ist jedoch von einem stattlichen Betrag auszugehen.

Serientotgeld als Verkaufsschlager

Offenbar trafen die bunten Serientotgeld-Scheinchen den Nerv der Zeit – als Ausdruck gelebter Selbstdarstellungskultur aus der Provinz und zugleich symbolschwerer Protest gegen den Staat und seine Schwäche als Ordnungsmacht. Der Höhepunkt der Welle erfolgte im Sommer 1921, als das Serientotgeld eins der wenigen Güter war, an dem zu dieser Zeit kein Mangel herrschte. Schließlich war die politische und soziale Lage Deutschlands desaströs. Die im Versailler Vertrag festgeschriebenen Reparationsverpflichtungen, deren Tilgung sich bis in die 1980er-Jahre hinziehen sollte, empfand die Bevölkerung als „Versklavung“ über Generationen hin. Nachdem Deutschland schon im Frühjahr 1921 mit den Zahlungen in Rückstand geraten war, besetzte französisches und belgisches Militär Düsseldorf und Duisburg. Drei Regierungen versuchten die ausweglose Lage zu meistern. Dem Kabinett Konstantin Fehrenbachs folgte im Mai 1921 das Kabinett Joseph Wirth, das wegen seiner „Erfüllungspolitik“ von völkischer und deutschnationaler Seite erbittert bekämpft wurde. Währenddessen kam der dringend erforderliche Wiederaufbau aufgrund von Boykotten deutscher Waren nicht in Gang. Vor allem Frankreich war daran interessiert, Deutschland wirtschaftlich klein zu halten. Die Handelsbilanz kippte ins Negative, die Importe überstiegen die Exporte. Der Kurs der Mark stürzte dramatisch ab: Im Januar 1921 hatte ihr Valuta-Wert gegenüber dem Dollar noch 64:1 betragen, im November lag er bei 295:1. Gleichzeitig nahm der politische und ökonomische Druck auf die Grenzen des Reiches zu, vor allem im Saarland, in Ostpreußen und im oberschlesischen Industriegebiet, das trotz des Mehrheitsvotums der Bevölkerung für den Verbleib bei Deutschland aufgrund eines Völkerbundesbeschlusses am 20. Oktober Polen zugesprochen wurde. Bereits im März hatte Reichspräsident Ebert auf die Rheinland-Besetzung reagiert: *Der Gewalt können wir Gewalt nicht entgegensetzen, wir sind wehrlos. Aber hinausrufen können wir es, dass alle es hören, die noch die Stimme der Gerechtigkeit erkennen: Recht wird hier zertreten durch Gewalt. [...] Ehern zusammenschmieden soll uns dieses Leid.*¹⁹

¹⁸ DIRK SCHINDELBECK: Serientotgeld, in: Trödler. Europas Sammlermagazin Heft 10/2018, S. 14-18, und Heft 11/2018, S. 76-81.

¹⁹ Vgl. dazu DIRK SCHINDELBECK: Wenn Scheine Geschichten erzählen, in: DAMALS. Das Magazin für Geschichte Heft 4/2017, S. 72-76.

Ein Glücksritter verspekuliert sich: Sechs 50 Pfennig-Scheine für 8 Mark

Der Seriennotgeldboom erfasste nicht nur die Stadtverwaltungen landesweit, sondern rief zwangsläufig auch Spekulanten auf den Plan. Es erschienen etliche unautorisierte Ausgaben, ja es tauchten sogar Scheine von nicht existenten Städten auf.²⁰ Auf der anderen Seite häuften sich Klagen der Sammler gegen unlautere Geschäftspraktiken mancher Gemeinden und Händler. Für Staat und Reichsbank wurde das Seriennotgeld immer mehr zum Problem.

Just zu diesem Zeitpunkt trat ein Unternehmer an die Stadt Freiburg heran. Alexander Schnell, Inhaber der Firma Trans-Oceanic, die sich auch mit Versicherungspolicen und Schiffspassagen befasste, unterbreitete der Stadtverwaltung ein verlockendes Angebot: *Gedacht sind 6 verschiedene Scheine à 50 Pf. auf Bütteln mit Ansichten der Stadt, von besten hiesigen Künstlern entworfen. Trans-Oceanic übernimmt sämtliche Kosten, Druck, Reklame etc. und ist bereit, von jeder Serie 2 Mark an die Stadt abzuführen.* Am 28. September 1921 wurde zwischen der Stadt Freiburg und der Firma Trans-Oceanic ein entsprechender Vertrag über Herstellung und Vertrieb einer neuen Notgeld-Serie in einer Auflage von 1 Million Sätzen in 6 Serien geschlossen: *Von den Scheinen gibt die Stadtverwaltung zunächst 1.000 Sätze in öffentlichen Verkehr. Bezüglich aller anderen Scheine erhält die Firma Trans-Oceanic das Alleinvertriebsrecht, wofür die Firma neben dem Nennwert einer der Stadtkasse verbleibende Entschädigung von 2 Mark pro Satz à 6 Scheine zum Voraus an die Stadtkasse zu zahlen hat. Und weiter: Die Stadt ist verpflichtet, die ausgegebenen Scheine bis 1 Monat nach erfolgtem Aufruf zum Nennwert einzulösen. [...] Sollten nach erlassenen Aufruf ausgegebene Scheine nicht zur Einlösung gelangen, so gehört der sich hierdurch ergebende Gewinn voll und ganz der Stadtkasse.*

Was mochte diesen Unternehmer bewogen haben, den für ihn mit so vielen Risiken und Vorleistungen verbundenen, für die Stadt hingegen sehr vorteilhaften Vertrag einzugehen? Es kann nichts anderes als das Exklusivrecht zum Alleinvertrieb der Scheine gewesen sein. Dass es auf dem Höhepunkt der Sammelwut eine neue edel daherkommende Serie aus Freiburg geben sollte, welche die Stadt in den schönsten Ansichten zeigte (Münsterturm, Martins- und Schwabentor, Stadttheater, alte und neue Universität; Abb. 5a-f) – musste das nicht jeden Notgeldfreund reizen? Doch Schnells Spekulation auf das ganz große Geschäft sollte gründlich daneben gehen.

Am 3. Januar 1922 folgte Schnells Offenbarungseid. Er sei *zu der Überzeugung gekommen, dass wir die Serie Freiburg momentan, da wir Mk. 5 an die Stadtkasse abzuführen haben, nicht unter Mk. 8 verkaufen können.* Mit dem Verweis auf die zurzeit besonders hohen Portosätze bat Schnell um Ermäßigung auf 3 Mark, *sodass man dann 6 Mk. verlangen könnte oder 5,75 Mk.* Auf dieses Ersuchen entgegen den Abmachungen im Vertrag wollte die Stadt zu diesem Zeitpunkt nicht eingehen.

Inzwischen waren auch einige Kunden ob der Geschäftspraktiken der Firma Trans-Oceanic verärgert. Die Zeitung „Die Volkswacht“ veröffentlichte am 12. Januar 1922 unter der Überschrift „Das neue Notgeld der Stadt Freiburg“ den Erfahrungsbericht eines Sammlers: *Auf dem Rathaus erhielt ich die Auskunft, dass der Stadtrat das ganze Notgeld einer Gesellschaft zum Weitervertrieb verkauft habe. Ich bemühte mich also dorthin, um sechs Notgeldscheine zu erwerben. Diese sechs Scheine kosteten allerdings nicht 3 Mk., sondern 8 Mk. Das verstehe wer will. Die Stadt lässt Notgeld herstellen, bezahlt den Drucker und den Entwurf, um die Kleingeldnot zu beheben, verkauft aber die gesamte Auflage wieder und jagt dadurch einem Unternehmer einen ungehörlichen Gewinn in die Tasche.*

²⁰ Dazu gehörten die aus vier Scheinen bestehende Serie der Gemeinde Herzlake im Emsland oder der Schein einer nicht existenten Stadt Neukirch, vgl. KLEVER (wie Anm. 6), S. 22.



a



b



c



d



e



f

Abb. 5a-f Freiburger Seriennotgeld, hergestellt von der Firma Trans-Oceanic im September 1921 mit Motiven örtlicher Bauwerke: Martins- und Schwabentor, Münster, alte und neue Universität sowie Stadttheater (KWAF).

Für Schnells Firma Trans-Oceanic war die Lage katastrophal geworden. Die Serie ließ sich, bei deutlich nachlassender Sammelwut, nur noch sehr schwer verkaufen. Die Zahlen, die das Stadtrentamt im März 1922 vorlegte, sprechen für sich: *Es sind im ganzen 75.000 Sätze à 6 Scheinen hergestellt worden. Hiervon wurden von uns 1.000 Sätze vertragsgemäß in Verkehr gebracht, weitere 13.000 Sätze hat die Firma zum Preise von 5 Mk. pro Satz abgenommen. In*

unserer Verwahrung bzw. im städtischen Tresor befinden sich somit noch 61.000 Sätze, welche laut Vertrag nunmehr zu vernichten sind. Die Firma bittet nun erneut darum, ihr von diesen noch vorhandenen Scheinen $\frac{1}{2}$ Jahr lang bis zu 56.000 Sätze zu Nennwert bereit zu halten. Um das Beste aus der Situation zu machen, stimmte man zu und traf mit der Firma Trans-Oceanic eine neue Vereinbarung, um aus den nunmehr aus dem Verkehr gezogenen Scheinen doch noch einen Erlös zu ziehen, indem ihr bis auf Weiteres von den noch vorhandenen Scheinen solche zum Nennwert unter der Bedingung abgegeben werden, dass jeweils mindestens 1.000 Sätze abzunehmen sind, und: Um die Scheine, welche bisher im öffentlichen Verkehr überhaupt nicht zu sehen sind, bekannter zu machen, sollen 5.000 unvollständige Sätze (wir schlagen 4 Bilder vor) von unserer Stadtkasse sofort in Verkehr gebracht werden. Doch auch dieser letzte Versuch, die Sammelleidenschaft durch vorerst zurückgehaltene Motive – und herabgesetztem Höchstpreis auf 6,50 Mark – wieder zu beleben, fruchtete nicht. Die Sechser-Serie war längst ein Ladenhüter, Herr Schnell ein gescheiterter Glücksritter.

500 Mark Scheine mit Pfennig-Kaufkraft

Am 17. Juli 1922 verbot der Staat per Reichsgesetz den Städten jede weitere Ausgabe von Seriennotgeld. Im nun sich immer schneller abzeichnenden Prozess des Währungsverfalls wären die viel zu kleinen Nominalwerte ohnehin nicht mehr brauchbar gewesen. Allein schon auf die Drohrede des französischen Ministerpräsidenten und gleichzeitigen Außenministers Raymond Poincaré wegen ausstehender Reparationszahlungen das Ruhrgebiet militärisch zu besetzen, reagierte die Mark – gemessen an ihrer Dollar-Parität – mit einem rapiden Absturz (August 1922: 1 Dollar = 2.000 Mark, Anfang November 1922: 1 Dollar = 6.700 Mark). Immer hilfloser muteten jetzt die Versuche der Reichsbank an, dem Mangel an Zahlungsmitteln mit erhöhtem Geldausstoß zu begegnen: *Wie schon letztlich gemeldet, macht die Reichsbank die größten Anstrengungen, um täglich 2-3 Milliarden neue Noten an den Geldmarkt zu bringen (unter Hinzuziehung von Berliner, Leipziger und Kölner Privatdruckereien). Man ist bestrebt den Druck von Banknoten soweit auszudehnen, dass bereits am 15.10. mit einer täglichen Emission von 6-7 Milliarden gerechnet werden kann.*²¹ Längst wurden den Scheinen keine Pfennigbeträge mehr aufgedruckt, sondern Nominalwerte im drei-, vier- und fünfstelligen Markbereich.

Wieder wandte sich die Reichsbank flehentlich an die Städte, ihr bei Druck und Emission von Zahlungsmitteln zu helfen. Dass diese ihrerseits längst über reiche Erfahrungen bei der Geldproduktion gesammelt hatten, offenbart eine Vorabkalkulation des Freiburger Städtischen Rechnungsamts. Für mögliche weitere Notgeldausgaben habe man noch einen Bestand von 14.000 Bogen zu 40/50 cm mit Wasserzeichen auf Vorrat. Daraus könne man *nach der derzeitigen Größe der Reichsbanknoten* 50.000 Stück zu 1.000 Mark sowie 50.000 Stück zu 500 Mark und zudem 20.000 Stück zu 100 Mark im Gesamtnennwert von 77.000.000 Mark herstellen. Machte man die benötigten Scheine aber nur halb so groß (12,5 x 9,5 cm), sei mit der gleichen Menge Papier eine doppelt so hohe Ausgabesumme, nämlich 138.000.000 Mark, zu erreichen. Diesem Ertragsziel kamen die letztlich hergestellten Scheine im Format 15,7 x 8,8 cm ziemlich nah – gleichwohl war der neue 500 Mark-Schein (Abb. 6a + b) immer noch dreimal so groß wie der 50 Pfennig-Schein von 1917.

Die Mühe und die Sorgfalt, welche die Freiburger der ästhetischen Gestaltung ihres neuen Zahlungsmittels angedeihen ließen, waren allerdings bemerkenswert. In seinem Auftritt ver-

²¹ Zitiert nach PRANGE (wie Anm. 8), Bd. 2, S. 92.



a



b

Abb. 6a + b A- und B-Seite des Freiburger 500 Mark-Scheins, Ausgabedatum 1. Oktober 1922 (KWAF).

suchte er vor allem eins zu vermitteln: Seriosität, um dem von der Reichsbank emittierten „richtigen“ Geld möglichst nahe zu kommen. Um die dafür vorgelegten Motive zu begutachten, war eigens eine Kommission gebildet worden. Den Auftrag bekam der Freiburger Grafiker Ernst Reiß. Das Ergebnis war ein von der Grafik her aufwändig und filigran gestalteter Geldschein, der mit Kontrollziffer und Wasserzeichen auch höheren Sicherheitsstandards genügte. Als Mo-

tiv der B-Seite figurierte mit dem „Heiligen Georg im Panzerhemd“ der Stadtpatron vor der historischen Stadtsilhouette. Erstmals stand auf einem Freiburger Geldschein auch der Strafsatz: *Wer Papiergeld nachmacht oder verfälscht oder verfälschtes sich verschafft und in Verkehr bringt, wird mit Zuchthaus nicht unter zwei Jahren bestraft.* Eine Ablaufrist nannte der Schein nicht, sondern verwies auf die hierüber zu erlassende „besonderen Bekanntmachung“.

Vonseiten der Reichsbank lag zunächst nur die Erlaubnis vor, Scheine im Gesamtnennwert von 50 Millionen Mark auszugeben – eine Summe, die schon zwei Tage nach der Ausgabe nicht mehr ausreichte und kurzerhand auf das Doppelte erhöht werden musste. Dass die vermeintlich hohe Wertstufe „500 Mark“ inzwischen nur noch Kleingeldkaufkraft hatte, offenbart ein Schreiben der Städtischen Sparkasse vom 26. September 1922, in welchem über tägliche Abhebungen von 300-400.000 Mark Klage geführt wurde: *Wir erhalten seit einigen Tagen von der Reichsbank keine Scheine unter 10.000 M. Die kleineren Geldsorten zu 1.000, 500 und 100 M. verschaffen wir uns durch Umwecheln in hiesigen Geschäften. Dadurch, dass wir jeden Tag 2-3 Beamte zum Geldwechsel unterwegs haben, geht uns viel Arbeitskraft verloren.* Der täglich wachsenden Zahlungsmittelnot bei den größeren Betrieben jedoch konnte der 500-Mark-Schein nichts entgegensetzen. Um ihre Arbeiter entlohnen zu können, beantragte allein die Freiburger Firma MEZ im Oktober 1922 10.000.000 Mark.

Wie sich die deutsche Inflation dagegen bei jenen anfühlte, die über „gutes Geld“, also Fremdwährung verfügten, vermittelt ein Text Ernest Hemingways vom 19. September 1922 im Toronto Daily Star: *Bei einem Aufenthalt in Straßburg machten meine Frau und ich einen Abstecher ins gegenüberliegende deutsche Kehl. [...] Für zehn frz. Franken, das sind ungefähr 90 Cents in kanad. Geld, bekam ich 670 Mark. Diese 90 Cents reichten uns einen ganzen Tag, an dem wir viel ausgaben und uns noch mehr als 100 Mark übrigblieben. In Kehls bestem Hotel servierte man uns ein Tagesmenü mit 5 Gängen für 120 Mark, das sind 15 Cents.*²² Auch wenn dieser Reisebericht kaum Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben kann, so verdeutlicht er, dass die deutsche Wirtschaft im Herbst 1922 ins Stadium ihrer Zersetzung getreten war.

Außer Kontrolle: Hoch- und Hyperinflation 1923

Gute vier Monate nach seiner Ausgabe sollte der enorme Aufwand, den man sich mit der Gestaltung des 500 Mark Scheins gegeben hatte, vergeblich gewesen sein, da inzwischen mindestens zehnmal so hohe Nominalbeträge benötigt wurden. Dennoch wollte die Stadtverwaltung auch bei der anstehenden Ausgabe neuer Notgeldscheine nicht auf eine Panoramaansicht als Bildschmuck verzichten: *In der heutigen Sitzung des gemischten beschließenden Ausschusses wurde angeregt, künftig bei der Anfertigung neuer Entwürfe von Notgeldscheinen mehr die landschaftliche Lage, insbesondere den großen Berghintergrund der Stadt zu berücksichtigen.* Inzwischen stand das Projekt eines 5.000 Mark Scheins *im Gesamtbetrage von 250.000.000 Mark* an: *Um dem Mangel an Zahlungsmitteln abzuhelpen, gibt die Stadt Freiburg mit Genehmigung des Reichsfinanzministeriums Notgeldscheine zu 5.000 Mark mit unbestimmter Lauffrist heraus. Die Aufrufung zur Einlösung wird in den hiesigen Tageszeitungen erfolgen.* Ein Zeitungsbericht vom 8. März 1923 erklärte das Motiv (vgl. Abb. 7). Es zeige eine „Ansicht des mittelalterlichen Freiburgs von Süden aus. Im Vordergrund die Schneckenvorstadt mit der Kirche der Wilhelmiten von Oberried und Schneckenor. Dahinter die eigentliche Altstadt umgeben von Stadtmauer, hinten rechts Augustinerkloster, in der Mitte das Martinstor, das Grünlingstor [= Grienlinstor]

²² Zitiert nach QUESTER (wie Anm. 5), S. 15.



Abb. 7 B-Seite des Freiburger 5.000 Mark-Scheins, Ausgabedatum 1. Februar 1923 (KWAF).

und im Hintergrunde das Lehenertor, Prediger- und Barfüßerkirche, ganz links das Clarakloster in der Lehener Vorstadt. So etwa mag unsere Gemeinde gegen Ende des 16. Jahrhunderts ausgesehen haben. Der Entwurf stammt von der Hand des Oberbaurats Dr. Gruber.“

Im Frühjahr 1923 trat eine kleine Atempause im Prozess des fortschreitenden Währungsverfalls ein. Ab August 1923 jedoch wuchs sich die Hochinflation täglich, ja stündlich zu einer jegliche Vorstellung sprengenden Hyperinflation aus. Um den Alltag zu bewältigen, einen Liter Milch oder ein Brot zu kaufen, waren inzwischen Millionenwerte nötig. Die Reichsbank war nicht mehr in der Lage, den Zahlungsmittelbedarf auch nur ansatzweise zu decken, obwohl inzwischen über 130 Druckereien Tag und Nacht in ihrem Auftrag Geld druckten. Längst waren Betriebe, sofern sie die technischen Möglichkeiten dazu hatten, dazu übergegangen, ihre Arbeiter mit selbsthergestelltem Geld zu entlohnen.

In der ersten Augushälfte 1923 emittierte die Stadt zwei weitere Notgeldscheine, einen 500.000 Mark- und einen 1 Million-Mark-Schein. Wieder zeigten beide auf der B-Seite jeweils ein Motiv aus der Stadtgeschichte: der 500.000 Mark-Schein (14,3 x 8,2 cm; Abb. 8a + b) einen aus einem Kupferstich entnommenen Ausschnitt von „Freyburg im Brisgow um 1700“ mit der noch intakten vaubanschen Befestigung, der 1 Million Mark Schein (13 x 10 cm; Abb. 9) eine Stadtansicht aus nördlicher Richtung nach einer Zeichnung von Paul H. Hübner, dem Restaurator und Konservator der Städtischen Sammlungen. Am 14. August 1923 gab die Stadtverwaltung dazu bekannt: *Die Herstellung der neuen 500.000 Mk. Scheine ist soweit vorangeschritten, dass morgen Mittag 25.000.000.000 Mark fertig sind und ausgegeben werden können.* Inzwischen hatte sich jedoch allein der Bedarf der größten zwölf örtlichen Banken und Betriebe wie der Firmen Himmelsbach und MEZ auf das Doppelte, nämlich zusammen 47.000.000.000 Mark, aufsummiert ... Es sollte die letzten Scheine der Hyperinflationsperiode sein, die noch mit Stadtansichten als Schmuckmotiv aufwarteten. Vergleicht man sie miteinander, so fällt auf, dass das Bild der vertrauten, einen Rest von Sicherheit vermittelnden Stadtsilhouette von Schein zu Schein immer blasser und unschärfer wird.



a



b

Abb. 8a + b

A- und B-Seite des Freiburger 500.000 Mark-Scheins, Ausgabedatum 8. August 1923 mit plastischem Prägiesiegel (KWAf).



Abb. 9 B-Seite des Freiburger 1 Million Mark-Scheins, Ausgabedatum 25. August 1923 (KWAf).

Doch noch immer war der Albtraum der Hyperinflation nicht vorüber. Wenige Tage später, am 23. Oktober 1923, musste sich Oberbürgermeister Bender in einem Eiltelegramm an den Innenminister wenden: *Erbitte Genehmigung zur Notgeldausgabe in Scheinen bis 50 Milliarden einstweilen 1.000 Billionen*. Das Ergebnis waren jetzt in aller Hast hergestellte Nominalwerte von 10, 20 und 50 Milliarden Mark, bei denen kein Schmuckmotiv mehr zum Einsatz kam und die Rückseite gar nicht erst bedruckt wurde (Abb. 10). „Die Volkswacht“ schrieb dazu: „Die Stadt hat keinen Nutzen von diesem Notgeld. Es dient lediglich dem Verkehr. In den letzten Tagen hatte die Stadt große Schwierigkeiten bezüglich der Auszahlung von Löhnen, Gehältern, Arbeitslosenunterstützungen usw. Der Geldbedarf der Stadt ist in der letzten Zeit ungeheuer gewachsen. Das städtische Fürsorgeamt benötigte diese Woche Tag für Tag 5 Billionen Mark. In dieser Summe allein schon kommt die ungeheure Verarmung des größten Teils der städtischen Bevölkerung zum Ausdruck.“ Ende November 1923 schließlich konnte die Hyperinflation beim Endstand von 4,2 Billionen Papiermark = 1 Dollar gestoppt und mit Einführung der Rentenmark eine stabile Währungsepoche eingeleitet werden (Abb. 11).



Abb. 10 A-Seite des Freiburger 10 Milliarden-Scheins (Rückseite unbedruckt), Ausgabedatum 23. Oktober 1923 (KWAf).



Abb. 11 1.05 Mark Gold = 1/4 Dollar der Handelskammer Freiburg, Konstanz, Lahr, Schopfheim und Villingen (sogenanntes „Wertbeständiges Notgeld“), ohne Ausgabedatum (ca. November 1923), einseitig bedruckt und Unterschriften der Handelskammerpräsidenten (KWAf).

Bilanz der Inflation: Verarmung der kleinen Sparer

Dass eine Inflation die Schuldner ebenso massiv begünstigt wie sie die Gläubiger benachteiligt, ist in der Forschung unbestritten. Gerade für eine Stadt wie Freiburg mit einem hohen Anteil an einstmals wohlhabenden Rentnern, die zuvor von ihren Vermögenserträgen leben konnten, war diese in der Geschichte beispiellose Kapitalvernichtung verheerend. Die Entscheidungsträger in der Politik freilich, die sich durch die Finanzfachleute der Großindustrie beraten ließen, scherte das wenig: *Der völlige Ruin der deutschen Währung sollte den Reparationszahlungen ein Ende machen. Geld ist bedrucktes Papier; dadurch, dass Geld seinen Wert verliert, gehen keine wirklichen Werte verloren. Sie wechseln nur die Hände.*²³

Dieses Urteil Golo Manns war schon von zeitgenössischen Finanzfachleuten bis ins Detail bestätigt worden. Der Justiziar der Deutschen Bergwerkszeitung, Dr. Apfelbaum, schrieb: *Die Geldverfälschung hat abgewirtschaftet. [...] Der Staat brauchte Mittel, um die Erfüllungspolitik durchzuführen und um – durch Verbilligungen, also mittelbar, oder durch Lohnzahlungen, also unmittelbar – die Differenz zwischen dem wahren Ertrag der stark gedrückten deutschen Arbeit und dem Verbrauch auszufüllen. Zweck der Inflation war, auf verschleiertem Wege diese Mittel zu gewinnen in einem Umfange, wie er auf offenem Wege wahrscheinlich niemals erreichbar gewesen wäre. Die mit der Inflation erreichte Enteignung der Mündelvermögen, der Witwen- und Waisengelder, des Rentnerbesitzes hätte in Form offener Gesetze wohl mehr Widerstand gefunden. [...] Zu allen Zeiten haben Regierungen, die aus einer Not keinen Ausweg wussten, oder die harten und unbeliebt machenden Auswege scheuten, zu dem Mittel der Geldverfälschung gegriffen, nur um über den Tag hinwegzukommen.*²⁴

²³ Zitat von Golo Mann nach HANS OTTO EGLAU: Mehr Schein als Sein. Als die Mark Kapriolen schlug, Düsseldorf, o.J. [ca. 1999], S. 61.

²⁴ Zitiert nach PRANGE (wie Anm. 8), Bd. 2, S. 41.

Verfolgung, Anpassung, Rückzug. Die Bildende Kunst in Freiburg während der NS-Zeit

Von
ANTJE LECHLEITER

Vorbemerkung

Nachdem bereits 1927 unter Vorsitz des Nazivordenkers Alfred Rosenberg der „Kampfbund für Deutsche Kultur“ gegründet worden war, begann mit dem Aufstieg der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP) Anfang der 1930er-Jahre, die Intoleranz gegenüber avantgardistischen Künstlern einen zunehmend repressiven Charakter anzunehmen. Gleich nach der sogenannten „Machtergreifung“ durch die Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 wurde der gesamte Kulturbereich zentralisiert und im Interesse der neuen Machthaber durchstrukturiert. Dem im März 1933 eingerichteten Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda unter Leitung von Joseph Goebbels kam dabei eine zentrale Rolle zu. Durch das wenige Wochen später erlassene Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums wurden zahlreiche jüdische und nicht systemkonforme Lehrende an den Akademien sowie Mitarbeiter von Museen in ganz Deutschland entlassen. Schließlich wurden im Juli auf Erlass des Reichsministeriums alle Künstlervereinigungen und Kunstvereine gleichgeschaltet und in das Reichskartell der bildenden Künste überführt. Wenige Wochen später erfolgte die Gründung der Reichskulturkammer. Sieben Einzelkammern erfassten sämtliche kulturellen Bereiche: Musik, Theater, Schrifttum, Presse, Rundfunk, Film und auch die bildenden Künste. Wer der Reichskulturkammer bis zum 15. Dezember 1933 nicht beitreten wollte oder konnte, hatte fortan keine Möglichkeit mehr, seinen Beruf auszuüben. Voraussetzung für die Aufnahme war die deutsche Staatsangehörigkeit und der Nachweis einer „arischen“ Abstammung, doch auch aus politischen oder anderen Gründen „unerwünschte“ Künstler konnten mit dieser perfiden Maßnahme auf Einfachste ausgegrenzt werden.

Die existenzbedrohenden Folgen dieser Maßnahmen seien kurz am Beispiel des Künstlers Georg Muche aufgezeigt, dessen Werke als „entartete Kunst“ eingestuft worden waren und der daher 1933 aus seinem Lehramt an der Staatlichen Akademie für Kunst und Kunstgewerbe in Breslau vertrieben wurde. Muche schrieb:

Ich versuchte, das Armenrecht in Anspruch zu nehmen, um meine Rechte aus dem Vertrag einzuklagen. Bei einer Behörde sollte ich mir die Mittellosigkeit bescheinigen lassen. Ich ging in das Amtszimmer, setzte mich auf eine Holzbank, blickte auf und sah zwei Schilder: Zum Obdachlosenasyll ... Zur Verwahrlostenexpedition. Ich verließ diesen Ort ...¹

Die Konturen der nationalsozialistischen Kunstpolitik waren zunächst noch sehr unscharf, denn Künstler und Kulturschaffende sahen sich rivalisierenden Institutionen der Nazis gegenüber. Joseph Goebbels schätzte den Maler Emil Nolde sowie den Bildhauer Ernst Barlach und wollte eine Art von „nordischem Expressionismus“ etablieren. Heftiger Widerstand kam dazu

¹ WALTER JACOBI: Bildersturm in der Provinz. Die NS-Aktion „Entartete Kunst“ 1937 in Südbaden, Freiburg 1988, S. 9.

vom NSDAP Chefideologen Alfred Rosenberg und seinem – schon erwähnten – „Kampfbund für deutsche Kultur.“ Auch dazu ein Beispiel: Im Sommer 1933 veranstaltete der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund in Berlin die Ausstellung „30 Deutsche Künstler“. Gezeigt wurden überwiegend Werke der Expressionisten. Die Ausstellung stieß auf schärfste Kritik von Alfred Rosenberg und wurde nach nur drei Tagen geschlossen. Nach einer Beschwerde durch die Organisatoren gab Joseph Goebbels die Ausstellung nach einigen Tagen wieder frei.²

Diesen sogenannten „Expressionismusstreit“ zwischen Goebbels und Rosenberg entschied Adolf Hitler letztendlich selbst. Während er sich auf den Reichsparteitagen 1933 und 1934 noch nicht eindeutig geäußert hatte, rechnete er ein Jahr später mit der Avantgardekunst ab. Ein Zitat aus seiner Rede:

*Fest stand der Entschluß, die dadaistisch-kubistischen und futuristischen Erlebnis- und Sachlichkeitsschwätzer unter keinen Umständen an unserer kulturellen Neugeburt teilnehmen zu lassen. Dies wird die wirkungsvollste Forderung aus der Erkenntnis der Art des hinter uns liegenden Kulturzerfalls sein.*³

Nun änderte auch Goebbels seinen Kurs. Doch eine klare Idee, mit welcher Art von Kunst die Moderne denn abgelöst werden sollte, gab es zu diesem Zeitpunkt nicht. Lediglich feststellbar war eine gravierende Stilverspätung und starke Nähe zum völkischen Ideal einer kleinbürgerlichen Heimatstil-Malerei. Höhepunkt dieses Umschwenkens war ein Dekret von Joseph Goebbels vom 30. Juni 1937, das reichsweit zur Beschlagnahme von Kunstwerken führte, die im Jargon der Nationalsozialisten als „entartet“ galten. Mit der Durchführung beauftragt wurde Adolf Ziegler, zu diesem Zeitpunkt Präsident der Reichskulturkammer. Seine Aufgabe war es, zum Zwecke einer Ausstellung im deutschen Reichs-, Länder- und Kommunalbesitz nach sogenannten „Werken deutscher Verfallskunst seit 1910“ zu suchen. Im Wesentlichen zählten hierzu Werke des Expressionismus, der Neuen Sachlichkeit, des Dadaismus und Surrealismus. Ziegler war selbst Maler, jedoch vor seiner politischen Karriere als solcher kaum in Erscheinung getreten. Jetzt war er auf den großen Kunstaussstellungen vertreten und gehörte zu den von Hitler besonders geschätzten Künstlern.

Ziegler und seine Kommission bereisten über 100 deutsche Museen und sie beschlagnahmten rund 17.000 Werke aus den Bereichen „Grafik“, „Malerei“ und „Skulptur“. Ein Teil der Werke wurde am 30. Juni 1939 in Luzern bei einer Auktion gegen Devisen verkauft.

Ab dem 19. Juli 1937 wurden Werke der beschlagnahmten Avantgardekunst dann in einer diffamierenden Ausstellung gezeigt. In den Münchner Hofgartenarkaden wurde die Wanderausstellung „Entartete Kunst“ eröffnet, die bis zum 30. November dauerte und bis 1941 Station in zwölf weiteren Städten machte.

Laut offiziellen Angaben hatte diese Ausstellung mehr als 2 Millionen Besucher und war bis dahin eine der meistbesuchten Ausstellungen moderner Kunst. Sicherlich kamen auch deshalb viele Menschen, weil klar war, dass dies bis auf Weiteres die letzte Chance sein würde, avantgardistische Kunst in Deutschland zu sehen. Bezeichnender Weise waren nun auch Arbeiten von Ernst Barlach und Emil Nolde ausgestellt. Ziel der Ausstellung war es, die moderne Kunst zu verhöhnen bzw. als angeblich krankhaft darzustellen und die Ankaufspolitik der Weimarer Zeit als Verschwendung von Steuermitteln zu diffamieren.

² Allerdings ohne den NS-Studentenbund als Veranstalter zu nennen. Dazu: Wikipedia-Beitrag „Expressionismusdebatte“ (Stand: 29.03.2019). Zitat nach: Deutschland 1933–1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft, hg. von KARL DIETRICH BRACHER, MANFRED FUNKE und HANS ADOLF JACOBSEN (Schriftenreihe der Bundeszentrale für Politische Bildung 314), Düsseldorf 1993, S. 261.

³ Rede vom 11. September 1935 auf dem Reichsparteitag der NSDAP in Nürnberg.

Das, was fortan als zeitgenössische deutsche Kunst auf den Plan treten sollte, war als Kontrastprogramm zeitgleich im eigens hierfür gebauten Haus der Deutschen Kunst in München unter dem Titel „Große Deutsche Kunstausstellung“ zu sehen.

Natürlich waren hier auch Werke von Adolf Ziegler ausgestellt. Beliebte waren symbolische und allegorische Darstellungen, Männer- und Frauenakte mit Titeln wie „Edles Blut“ oder „Mädchenstum“ und Szenen aus dem bäuerlichen Leben. Da diese Ausstellung insgesamt achtmal von 1937 bis 1944 in München stattfand, zeigt sie sehr deutlich, welche Art von Kunst fortan repräsentativ war. So gewann mit Kriegsbeginn eine systemstabilisierende, Soldatentum und Heldentod verherrlichende Kriegs- und Schlachtenmalerei an Bedeutung. Hier zeigt sich, dass das nationalsozialistische Kunstbild weder auf Expertise noch auf Wahrhaftigkeit beruhte. Es war einzig und alleine ein Produkt ideologischer Propaganda. Die so erfindungsreiche wie vielfältige Kunst der 1920er-Jahre wurde damit durch eine mittelmäßige, angepasste und propagandistische Malerei abgelöst. Viele Künstler wanderten aus oder zogen sich in die innere Emigration zurück.

Die Situation in Freiburg

Im August 1937 erhielt auch Werner Noack (1888-1969), der das Freiburger Augustinermuseum von 1922 bis 1953 leitete, ein Schreiben der Badischen Landesstelle des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda mit der Aufforderung, alle Kunstwerke zu melden, die als sogenannte „entartete Kunst“ einzustufen wären. Zudem erhielt Noack von dem Freiburger Oberbürgermeister Franz Kerber die Aufforderung, im Wentzingerhaus entsprechende Kunstwerke abzuhängen und gegen andere Objekte auszutauschen. Bei der eigentlichen Beschlagnahmungsaktion war Noack auf Dienstreise und wurde durch seinen Assistenten Ernst Friedrich Mayer-Kym vertreten. Am 16. September 1937 erschienen Hellmut Sachs als Vertreter der Reichskunstkammer sowie der Maler und Restaurator Werner Höll im Museum, um die Beschlagnahmungen vorzunehmen. In Hölls Fall war diese mit einem persönlichen Rachefeldzug gekoppelt, denn der 1898 in Freiburg geborene Höll war kurz zuvor als Hilfsrestaurator am Augustinermuseum entlassen worden. Ihn – mittlerweile SA-Scharführer – leiteten also persönliche Interessen, da er seine eigenen Werke im Museum platzieren wollte.⁴

In Freiburg wurden von 34 Künstlern insgesamt 19 Gemälde und 211 Grafiken sowie eine Skulptur von Eva Eisenlohr beschlagnahmt und am 12. Oktober an die Reichskammer in Berlin gesandt. Darunter befanden sich auch drei Gemälde, zwei Aquarelle und 91 Holzschnitte von Emil Bizer („Rotes Haus in Säckingen“, „Selbstbildnis“, „Großer Rebbeg“). An den von ihm im Museum vertretenen Werken lässt sich sehr gut erkennen, dass die Beschlagnahmungsaktion kein einheitliches und klares Profil erkennen lässt: Denn während sein Bild „Rotes Haus in Säckingen“ (Abb. 1), beschlagnahmt wurde, verblieb sein „Bahnübergang im Schnee“ (Abb. 2) von 1929 in der Sammlung.

⁴ TILMANN VON STOCKHAUSEN: Das Augustinermuseum im Nationalsozialismus, in: Freiburg im Nationalsozialismus, hg. von PETER KALCHTHALER und TILMANN VON STOCKHAUSEN (Schriftenreihe der Badischen Heimat 12), Freiburg 2017, S. 159-174, hier S. 169.



Abb. 1 Emil Bizer, „Rotes Haus in Säckingen“, 1937 beschlagnahmt. Das Gemälde gilt heute als verschollen (© Städtische Museen Freiburg i. Br. – Museum für Neue Kunst, Inv.Nr. M 29/026; Foto: Georg Röbbcke).



Abb. 2 Emil Bizer, „Bahnübergang im Schnee“, 1929 (© Städtische Museen Freiburg i. Br. – Museum für Neue Kunst, Inv.Nr. M 32/006; Foto: Peter Kalchthaler).

Es gibt einige Indizien, die darauf hindeuten, dass die Beschlagnahmungsaktion auch in eine ganz bestimmte Richtung zielte. Denn neben grafischen Arbeiten von Max Beckmann, Otto Dix und Lyonel Feininger waren überwiegend Schöpfungen der einstigen Mitglieder der Künstlergruppe „Badischen Seession“⁵ betroffen, zu der neben Emil Bizer auch Rudolf Grossmann, Adolf Riedlin, Karl Hofer und Alexander Kanoldt zählten. Die 1927 gegründete Vereinigung hatte zum Ziel, durch gemeinsame Ausstellungen der reaktionären, symbolüberfrachteten Kunst des Hans Thoma Epigonen Hans Adolf Bühler und seinem zunehmend einflussnehmenden Kreis in Karlsruhe eine eigene Kunst entgegenzusetzen.

Doch die „Seession“ stritt sich mit Bühler nicht nur um Kunst. Mehr und mehr traten auch ideologische Themen in den Vordergrund. Bühlers Machtposition wuchs, schon 1932 wurde er Direktor der Karlsruher Landeskunstschule und im März 1933 war schließlich seine Stunde gekommen. Otto Wacker, ein enger Freund Bühlers und wie dieser Gründungsmitglied der Ortsgruppe Karlsruhe des „Kampfbundes für deutsche Kultur“, war vom badischen Reichsstatthalter zum Kultusminister ernannt worden. Wacker entließ neben mehreren Lehrern der Landeskunstschule auch die seit 1927 amtierende Leiterin der Kunsthalle in Karlsruhe, Lilli Fischel, deren Vater aus einer jüdischen Familie stammte. Bühler wurde als kommissarischer Leiter eingesetzt und schon im Frühjahr 1933 organisierte er eine Ausstellung mit der ihm verhassten Kunst unter dem Titel „Regierungskunst 1918-1933“. Dabei handelte es sich um eine frühe Vorgängerausstellung der späteren Münchner Ausstellung „Entartete Kunst“. Bereits in dieser Karlsruher „Schreckenskammerausstellung“ wurden die Werke impressionistischer und expressionistischer Kunst aus dem Bestand der Badischen Kunsthalle als Dokumente des künstlerischen und gesellschaftlichen Verfalls gezeigt. Zu den hier öffentlich diffamierten Künstlern gehörten selbstverständlich auch die Dauerfeinde und Mitglieder der „Badischen Seession“ Carl Hofer, Emil Bizer, Rudolf Grossmann und Alexander Kanoldt. Anzumerken ist, dass Bühlers Stern schnell sank. Schon 1934 fiel er bei Otto Wacker in Ungnade und wurde von beiden Ämtern enthoben.⁶

Drei Freiburger Einzelschicksale

Rudolf Grossmann

Rudolf Grossmann war Maler, Zeichner und Grafiker. Er wurde 1882 in Freiburg als Sohn eines Arztes geboren, seine Mutter war Porträtmalerin und die Tochter des badischen Hofmalers Wilhelm Dürr. Nach seiner Schulzeit in Freiburg studierte Grossmann zunächst ab 1902 vier Semester Medizin und Philosophie in München. Nach vergeblichen Versuchen, an den Kunstakademien in Düsseldorf und Karlsruhe aufgenommen zu werden, ging er 1905 nach Paris, wo er Hans Purrmann, Lyonel Feininger und Henri Matisse kennenlernte. Zwischen 1910 und 1912 pendelte er zwischen Paris und Berlin, um 1914/15 lebte er in München, war im Engadin und am Tegernsee. Mit seinem Freund Hans Purrmann und der Schriftstellerin Annette Kolb reiste er von 1922 bis 1923 nach Italien. 1924 kehrte Grossmann nach Berlin zurück.

Seinen Zeitgenossen war Grossmann vor allem als Zeichner bekannt. Wie kein anderer dokumentierte er mit Porträts und Straßenszenen das Berliner Leben der Jahre bis 1933. Grossmanns Druckgrafiken wurden in wichtigen deutschen Zeitschriften veröffentlicht, unter ande-

⁵ ANTJE LECHLEITER: Die Künstlergruppe „Badische Seession“. Geschichte, Leben und Werk ihrer Maler und Bildhauer, Frankfurt a. M. 1994.

⁶ Ebd., S. 95.

rem in der satirischen Wochenzeitschrift „Simplicissimus“, die sich gegen die wilhelminische Politik, das Militär und die Kirche richtete. Außerdem publizierte er in der Zeitschrift „Die Schaffenden“, welche von Paul Westheim und Gustav Kiepenheuer gegründet worden war und vor allem junge, zeitgenössische Kunst unterstützte. In den 1920er-Jahren zeichnete er so ziemlich alle Persönlichkeiten des kulturellen Lebens in Berlin und 1926 erschien seine Mappe „50 Köpfe der Zeit“. Sein scharfer Blick, das manchmal fast karikierende Erfassen einer Persönlichkeit wurde bewundert, mitunter auch gefürchtet.⁷ Ab 1928 hatte er einen Lehrauftrag an der Staatlichen Kunstschule Berlin und geriet dort nach 1933 unter politischen Druck der Nazis. Dazu ein Schreiben von Franz Schneller an René Schickele:

Neuerdings geht's auch den Malern an den Kragen. R. Grossmann fliegt aus seiner Stellung u. plant in Berlin ein Lokal einzurichten. Da er aber nicht zu der N.S. Wirtschaft gehört, werden sie es ihm wohl kaum erlauben.⁸

Nach seiner Entlassung kehrte er in seine Heimatstadt Freiburg zurück. Der Freiburger Maler Rudolf Riester berichtet 1964 im Rückblick, dass kaum jemand Notiz davon genommen habe, als Grossmann dann schon 1941 im Alter von 59 verstarb.

Eine interessante Anekdote über Grossmann ist ebenfalls durch Rudolf Riester überliefert. Jener schrieb 1963:

Das Hakenkreuzbanner war unsere Nationalflagge geworden und eines Tages schickte Grossmann Hitler zum Geburtstag eine Bildniszeichnung von Schlageters Vater. „Alles in der Welt hat seinen Preis“, gab er einem Freund zur Antwort auf dessen Frage, ob es denn wahr sei mit der Zeichnung und ob Grossmann dafür wirklich ein persönliches Danketelegramm erhalten habe. „Und wenn ich von Hitler zum Entarteten gestempelt, nun die Schublade aufziehen kann, um bei einem Besuch der Gestapo des Führers Telegramm wortlos vorzuweisen, das sie mit knallenden Absätzen zum Rückzug zwingt, hat sowas doch seinen tieferen Sinn?“⁹

Riester erinnert dann auch an eine Zeichnung, die Grossmann von Goebbels gemacht hat. Er schreibt: *Das ist Anklage, das ist Voraussage, die kaum grausamer, erbarmungsloser sein konnte.*¹⁰

Im Augustinermuseum wurden zahlreiche Druckgrafiken sowie das Ölgemälde „Bahndamm bei Freiburg“ (Abb. 3) aus der Sammlung entfernt, insgesamt fielen den Nationalsozialisten 203 seiner Arbeiten in die Hände.¹¹

⁷ Siehe hierzu auch die Skizze, die Grossmann von dem Theologen Engelbert Krebs 1933 machte, abgedruckt bei WERNER HEILAND-JUSTI: ‚Weinreisen‘ mit Engelbert Krebs, in: Schau-ins-Land 137 (2018), S. 167, Abb. 11.

⁸ In der Literatur wird überwiegend davon ausgegangen, dass Grossmann 1934 aus dem Lehramt entlassen wurde. Doch blieb der Künstler eventuell bis Ende 1937 im Amt. Dies geht aus dem zitierten und nicht vor 1937 entstandenen Schreiben von Franz Schneller an René Schickele hervor. Abgedruckt in: Franz Schneller 1889-1968, Katalog zur Ausstellung im Rathaus in Freiburg i. Br. 1989/90, bearb. von MANFRED BOSCH (Literarische Topographie 1), Freiburg 1989, S. 39.

⁹ Zitat nach: Die Geschichte der Badischen Secession 1927-1936, hg. von der Museumspädagogischen Initiative Freiburg, Freiburg 1987, S. 21f.

¹⁰ Ebd., S. 22.

¹¹ Wikipedia-Beitrag „Rudolf Grossmann“ (Stand: 29.03.2019).

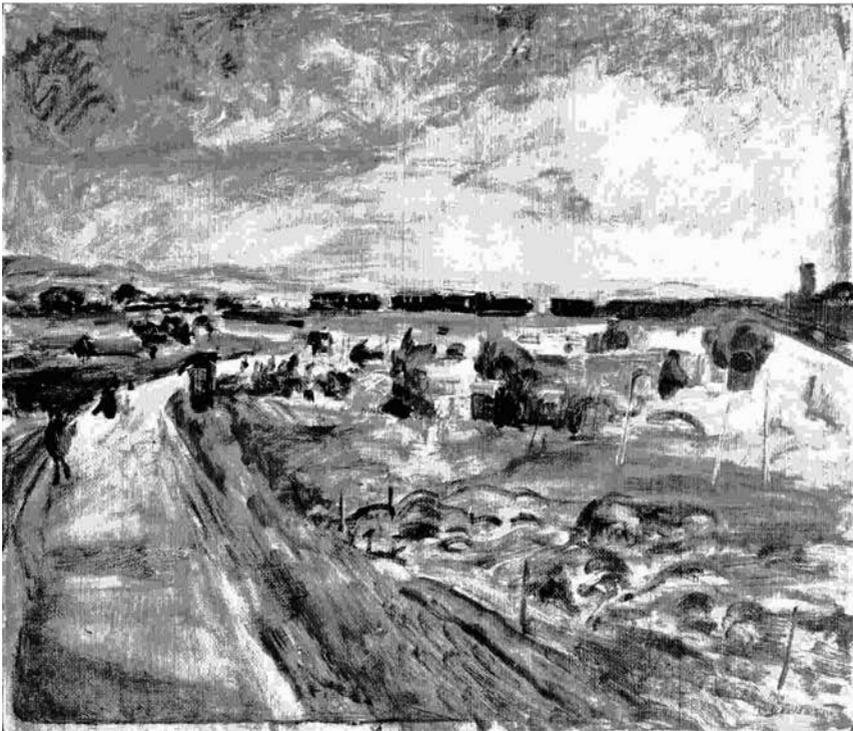


Abb. 3 Rudolf Grossmann, „Bahndamm bei Freiburg“, 1937 beschlagnahmt. Das Gemälde gilt heute als verschollen (© Städtische Museen Freiburg i. Br. - Museum für Neue Kunst, Inv.Nr. M 31/006).

Adolf Riedlin

Exemplarisch lässt sich an der Person von Adolf Riedlin die Widersprüchlichkeit nationalsozialistischer Kunstpolitik sowie das Spannungsfeld zwischen Ausgrenzung und Anpassung, in dem sich damals zahlreiche Künstler befanden, aufzeigen.

Geboren 1892 in Laufen im Markgräflerland besuchte Adolf Riedlin nach einer Malerlehre zunächst die Kunstgewerbeschule und dann die Großherzoglich-Badische Akademie der Bildenden Künste in Karlsruhe. Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs arbeitete er als selbständiger Kirchenmaler. Nach Kriegsende wagte er einen künstlerischen Neuanfang und wurde Schüler von Adolf Hoelzel an der Stuttgarter Kunstakademie. Mit seinen frei aus der Farbe heraus gestalteten Gemälden zählte der Laufener Anfang der 1920er-Jahre zu den ersten ungenständlich arbeitenden Künstlern in Baden.

Eine Reise nach Paris brachte ihn mit Surrealismus und Kubismus in Kontakt, doch parallel zu seiner Auseinandersetzung mit diesen modernen Kunstströmungen entstanden auch malerische Landschaften, Reben- und Bauernbilder, die seine lebenslang anhaltende Bindung an die südbadische Heimat dokumentieren.

1932 wurde Riedlin Mitglied der Künstlervereinigung „Badischen Secessio“ und nahm 1935 an deren – vorerst – letzten Ausstellung in Freiburg teil. Die beiden, am 3. August 1935

im „Schwarzwälder Tageblatt“ erschienen Schmähkritiken „Kampf um die Badische Kunst“ von Hermann Leitz und „Badische Kunst in Freiburg“ von Fritz Wilkendorf machten die zuvor von der Presse sehr positiv aufgenommene Ausstellung zum Politikum. Leitz bewertete die Ausstellung der „Badischen Secession“ – und zwar ganz im Jargon von Alfred Rosenberg – als den Versuch, eine längst überfällige, unter *jüdisch-bolschewistischen Einflüssen* entstandene Kunstrichtung zu erhalten, die man durch die *nationalsozialistische Revolution als völlig überwunden geglaubt* habe. Riedlin antwortete, dass Qualität nicht *im Anhängen äußerer nationaler Merkmale* zu finden sei und verwies auf die mangelnde Fähigkeiten der von der Reichskammer der Bildenden Künste geförderten Künstler in der Sparte der dekorativen Wandmalerei. Wenige Monate später beteiligte er sich an einem von der Stadt Freiburg ausgeschriebenen Wettbewerb und gewann mit seinem Entwurf für das 2,40 auf 9,20 Meter große Fresko im Aufenthaltsraum des Städtischen Gaswerks den ersten Preis. Im Zuge dieses Auftrages zog der Künstler von Laufen nach Freiburg. Zweifellos verfügte Riedlin über eine große Fertigkeit und Erfahrung auf dem Gebiet der Monumentalmalerei, definitiv passte er sich in diesem Falle aber auch der nationalsozialistischen Erwartungshaltung an. Das Wandbild zeigt eine Arbeiterkolonne, ihr Anführer trifft im rechten Bilddrittel auf zwei arbeitslose Männer, die er mit dem Hitlergruß grüßt, der ältere, sitzende Mann erwidert die Geste.¹²

Nach der Besichtigung des Gauleiters und Reichsstatthalters Robert Wagner wurde die Gestaltung im April 1937 der Öffentlichkeit übergeben. Der bereits im Zuge der Beschlagnahmungsaktionen genannte Werner Höll lobte das Bild im Kampfblatt „Der Alemannen“ der Nationalsozialisten Oberbadens vom 11. April 1937 als *Kunstwerk völkischer Selbstbestimmung* und Walther Reimer schrieb in der Sonntagsbeilage der „Freiburger Zeitung“ vom 10./11. April 1937, dass das Werk *vom Kunstwollen des Dritten Reiches nach Inhalt und Darstellung eine höchst beredete Sprache redet* [sic!].

Der Erfolg des Freskos verhinderte nicht, dass nur ein halbes Jahr später mehrere Bilder des Künstlers von der Beschlagnahme sogenannter „entarteter Kunst“ betroffen waren. Aus dem Augustinermuseum entfernt wurden seine Ölbilder „Schneelandschaft“ und „Markgräflerin“ sowie die Aquarelle „Heimkehrende Holzhauer“ und „Gebirgspatrouille“. Mit einem zweiten Transport wurde am 11. November 1937 sein Ölgemälde „Muggardt“, das von den Städtischen Sammlungen erst zwei Jahre zuvor aus der Ausstellung 1935 heraus erworben worden war, nach Berlin geschickt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg kehrte Riedlin aus der Gefangenschaft nach Freiburg zurück. Die Entnazifizierung seines Freskos im Städtischen Gaswerk nahm er selbst um 1948 vor. Seinen Lebensunterhalt bestritt Riedlin in der Nachkriegszeit zu einem bedeutenden Teil mit öffentlichen Aufträgen. 1969 verstarb der Künstler in Freiburg.¹³

¹² Abbildungen des Freskos in der ursprünglichen und überarbeiteten Fassung sind abgedruckt in: UTE SCHERB: Freiburg im Nationalsozialismus: Eine Stadt gibt sich ein braunes Gesicht, in: Schau-ins-Land 127 (2008), S. 113-143, hier S. 128, Abb. 17 und 18, sowie ANTJE LECHLEITER: Zwischen Ausgrenzung und Anpassung – Der Künstler Adolf Riedlin, in: Nationalsozialismus in Freiburg, Begleitbuch zur Ausstellung des Augustinermuseums in Kooperation mit dem Stadtarchiv, hg. von PETER KALCHTHALER, ROBERT NEISEN und TILMANN VON STOCKHAUSEN, Petersberg 2016, S. 140f.

¹³ LECHLEITER (wie Anm. 12), S. 140f.

Julius Bissier

Julius Bissier, von dem sich neben frühen, neusachlichen Werken zahlreiche Tuschen und Ei-öltemperaarbeiten im Freiburger Museum für Neue Kunst befinden, wurde 1893 in Freiburg geboren. Nach dem Abitur am Bertholdgymnasium begann er kurzzeitig mit einem Kunstgeschichtsstudium an der Universität Freiburg, 1914 wechselte er an die Kunstakademie in Karlsruhe. Doch schon wenige Monate nach Studienbeginn musste er jenes auf Grund seiner Einberufung wieder abbrechen. Aus gesundheitlichen Gründen absolvierte er seinen Dienst bei der Freiburger Postüberwachungsstelle – gemeinsam mit Martin Heidegger und dem schon erwähnten Hans Adolf Bühler. Nach dem Ersten Weltkrieg blieb Bissier in Freiburg und bildete sich autodidaktisch weiter. Für sein künftiges Werk wichtig wurde die Freundschaft zu dem Sinologen Ernst Grosse, der ihn mit der Kultur Ostasiens vertraut machte.¹⁴

Nur ein kurzes Durchgangsstadium markierte seine Phase der neuen Sachlichkeit bzw. eines magischen Realismus, denn schon ab 1929 begann er sich mit einer abstrahierenden Formensprache zu beschäftigen. Bissier verfügte über einen kleinen Lehrauftrag an der Freiburger Universität und hatte dort auch ein Atelier. Dieses wurde 1934 bei einem Brand zusammen mit dem größten Teil seines dort verwahrten Frühwerkes zerstört. Sein Atelier zu Hause war inzwischen zur Textilwerkstatt seiner Frau umfunktioniert worden und so besaß er auch hier keinen Arbeitsplatz mehr. Entmutigt und deprimiert soll er sich im Wohnzimmer eingerichtet haben.¹⁵ Der schrecklichste Schicksalsschlag ereignete sich ebenfalls 1934, als sein erst 6-jähriger Sohn Ulrich verstarb.

Aus dem öffentlichen Leben zog sich Bissier vollkommen zurück. Er arbeitete im Verborgenen, meistens nachts bei verdunkelten Fenstern entstanden kleinformartige, sparsam gestaltete Tuschen. In diese Zeit fällt auch seine Freundschaft mit Oskar Schlemmer, mit dem er sich über künstlerische Themen auseinandersetzen konnte. Trost fand der Künstler überdies in der Musik, denn Bissier spielte ausgezeichnet Geige, Gambe und Cello. Eine gute Tarnung bot die Textilwerkstatt seiner Frau Lisbeth, die sich stetig vergrößerte.

1939 übersiedelte das Paar in ein Bauernhaus nach Hagnau am Bodensee, wo aus der Werkstatt eine kleine Fabrik wurde, die mehr als 15 Angestellte beschäftigte. Bissier malte und zeichnete nach wie vor im Geheimen (Abb. 4). Doch da er seine Kunst niemandem zeigen konnte, erhielt er natürlich auch keine Bestätigung. Es quälte ihn der Gedanke, dass all sein Schaffen letztendlich vergeblich sein könnte. Hinzu kam, dass der unternehmerische Fleiß seiner Frau durchaus gewürdigt wurde, er selbst jedoch von seinen Mitbürgern als „Nichtstuer“ angesehen wurde. Seine äußerliche „Untätigkeit“ konnte er nur negativ durch seine tatsächlich existierenden Krankheiten begründen.¹⁶

In einem Brief an Oskar Schlemmer schrieb er 1942: *Die Tuschen halte ich für das einzig Originelle, geistig eindeutige Zeugnis meines Malerlebens.* Und 1943 schrieb er:

[...] in 3 Strichen, die einer mit dem Pinsel macht, muss schon alles darin stecken [...]. Wenn in den 3 Strichen nicht alles steckt, so ist es auch in einem ganzen Gemälde-Triptychon nicht – selbst dann nicht, wenn Tod und Teufel portraitähnlich einander Grüß Gott sagen.¹⁷

¹⁴ Siehe hierzu und nachfolgend: HANS H. HOFSTÄTTER: Julius Bissier. Werke im Augustinermuseum Freiburg i. Br., Freiburg 1981.

¹⁵ Ebd., S. 21.

¹⁶ Vgl. ebd., S. 6.

¹⁷ Zitate nach: ebd., S. 30.



Abb. 4 Julius Bissier, „Fische“, ca. 1939 (© Städtische Museen Freiburg i. Br. - Museum für Neue Kunst, Inv.Nr. G 68/042a; Foto: Altenburg/Strauss).

Nach dem Krieg erlangte er endlich wieder Freiheit. Bissier konnte sich ein Atelier einrichten und er konnte reisen. Mit der Eiöltemperamalerei fand er zu einer ihm gemäßen Ausdrucksform. Und nun kamen auch die großen Ausstellungen, etwa 1958 in der Kestner Gesellschaft in Hannover, ausgerichtet durch seinen Freund und Biografen Werner Schmalenbach. 1961 übersiedelte der Künstler nach Ascona, wo er 1965 verstarb.

Schlussbemerkung

Franz Marcs „Turm der blauen Pferde“ von 1913 zählt zu den berühmtesten Bildern des deutschen Expressionismus und wurde 1919 für 80.000 Reichsmark von der Berliner Nationalgalerie erworben. Die Gäste der Olympischen Spiele in Berlin 1936 konnten es noch sehen. Ein Jahr später wurde es in München als „entartete Kunst“ an den Pranger gestellt. Gleichwohl kaufte Herrmann Göring das Bild diskret für seine Privatsammlung für angeblich 20.000 Reichsmark. Seit 1945 gilt der „Turm der blauen Pferde“ als verschollen.

Ernst Bloch schrieb wenige Tage nach der Eröffnung der Münchner Ausstellung in der „Neuen Weltbühne“:

Möge man leise reden, es ist ein Sterbender im Zimmer. Die sterbende deutsche Kultur, sie hat im Inneren Deutschlands nicht einmal mehr Katakomben zur Verfügung.

Nur noch Schreckenskammern, worin sie dem Gespött des Pöbels preisgegeben werden soll [...]. Das ist kein Scherz, es gibt keinen Scherz aus solchem Munde. Man hat gelernt, das Lächerlichste ernst zu nehmen.¹⁸

Das Lächerlichste ernst nehmen – die bitteren Worte von Ernst Bloch stammen aus dem Jahre 1937. Die nationalsozialistische Kulturpolitik zielte auf die Unterdrückung und Zerstörung moderner Kunst. Das Moderne wurde als zu wechselhaft empfunden und die Propaganda des „Tausendjährigen Reiches“ tönnte von der Ewigkeit deutscher Kunst. Was aber sollte das sein, die Kunst des Nationalsozialismus?

Als Beispiel hierfür mag der Bildhauer Fritz Klimsch, der 1870 in Frankfurt geboren wurde und 1960 in Freiburg verstarb, gelten. Vom Jugendstil ausgehend, entwickelte sich Klimsch unter dem Einfluss der französischen Künstler Rodin und Maillol weiter, er gehörte zu den Gründern der „Berliner Secession“ und arbeitete dort eng mit den später verfeimten Künstlern Max Slevogt, Max Liebermann und Lovis Corinth zusammen. Nach 1933 arrangierte sich Klimsch mit dem System. Seine, an klassische Vorbilder angelehnten Frauenakte wurden von der NS-Parteiprominenz geschätzt und gekauft. Auf den Ausstellungen im Münchner Haus der Deutschen Kunst war er regelmäßig vertreten, eine Aktfigur war im Garten von Hitlers Reichskanzlei aufgestellt. Nach dem Krieg ging Klimsch nach Salzburg, wurde dort ausgewiesen und zog sich in den Schwarzwald zurück. Zum 90. Geburtstag im Jahre 1960 erhielt er das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland aus den Händen von Hans Filbinger, dem damaligen Innenminister und späteren Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg.¹⁹

¹⁸ ERNST BLOCH: Gauklerfest unterm Galgen, in: DERS.: Vom Hasard zur Katastrophe. Politische Aufsätze 1934-1939, Frankfurt a. M. 1972, S. 235.

¹⁹ Wikipedia-Beitrag „Fritz Klimsch“ (Stand: 29.03.2019).

Der Sinto Friedrich Spindler und der Psychiater Gustav Ehrismann

Eine Geschichte rund um ein folgenreiches Gutachten

Von
HEIKO HAUMANN

Am 10. April 1943 übersandte der Psychiater Gustav Ehrismann dem Oberstaatsanwalt beim Landgericht Mannheim, der eine Anklage gegen den Sinto Friedrich Spindler vor dem Sondergericht Mannheim vertrat, ein amtsärztliches Gutachten. Dieses wurde dem Urteil des Sondergerichtes zu Grunde gelegt und sollte noch weitere Folgen haben. Es stellt die einzige Verbindung zwischen Spindler und Ehrismann dar und dient als Scharnier, um die Biografien der beiden zu rekonstruieren. Exemplarisch werden damit Einblicke in Lebensverhältnisse, Verstrickungen und gesellschaftliche Bedingungen im nationalsozialistischen Herrschaftssystem möglich.

Vorher

Friedrich Spindler

Friedrich „Bobele“ Spindler kam am 7. Mai 1925 in Sexau auf die Welt (Abb. 1).¹ Seine Familie befand sich auf Reisen. Friedrichs Vater, Peter Spindler der Ältere (1885-1943), hatte das Korbmacherhandwerk erlernt und wurde später Alteisenhändler, spielte aber auch ausgezeichnet Geige. Mit seiner Frau Johanna Winter (1892-1943) hatte er 15 Kinder; ein weiterer Sohn stammte aus einer früheren Verbindung.² Da er in Herbolzheim *heimatberechtigt* war, wurde er

¹ Für großzügige Hilfe danke ich Reinhold Hämmerle. Er hat mir nicht nur 2003 ein ausführliches Gespräch mit Franz Spindler, einem Bruder Friedrichs, ermöglicht, der in meinem Buch über Hermann Diamanski eine wichtige Rolle spielt, sondern mir viele Quellen zur Familie Spindler zur Verfügung gestellt und wichtige Hinweise gegeben. Bei der Literaturbeschaffung haben mich dankenswerterweise Esther Abel und Anna Katharina Liesch unterstützt, für kritische Lektüre danke ich Esther Abel, Reinhold Hämmerle, Frank Janzowski, Ulrich Friedrich Opfermann, Martin Schaffner, Uwe Schellinger und Ulrike Weyrether. – Die Sinti haben neben ihrem bürgerlichen Vornamen noch einen besonderen Sinti-Namen, Friedrich Spindler eben Bobele. Eine *Geburtsbeurkundung* in: Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA), 507 Nr. 4720 Bl. 23.

² Hier und im Folgenden die Geschichte der Familie Spindler nach: REINHOLD HÄMMERLE: Diskriminiert, deportiert, vernichtet: Der Leidensweg der Familie Spindler, in: 60 Jahre. Vergangene, verdrängt, vergessen?, hg. von der Stadt Herbolzheim und dem Landesverband der Sinti und Roma Baden-Württemberg, Redaktion: BERTRAM JENISCH (Herbolzheimer Blätter 5/2003), Herbolzheim 2003, S. 68-103; DERS./FRIEDRICH HINN: Die Herbolzheimer Familie Spindler. Auf den Spuren von zehn Generationen, in: ebd., S. 53-67; ULRICH FRIEDRICH OPFERMANN: „Fahrendes Volk“. Binnenmigration in und aus dem alemannischen Raum im 19. und 20. Jahrhundert, in: Menschen in Bewegung, hg. von JULIANE GEIKE und ANDREAS HAASIS-BERNER, Ubstadt-Weiher u.a. 2019, S. 189-235, hier bes. S. 200-212; HEIKO HAUMANN: Hermann Diamanski: Überleben in der Katastrophe. Eine deutsche Geschichte zwischen Auschwitz und Staatssicherheitsdienst, Köln u.a. 2011, S. 173-180; DERS.: Die Akte Zilli Reichmann. Zur Geschichte der Sinti im 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2016, S. 143-149.



Abb. 1
Friedrich Spindler, etwa achtjährig, um 1933
(Sammlung Reinhold Hämmerle).

hier mit seiner Familie im Juni 1934 *festgesetzt*, um weiteren freien Reisen mit dem Wohnwagen vorzubeugen. Ebenso sollte auf diese Weise eine bessere Erfassung der „Fahrenden“ ermöglicht werden. Diese Anweisung gehört zu den Diskriminierungen und Schikanen während der nationalsozialistischen Herrschaft.

Bereits im März 1933 war mit einer „Ländervereinbarung zur Bekämpfung der Zigeunerplage“ die bisherige Gesetzgebung verallgemeinert und teilweise verschärft worden. Das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ vom Juli 1933 hatte nach entsprechender Diagnose die Zwangssterilisierung auch von „Zigeunern“, das „Gesetz gegen gefährliche Gewohnheitsverbrecher“ vom November 1933 deren Einweisung in ein Konzentrationslager erlaubt. Weitere Maßnahmen folgten, fast parallel zu den Aktionen gegen Juden. Wichtige Weichenstellungen waren die „Rassengesetze“ von 1935, die auch auf „Zigeuner“ übertragen wurden, und der Runderlass von Ende 1938 zur „Bekämpfung der Zigeunerplage“, mit dem Heinrich Himmler, Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei, dazu aufforderte, *die Regelung der Zigeunerfrage aus dem Wesen dieser Rasse heraus in Angriff zu nehmen*. 1940/41 wurden zahlreiche Sinti und Roma in improvisierte Lager und Ghettos nach Polen deportiert, auch Verwandte der Spindlers, darunter eine Schwiegertochter mit ihren Kindern, waren betroffen.³

³ Vgl. KAROLA FINGS: Sinti und Roma. Geschichte einer Minderheit, München 2016, bes. S. 62-92; HAUMANN, Akte (wie Anm. 2), bes. S. 59-190; DERS.: „Zigeuner sind wie Juden zu behandeln.“ „Ausmerze“ und Vernichtung „artfremder Rassen“ in Freiburg und Umgebung, in: Freiburg im Nationalsozialismus, hg. von PETER KALCHTHALER und TILMANN VON STOCKHAUSEN, Freiburg u.a. 2017, S. 29-43.

Die Spindlers wohnten nach einer Übergangszeit in der „Ziegelhütte“, einer ehemaligen Ziegelei am Rande der Stadt. Mehrfach wurden Kontrollen und „Razzien“ durchgeführt. Peter Spindler wurde die Ausübung seines Berufes zusehends erschwert. Der Druck auf die Familie nahm stetig zu. Bürgermeister und NSDAP-Ortsgruppenleiter Friedrich Rupp versuchte wiederholt, die Behörden zu einer Sterilisierung der Spindlers zu veranlassen.

1942 drängte er erneut auf die *Wegnahme der Familie Spindler von Herbolzheim*. Man solle endlich vom *Sterilisationsgesetz in weitestem Umfang Gebrauch machen*, dies sei die *einzigste Möglichkeit zur Klärung der Zigeunerfrage*.⁴ Doch die zuständige Kriminalpolizeistelle Karlsruhe sah keinen akuten Handlungsbedarf, da *Vorbereitungen zur endgültigen Regelung der Zigeunerfrage im Gang* seien. Das war in der Tat der Fall. Am 16. Dezember 1942 befahl Heinrich Himmler die Deportation der – wie es dann in den Ausführungsbestimmungen des Reichskriminalpolizeiamtes vom 29. Januar 1943 hieß – *Zigeunermischlinge, Rom-Zigeuner und nicht deutschblütiger Angehöriger zigeunerischer Sippen balkanischer Herkunft. Ohne Rücksicht auf den Mischlingsgrad seien sie familienweise in das Konzentrationslager (Zigeunerlager) Auschwitz einzuweisen*. Obwohl „reinrassige“ *Vollzigeuner* zunächst nicht deportiert werden sollten, kümmerten sich die ausführenden Behörden häufig nicht um diese Unterscheidung. Am 24. März 1943 war es auch für die Familie Spindler so weit. Die entsprechende Personenliste hatte Bürgermeister Rupp zusammengestellt, sie lag der zuständigen Kriminalpolizei von Karlsruhe vor. Peter Spindler und sein ältester Sohn Karl Reinhardt wären von der Deportation auszunehmen gewesen, da sie als „Arier“ galten. Sie entschieden sich jedoch dafür, bei ihrer Familie zu bleiben, zumal ihnen versprochen wurde, sie würden im Osten ein Siedlergut erhalten. Stattdessen kamen alle in das „Zigeunerlager“ von Auschwitz-Birkenau. Johanna Spindler starb dort bereits im Juli 1943 an schweren Kopfverletzungen, die sie erlitten hatte, ihr Mann Peter im Monat darauf. Lediglich die Söhne Franz und Lorenz überlebten.

Friedrich Spindler war bei der Deportation nicht anwesend. Sein Schicksal nahm zunächst einen anderen Verlauf. In der Volksschule soll er eine *gute geistige Veranlagung* gehabt haben, wurde aber auch als *widerspenstig* und *vorlaut* beschrieben. Offenbar fehlte er häufig. Er selbst führte dies auf mehrfache Erkrankungen zurück, während die Behörden von bewusstem Schwänzen ausgingen. Möglicherweise war sein Verhalten „aber nur die Reaktion auf die täglichen Diskriminierungen, die er als Sinti-Junge durch Lehrer und Mitschüler erleiden musste“.⁵ Jedenfalls fielen die schulischen Ergebnisse letztlich unbefriedigend aus, und er wurde Ostern 1940 aus der 6. Klasse entlassen (Abb. 2). Danach besuchte er eine ländliche Berufsschule und nahm anschließend verschiedene Hilfsarbeitertätigkeiten an.⁶

⁴ Zitate hier und im nächsten Satz bei HÄMMERLE (wie Anm. 2), S. 81. Einige Familienangehörige waren im Übrigen von dieser unmenschlichen und für das Selbstverständnis von Sinti besonders peinigenden Maßnahme betroffen. Auf Friedrich Spindlers Schwester Helene gehe ich noch ein. Zum im Folgenden zitierten „Auschwitz-Erlass“ Himmlers siehe HAUMANN, Akte (wie Anm. 2), S. 102.

⁵ CHRISTOPH SCHWARZ: *Verfolgte Kinder und Jugendliche aus Baden-Württemberg 1933-1945*, hg. von ERHARD ROY WIEHN, Konstanz ³2013, S. 173-177, hier S. 173. Die Zitate zu Spindler aus der Anklageschrift vom 16.06.1943, übernommen im Urteil vom 06.07.1943 (GLA, 507 Nr. 4720 Bl. 77 und 106); vgl. ähnliche Formulierungen im Gutachten Dr. Ehrismanns (ebd., Bl. 51).

⁶ Leider verfügen wir über keine Selbstzeugnisse aus dieser Zeit, d.h. es liegen lediglich Behördenakten vor: Staatsarchiv Freiburg (StAF), G 12/2 P. 3 Nr. 240; GLA, 507 Nr. 4720-4721, hier z.B. Nr. 4720 Bl. 77. Friedrich Spindler sagte bei seiner Vernehmung am 06.02.1943 aus, er habe die Volksschule acht Jahre mit Erfolg besucht und sei nie sitzengeblieben (ebd., Bl. 8).



Abb. 2
Friedrich Spindler bei der Entlassung
aus der Volksschule 1940
(Sammlung Reinhold Hämmerle).

Bereits am 22. August 1938 war er, wie alle seiner Familienangehörigen, auf seine Eigenschaft als „Zigeuner“ untersucht worden.⁷ Dies ging darauf zurück, dass sich die NS-Führung Sicherheit verschaffen wollte, wie die „Zigeuner“ „rassisch“ zu behandeln seien. Deshalb richtete die Regierung 1936/37 eine „Rassenhygienische und bevölkerungsbiologische Forschungsstelle am Reichsgesundheitsamt“ unter Leitung von Dr. Robert Ritter (1901-1951) ein, die – unterstützt von der Kriminalpolizei – möglichst alle „Zigeuner“ erfassen sollte.⁸ In Herbolzheim führte Dr. Adolf Würth (1905-?), möglicherweise zusammen mit anderen, die Untersuchung durch. Für ihn war die *Rassenbiologische Zigeunerforschung* [...] *die unbedingte Voraussetzung für eine endgültige Lösung der Zigeunerfrage*. Es gehe darum, *das Blut des deutschen Volkes vor dem Eindringen fremdrassigen Erbgutes zu schützen. Die Mischlingspopulation dürfe sich nicht weiter vermehren. Das Ziel sei, sie zu verkleinern, ja ganz zum Verschwinden zu bringen.*⁹

Die „Zigeunerforscher“ fotografierten Friedrich Spindlers Kopf, Hände, Augen sowie gesondert Iris und nahmen Abdrücke von Fingern, Händen sowie Füßen.¹⁰ Außerdem wurde er nach festgelegten Kriterien vermessen und bewertet. Die Ergebnisse finden sich auf einer vorgefertigten Karteikarte (Abb. 3a + b). Nichts wurde ausgelassen. Der Gesamteindruck wurde mit *unzigeun[erisch]* umschrieben, seine Aufmachung galt als *ordentl[ich]*. Die Maße und Eindrücke wurden mit Punkten und Indexziffern versehen. Alles zusammengenommen führte zur Einstufung als *Zigeunermischling mit vorwiegend zigeunerischem Blutsanteil.*¹¹

⁷ Bundesarchiv Berlin (BArch), R 165-4 Karte Nr. 571, Verweis auf Karteikarte R 165-13 Nr. 445. Dort ist auch als sein Sinti-Name „Bobele“ vermerkt. Anna Kirchner danke ich für ihre Recherchen.

⁸ Vgl. HAUMANN, Akte (wie Anm. 2), S. 71-79 (auch zum Folgenden); DERS., Zigeuner (wie Anm. 3), S. 34-37.

⁹ Wikipedia-Artikel „Adolf Würth“ (Anthropologe) (Stand: 08.07.2016); HAUMANN, Zigeuner (wie Anm. 3), S. 35; DERS., Akte (wie Anm. 2), S. 81f. (mit weiterer Literatur).

¹⁰ BArch, R 165-4 Nr. 571.

¹¹ BArch, R 165-13 Nr. 445.

Spindler 1 2110		Friedrich		Babbel		L auf		638		445	
Untersucht: 21. 8. 30 Herbstferien				K							
Vater: Spindler Peter x 85				1/2							
Mutter: Inula Johanna x 92				3/4							
Ges.-Eindruck: ungesund. — angesetzt — verhärrtet — „schl.“ Ztg.				spricht gut — schlecht nicht — zlg.				will — kein Ztg. sein sendet sich ab			
Aufmachung: Haar: Kneifeng: Schmuck:		Kneifeng: Schmuck:		Mißt sich — nicht — an Stamme-Gesetz				Urteil d. Ztg.			
benutzte Farbe: weißl. — aufgesetzt — schmale — verwaschen		benutzte Farbe: weißl. — aufgesetzt — schmale — verwaschen		Mißt Hebräer außerhalb des Stammes für erwünscht — unerwünscht, gleichgültig							
auf der Wanderschaft früher: stationiert nur im Winter				Wandertrieb — stark — mäßig — noch nicht aufgetreten. Lebt Wand. ab							
Gesundheitszustand:											
Krankheiten: I. d. Fam.											
Sonderheiten: Liekender Zwilling											
Wirtschaftl. Verhältnisse: Militärverhältnisse:											
Wander-Gew.-Sch. Verdienst Unterstützung											

a

180	143	126	135	115	127	103	117	31	42	45	30	50	-	58	43										
Größe des Kopfes	Größe des Kopfes	Breite des Kopfes	Ohr-Scheitel-Länge	Kinnbreite	Stirnweite	Unter-Weitenbreite	Wangbreite	Breite d. inneren Augenwinkels	Breite zw. d. äuß. Augenwinkeln	Breite der Mundspalte	Nasenbreite	Nasenhöhe	Nasenlänge	Ohr-Länge	Ohrhöhe										
Haarfarbe: Nr. 9	Haarform: 1	Braun: 2	Augenfarbe: Nr. 12	16	Nasenrücken: 2	Lidelpalte: 2	Haargrenzen: 1	Lippen: 2	Flügel: 2	Gesicht: 1	Ohr: 1	Stirn: 3	Hautfarbe: 1	Hautcharakter: 1	Gestalt: 1										
Bart: 16	Glatze: 1	Wirbel: 1	Braunwirbel: 1	Wimpern: 1	Ohr: 1	Stirn: 3	Hautfarbe: 1	Hautcharakter: 1	Gestalt: 1	Länge des Ober-Hauses: 15	Breite des Ohrs: 30	Kopfläng: 728	Körpergröße: 1476	Sitzgröße: 1194	1/2 Breite zwischen S. Ohr: 974	Ohrhöhe d. Kopfes: 661	Längen-Breiten-Index: 661	Längen-Wöhen-Index: 833	Breiten-Höhen-Index: 966	Gesichts-Index: 60	Nasen-Index: 57	Ohr-Index: 80.4	Frontal-gesichts-Index: 90.6	Frontal-läng-Index: 81.1	Jugend-Index: 81.1

b

Abb. 3a + b Die Karteikarte (Vorder- und Rückseite) mit der „rassenbiologischen Vermessung“ Friedrich Spindlers und der Gesamtbewertung 1/2+ (Zigeunermischung mit vorwiegend zigeunerischem Blutsanteil) (BArch, R 165-13 Nr. 445).

Fast alle untersuchten Personen erhielten diese Beurteilung. Robert Ritter vertrat die Meinung, dass sich die Sinti und Roma *mit dem deutschen kriminellen, asozialen Subproletariat* vermischt hätten und *minderwertiges Erbgut* in sich trügen. Damit hatte die „Rassenhygienische Forschungsstelle“ ihre Aufgabe erfüllt und scheinbar wissenschaftlich nachgewiesen, dass die Zigeuner tatsächlich *artfremden Blutes* und den Juden gleichzusetzen seien. Mit Hilfe der Karteien der Forschungsstelle und darauf beruhender Kurzgutachten konnten die vollständige Erfassung, Verfolgung und schließlich Vernichtung der „Zigeuner“ in Angriff genommen werden.¹²

Friedrich bekam es mit der Polizei zu tun, weil er „auffällig“ wurde: *Wegen Feldfrevels, groben Unfugs und nächtlicher Ruhestörung* erhielt er mehrfach Strafen. Dann nahm der Druck zu. *Am 13.11.41 stahl er in einem ärztlichen Wartezimmer eine Handtasche und erhielt deshalb zwei Wochen Jugendarrest durch das Amtsgericht Kenzingen. Das Zuchtmittel machte auf ihn wenig Eindruck. Bereits am 6.7.42 entwendete er einem Landwirt in Herbolzheim einen Geldbeutel mit Geld und Taschenmesser und aus einem Küchenschrank eine Armbanduhr. Für diese Tat erhielt er vier Monate Gefängnis.* Während der Untersuchungshaft habe er verschiedene Gegenstände, darunter Glasscherben, verschluckt. Eine davon entstandene Blinddarmentzündung sei in der Freiburger Universitätsklinik operiert worden – und bei dieser Gelegenheit sei er entwichen. Man fasste ihn wieder, und er musste seine Strafe zu Ende verbüßen. Anschließend *wurde er am 18.12.42 in Fürsorgeerziehung genommen und in das Jugendstift Sunnisheim in Sinsheim / Els. gebracht.*¹³

Bei dieser „Fürsorgemaßnahme“ gingen die Behörden mit beispielloser Menschenverachtung vor. Am 24. November 1942 beantragte das Kreisjugendamt in Emmendingen beim Amtsgericht Kenzingen, *den Fürsorgeerziehungszögling Spindler unverzüglich in einer Erziehungsanstalt unterzubringen.* Dies geschah offensichtlich auf Anordnung der Gauamtsleitung der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) und des badischen Landesjugendamtes. Vermutlich handelte man hierbei im Gesamtzusammenhang der verschärften nationalsozialistischen „Zigeunerpolitik“.¹⁴ Eigentlich sollte es Friedrich Spindler nicht mehr ermöglicht werden, zu seinen Eltern zurückzukehren. Doch er war bereits aus dem Jugendgefängnis Heilbronn entlassen worden und befand sich wieder in Herbolzheim. Daraufhin wurde der Herbolzheimer Bürgermeister beauftragt, Friedrichs Vater zu befragen, ob er mit der *sofortigen Unterbringung* seines Sohnes in einer Erziehungsanstalt einverstanden sei. *Bejahendenfalls* sei ihm eine entsprechende schriftliche Erklärung *abzunehmen*, deren Wortlaut gleich beigefügt wurde. Anschließend solle ein Polizeibeamter in Zivil Friedrich Spindler auf Kosten des Kreisjugendamtes in die *Erziehungsanstalt Sunisheim [sic!] in Sinsheim a/Elsenz* bringen. Der Bürgermeister teilte einen Tag später mit, Vater Peter Spindler habe ihm erklärt, er sei beim Jugendamt in Emmendingen gewesen. *Die Sache sei behoben. Er müsse nur bei der Staatsanwaltschaft Berufung einlegen.* Der Bürgermeister ließ das nicht auf sich beruhen und rief Herrn Stein im Jugendamt an. Dieser erklärte ihm, *daß Spindler heute morgen beim Jugendamt war und es bekannt ist, daß*

¹² Vgl. HAUMANN, Akte (wie Anm. 2), S. 74 (Zitate), 75 und 82-84; DERS., Zigeuner (wie Anm. 3), S. 35-37. Wie die bürokratische Erfassung und Verfolgung aussehen sollte, um *das deutsche Volk von der Zigeunerplage* zu befreien, zeigt eindrucksvoll der Vortrag eines Mitarbeiters der Kriminalpolizeistelle Karlsruhe vom 04.02.1939: GLA, G 12/2 P. 3 Nr. 240 (Hinweis von Reinhold Hämmerle).

¹³ GLA, 507 Nr. 4720 Bl. 106, ebenso 4721 (aus der Urteilsbegründung vom 06.07.1943). Die Akte Nr. 4721 enthält keine Paginierung; darauf wird im Folgenden nicht mehr hingewiesen. Sinsheim an der Elsenz liegt zwischen Heidelberg und Heilbronn. Zu Spindlers Straftaten siehe auch die *Auskunft aus dem Strafregister*: GLA, 507 Nr. 4720 Bl. 21.

¹⁴ Vgl. HAUMANN, Akte (wie Anm. 2), S. 89-99.

er seine Zustimmung nicht gibt. Man solle ihn auf dem Glauben wegen der Berufung lassen, sein Sohn werde in den nächsten Tagen weggeholt.¹⁵

Und so geschah es – ohne Einwilligung der Eltern des 17-jährigen Jungen und durch eine bewusst betrügerische Irreführung seitens des Kreisjugendamtes und des Bürgermeisters. Dass Friedrich Spindler dies nicht eben frohgemut hinnahm, lässt sich denken. Entsprechend fiel seine Beurteilung aus: *Dort führte er sich schlecht und durch seine unoffene, verdrückte und verschlagene Wesensart fiel er unangenehm auf. Auch hatte er dort Fluchtpläne geschmiedet.*¹⁶

Ein folgenreicher Zwischenfall ereignete sich dann am 28. Januar 1943. In den Arbeitsräumen des Heimes unterhielt sich Friedrich Spindler mit vier weiteren *Zöglingen*, die alle in der Mattenflechterei beschäftigt waren. Dabei kamen auch die verlustreichen Kämpfe der bei Stalingrad eingekesselten Wehrmacht zur Sprache, und die Jugendlichen erörterten die Möglichkeit, zum Heeresdienst eingezogen zu werden. Friedrich Spindlers Äußerungen wurden von zweien der *Zöglinge* dem Erzieher Hermann Ginter gemeldet. Dieser sah sich verpflichtet, die Anzeige der Direktion weiterzuleiten, die dann die Gendarmerie davon in Kenntnis setzte. Nach Aussagen der vernommenen vier *Zöglinge*, des Erziehers und des vernehmenden Gendarmerie-Oberwachtmeisters Hugo Herkert habe Spindler ausgeführt: *Wenn ich zu den Soldaten komme und in einer solchen Lage wäre (wie die Stalingradkämpfer), möchte ich am liebsten ein Gewehr haben, das hintenhin aus schießt! Darüber hinaus habe er erklärt: Ein Elsässer ist mir am Arsch lieber, als 10 Deutsche im Gesicht! Schließlich habe er sich zu Aussprüchen gegen den Führer hinreißen lassen: Heil Moskau, der Führer ist eine Drecksau. Adolf Hitler verreckt zuerst, dann kommt die Partei, Adolf Hitler gehört aufgehängt.* Das Ganze habe in einem Spottvers gegipfelt: *Heil, Heil, Heil, / der Hitler hängt am Seil, / lass ihn baumeln hin und her, / wenn nur einmal Kommunismus wär!*¹⁷ Oberwachtmeister Herkert nahm an, Spindler habe seine Äußerungen *aus Leichtsinn und Unbesonnenheit* kundgetan. Dieser wiederum behauptete, sie seien verdreht worden und er habe anderen nur nachgesprochen.¹⁸

Am 10. Februar 1943 wurde Friedrich Spindler auf Veranlassung der Gestapo verhaftet und in das Heidelberger Gefängnis eingeliefert.¹⁹ Drei Tage später ordnete das Sondergericht Mannheim Untersuchungshaft an, weil er dringend verdächtig sei, *öffentlich den Willen des deutschen Volkes zur wehrhaften Selbstbehauptung zu lähmen oder zu zersetzen.* Dies sei ein Verbrechen. Da der Beschuldigte *den Umfang der Tat nicht in vollem Maße zugebe* sowie Fluchtverdacht und Verdunkelungsgefahr bestehe, müsse er in Haft bleiben.²⁰

Dass Friedrich Spindlers Äußerungen in die Zuständigkeit des Sondergerichtes Mannheim fielen, weist auf den Ernst seiner Lage hin. Sondergerichte waren im März 1933 geschaffen worden, um Vergehen gegen die einen Tag nach dem Reichstagsbrand am 27. Februar 1933 erlassene Verordnung *zum Schutz von Volk und Staat* zu ahnden. Diese erleichterte die Verfolgung von Oppositionellen und setzte wesentliche Grundrechte außer Kraft. Auch die Rechte

¹⁵ Den gesamten Absatz nach: StAF, G 12/2 P. 3 Nr. 240.

¹⁶ GLA, 507 Nr. 4720 Bl. 106, ebenso Nr. 4721 (aus der Urteilsbegründung vom 06.07.1943).

¹⁷ Strafanzeige und Vernehmungsprotokolle vom 06.02.1943, Antrag auf Haftbefehl vom 12.02.1943 und Haftbefehl vom 13.02.1943: GLA, 507 Nr. 4720, Bl. 1-15. Die Zitate sind auch in die Urteilsbegründung vom 06.07.1943 eingegangen (und daraus hier übernommen): GLA, 507 Nr. 4720 Bl. 107, ebenso Nr. 4721.

¹⁸ GLA, 507 Nr. 4720 Bl. 8f.

¹⁹ Ebd., Bl. 10-12.

²⁰ GLA, 507 Nr. 4720 Bl. 15-18, vgl. Nr. 4721. Das Verfahren gegen Friedrich Spindler erhielt das Aktenzeichen: So KMs 24/43, die Inhaftierung: So Js 111/43. Zu weiteren Einzelheiten des Verfahrens und der Unterbringung in der Haftanstalt sind die genannten Akten heranzuziehen.

von Beschuldigten vor Gericht wurden eingeschränkt. Ebenso waren die Sondergerichte zuständig für Verstöße gegen das Gesetz vom 20. Dezember 1934, das *heimtückische Angriffe* auf Staat und Partei unter Strafe stellte.²¹ Geahndet wurden insbesondere *unwahre* und *böswillige Behauptungen*. Eine wesentliche Ausweitung der Sondergerichtsbarkeit erfolgte durch das Kriegssonderstrafrecht, das mit der Verordnung vom 17. August 1938, § 5 Abs. 1 Ziffer 1, auch der Inhaftierung Spindlers zugrunde gelegt wurde. Wer sich der damit verbotenen *Wehrkraftzersetzung* schuldig machte, konnte mit dem Tod bestraft werden. Während des Krieges fällten die Sondergerichte auch immer häufiger entsprechende Urteile.²² Friedrich Spindler musste mit dem Schlimmsten rechnen.

Sein Fall wurde dann auch am 22. Februar 1943 dem Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof in Berlin vorgelegt, *da der Verdacht eines Verbrechens der Wehrkraftzersetzung* gegeben sei.²³ Dieser gab am 6. März die Zuständigkeit an den Generalstaatsanwalt beim Oberlandesgericht Stuttgart ab, wollte aber informiert bleiben. Peter Spindler erkundigte sich mehrfach nach dem Verbleib seines Sohnes und sprach auch in Mannheim vor. Dabei erklärte er, Friedrich sei kein *Zigeunermischling*. Am 15. März bat er schließlich um Mitteilung, wann die Verhandlung stattfinden werde. Eine entsprechende Nachricht ging am 24. Juni an ihn ab. Doch zu dieser Zeit war die Familie bereits nach Auschwitz deportiert worden, sodass der Brief zurückkam: *Adressat verzogen wohin unbekannt*.²⁴

Am 16. März 1943 wies der Stuttgarter Generalstaatsanwalt den Mannheimer Oberstaatsanwalt an, gegen Spindler nur noch *unter dem Gesichtspunkt der Heimtücke zu ermitteln, da Wehrkraftzersetzung [...] nach den Umständen nicht erweislich ist*. Der Oberstaatsanwalt beim Landgericht Mannheim, der vor dem Sondergericht die Anklage vertrat, beauftragte am 25. März 1943 das Staatliche Gesundheitsamt Heidelberg mit einem amtsärztlichen Gutachten, um die strafrechtliche Verantwortlichkeit Spindlers, insbesondere seine Zurechnungsfähigkeit zu beurteilen sowie zu prüfen, ob Maßnahmen zur Sicherung und Besserung erforderlich seien und ob Spindler als ein Schwerverbrecher angesehen werden müsse, der – obwohl zum Zeitpunkt der Tat 17-jährig – *nach seiner Entwicklung einer Person über 18 Jahre* gleichkomme. Mit dem Gutachten betraute das Gesundheitsamt den Psychiater und Medizinalrat Dr. Gustav Ehrismann.²⁵

²¹ Das Gesetz erweiterte die am 21.03.1933 verkündete Verordnung *zur Abwehr heimtückischer Angriffe gegen die Regierung der nationalen Erhebung*.

²² Vgl. CHRISTIANE OEHLER: Die Rechtsprechung des Sondergerichts Mannheim 1933-1945, Berlin 1997; MICHAEL P. HENSLE: Die Todesurteile des Sondergerichts Freiburg 1940-1945. Eine Untersuchung unter dem Gesichtspunkt von Verfolgung und Widerstand (Splitter 16), München 1996.

²³ GLA, 507 Nr. 4720 Bl. 27-31, Zitat 27; vgl. im Folgenden den Fortgang des Verfahrens.

²⁴ Ebd., Bl. 29, 41, vgl. 43, der Brief vom 24.06.1943 Bl. 85f. Frühere Nachfragen: GLA, 507 Nr. 4721.

²⁵ GLA, 507 Nr. 4720 Bl. 45f., das Gutachten des Dr. Ehrismann vom 10.04.1943 dann Bl. 47-53 (auch in Nr. 4721). Das Gesundheitsamt Heidelberg berechnete dafür 37,79 RM (Nr. 4720 Bl. 55).

Gustav Ehrismann

Gustav Karl Friedrich Ehrismann wurde am 18. Mai 1894 in Pforzheim geboren.²⁶ Er stammte aus einem großbürgerlichen evangelischen Haus. Sein Vater – ebenfalls Gustav Ehrismann (1855-1941) – kam aus einer Fabrikantenfamilie und lebte damals als Privatgelehrter. Später wurde er ein bekannter Germanistik-Professor in Heidelberg und – von 1909 bis 1924 – in Greifswald, der sich vor allem durch seine vierbändige „Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters“ einen Namen machte. Sein Ziel war „denkendes Erkennen“. Mit seinen Forschungen wollte er die „höfische Ethik“ ins Bewusstsein rufen. 1892 hatte er sich mit Emma Pregitzer verheiratet.²⁷ Ihre beiden Söhne Gustav und Karl Otfried Ehrismann, geboren am 22. April 1898 in Heidelberg, wurden Ärzte.²⁸ Gustav besuchte das Humanistische Gymnasium und begann gleich nach seiner *Abgangsprüfung* 1915 mit dem Studium der Medizin, hauptsächlich in Greifswald. 1920 legte er dort das Staatsexamen mit der Gesamtnote *gut* ab und erhielt 1922 die Approbation zum Arzt. Im gleichen Jahr wurde er auch zum Doktor der Medizin ernannt. In seiner Dissertation beschäftigte er sich mit *Beziehungen zwischen Menstruation und epileptischem Anfall*.

Ehrismanns *besondere Neigung zur Psychiatrie* – so in seinem Lebenslauf von 1928 – bestimmte seine weitere berufliche Laufbahn. Nach verschiedenen Zwischenstufen trat er am 1. Januar 1929 in den Badischen Anstaltsdienst. Bis Ende 1938 war er an der Badischen Heil- und Pflegeanstalt Reichenau bei Konstanz tätig. Dort wurde er am 1. Dezember 1934 zum „Medizinalrat als Anstaltsarzt“ befördert. Kurz zuvor, am 19. Mai 1934, hatte er Luzia Schott geheiratet, die am 21. Mai 1907 geborene katholische Tochter eines Eisenbahn-Rechnungsrevisors in Münster. Kennengelernt hatte er sie in der Reichenauer Anstalt, wo sie als technische Assistentin arbeitete. Zum 1. Januar 1939 wurde Gustav Ehrismann an die Heil- und Pflegeanstalt Emmendingen versetzt und dort 1940 zum Anstaltsobersarzt sowie zum Beamten auf Lebenszeit ernannt. Das Ehepaar wohnte auch auf dem Gelände der Heilanstalt (Abb. 4).²⁹ Zum 1. Mai 1942 wechselte Gustav Ehrismann an die Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch. Daneben wirkte er gleichzeitig aushilfsweise vom 18. Januar bis 20. September 1943 am Gesundheitsamt Heidel-

²⁶ Soweit nicht anders angegeben, stammen die folgenden Angaben aus Ehrismanns Personalakten: GLA, 233 Nr. 24476 (Personalakte Badisches Staatsministerium), 463 Zugang 1983-60 Nr. 489 (Dienstakten Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch), 465 Nr. 4609 (Spruchkammerakten Wiesloch), 466-2 Nr. 2067-2069 (Personalakten Regierungspräsidium Karlsruhe).

²⁷ HUGO STEGER: Ehrismann, Gustav, in: *Badische Biographien N.F. Bd. IV*, hg. von BERND OTTNAD, Stuttgart 1996, S. 70-72; Red. mit Unterstützung von OTFRID EHRISMANN: Ehrismann, Gustav Adolph, in: *Internationales Germanistenlexikon 1800-1950*, hg. von CHRISTOPH KÖNIG, bearb. von BIRGIT WÄGENBAUR u.a., Berlin/New York 2003, S. 418-420; OTFRID EHRISMANN: Die Stille der Provinz. Gustav Ehrismann – Germanist in Greifswald (1909-1924), in: *Mediävistische Literaturgeschichtsschreibung. Gustav Ehrismann zum Gedächtnis* (Symposium Greifswald, 18.09. bis 23.09.1991), hg. von ROLF BRÄUER und OTFRID EHRISMANN, Göppingen 1992, S. 17-50, Zitate S. 18 und 23.

²⁸ Mitteilung des Stadtarchivs Heidelberg, 17.01.2017. Ich danke Diana Weber sehr für die Recherche. Karl Otfried Ehrismann erhielt 1942 eine Professur und war von 1941 bis 1945 als Arzt in der Sowjetunion, speziell in der Ukraine eingesetzt. An Kriegsfolgen starb er im November 1945. Sein 1941 geborener Sohn Otfried, zuletzt Germanistik-Professor in Gießen, hat ihn nicht mehr kennengelernt. Ihm verdanke ich diese Informationen (E-Mail vom 20.01.2019).

²⁹ Kreisarchiv Emmendingen, Einwohnermeldekarte Emmendingen, 01.01.1939-19.05.1942. Ich danke Gerhard A. Auer für die Recherche und Übermittlung sowie für weitere Hinweise. Zur Ernennung als Anstaltsobersarzt und Beamten auf Lebenszeit vgl. GLA, 233 Nr. 24476.



Abb. 4 Die Heil- und Pflegeanstalt Emmendingen, Postkarte von 1944
(Förderverein Psychiatrie-Museum Emmendingen).

berg – in dieser Zeit verfasste er sein Gutachten zu Friedrich Spindler – und vom 11. Oktober 1943 bis Oktober 1945 am Gesundheitsamt Mannheim, zwischenzeitlich zusätzlich erneut in Heidelberg.

Soweit die nüchternen Daten zu Gustav Ehrismanns Lebenslauf. Scheinbar lief alles glatt und weitgehend problemlos.³⁰ Aber der Schein trügt. Zumindest einmal kam es zu einer Störung des geradlinigen Weges, die dann seine Versetzung zur Folge hatte. Ende 1941 wurde durch Hinweise von untersuchten Personen und Pflegern festgestellt, dass sich Dr. Ehrismann aus Anstaltsbeständen coffein- und opiumhaltiger Medikamente bedient hatte. Er bestritt diesen Tatbestand nicht, machte aber – wie der Anstaltsleiter Dr. Viktor Mathes (1878-1964) berichtete – zu seiner Entschuldigung geltend, *er habe unter dem Eindruck der planwirtschaftlichen Verlegung seiner Kranken gemächlich ausserordentlich gelitten, er habe schlecht geschlafen, sei appetitlos gewesen, habe nervöse Durchfälle gehabt, sei sichtlich abgemagert und nervös reizbar geworden. Besonders habe ihn auch die Art der Vernehmung der Kranken durch die Kommission der ‚Reichsarbeitsgemeinschaft Heil- und Pflegeanstalten Berlin‘ verstimmt. Dazu sei noch der Tod seines Vaters gekommen.*³¹ Der Vorfall wurde dem Ministerialdirektor im badischen

³⁰ Dass es aufgrund der allgemeinen wirtschaftlichen Lage und der Stellenknappheit hin und wieder Absagen oder Zurückstellungen der Verbeamtung gab, sei hier nur erwähnt.

³¹ Hier und im Folgenden: GLA, 463 Zugang 1983-60 Nr. 489 Bl. 255f. (zu den Hinweisen und Untersuchungen 229-253), 466-2 Nr. 2067 Bl. 25f.

Innenministerium Friedrich Karl Müller-Trefzer (1879-1960) vorgelegt. *Die Anstaltsdirektion bestätigt das Vorliegen eines körperlich-seelischen Schwächezustandes, der aus einer schweren und verhältnismässig lang anhaltenden seelischen Bedrückung entstanden sei.* Dies führe zu einer *milderen Beurteilung* der an sich nicht zu rechtfertigenden *schweren Amtspflichtverletzung*. Müller-Trefzer entschied am 7. April 1942: *Unter diesen Umständen und angesichts der sonstigen einwandfreien Dienstführung des Med.Rats Dr. Ehrismann erscheint als Dienststrafe ein Verweis hinreichend.* Das ist erstaunlich, denn dessen als Entschuldigungsgrund angegebenes Verhalten ließ eine deutliche Missbilligung der „Euthanasie“-Maßnahmen erkennen und hätte – mindestens – seine Entlassung zur Folge haben können. Ob die Nachsicht mit möglichen eigenen Vorbehalten Müller-Trefzers zusammenhing, muss dahingestellt bleiben.³²

Was lässt sich aus diesem Geschehen entnehmen? Gustav Ehrismann wurde in früheren vertraulichen Beurteilungen im Zusammenhang mit Bewerbungen als zwar intelligent, fleißig, gewissenhaft und sehr kenntnisreich eingeschätzt, aber auch als bescheiden, zurückhaltend und schüchtern. Insofern sei er wohl für eine wissenschaftliche Stellung besser geeignet als für den praktischen Anstaltsdienst. Das könnte bedeuten, dass er sensibel auf die Leiden der Patienten reagierte. Als Anstaltsleiter Mathes dem Innenministerium am 27. Januar 1942 die erwähnten Ursachen für Gustav Ehrismanns Verhalten mitteilte, fügte er hinzu, dieser sei *persönlich stark an jeden seiner Patienten gebunden. Er fühlt ihr Schicksal mit und sucht es dem Kranken und seinen Angehörigen wo und wie immer möglich zu erleichtern.*³³ Ein begeisterter Nationalsozialist scheint er nicht gewesen zu sein. Am 26. September 1933 unterschrieb er die von ihm geforderte Erklärung, dass er der sozialdemokratischen und der kommunistischen Partei weder angehöre noch Beziehungen zu ihnen oder Hilfs- und Ersatzorganisationen unterhalte.³⁴ In die NSDAP wurde er aber erst zum 1. Mai 1937 aufgenommen. Er erhielt die Mitgliedsnummer 4714422, seine Mitgliedskarte wurde am 15. Januar 1938 ausgestellt.³⁵ Dabei spielte die weitgehende Eintrittssperre zwischen 1933 und 1937 eine Rolle, aber Ehrismann war offenbar mehr-

³² Müller-Trefzer will die „Euthanasie“ abgelehnt haben, habe jedoch ihre Durchführung nicht abwenden können. Dies wäre näher zu untersuchen. Vgl. FRIEDRICH KARL MÜLLER-TREFZER: *Erinnerungen aus meinem Leben (1879-1949)*. Ein badischer Ministerialbeamter in Kaiserreich, Republik und Diktatur, bearb. von FRANK ENGEHAUSEN und KATRIN HAMMERSTEIN (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe A, Quellen 60), Stuttgart 2017, S. 152f. (die badische Verwaltung habe nichts gegen *die Austilgung der geistig Minderwertigen* [!] tun können; zuvor schon deutliche antijüdische Klischees), vgl. S. XXXII, Anm. 27 (1945 schrieb er, er habe sich mit *der Austilgung der Geisteskranken* [...] *nie einverstanden* erklärt); FRANK ENGEHAUSEN: *Friedrich Karl Müller-Trefzer. Politischer Exponent des Nationalsozialismus in der badischen Ministerialbürokratie oder Gegenspieler des Parteiapparates?*, in: *Täter, Helfer, Trittbrettfahrer*, Bd. 7: *NS-Belastete aus Nordbaden + Nordschwarzwald*, hg. von WOLFGANG PROSKE, Gerstetten 2017, S. 220-234, zur „Euthanasie“ S. 232. Nicht ausgeschlossen ist es, dass die Anstaltsleitung die Vorfälle benutzte, um Ehrismann loszuwerden, und entsprechende Absprachen traf (Vermutung von Frank Janzowski, E-Mail vom 14.06.2019). Dafür gibt es allerdings keine Hinweise in den Akten.

³³ GLA, 463 Zugang 1983-60 Nr. 489 Bl. 244.

³⁴ GLA, 463 Zugang 1983-60 Nr. 489 Bl. 79.

³⁵ BAArch, R 9361-VIII Kartei / 7721729. Die NSDAP-Karteikarte ist etwas widersprüchlich. Obwohl (mit Schreibmaschine) als Aufnahmetag der 01.05.1937 angegeben ist, hat Ehrismann laut handschriftlichem Eintrag die Aufnahme erst am 12.06.1937 beantragt. Auffällig ist auch der relativ lange Zeitraum bis zur Ausstellung der Mitgliedskarte. Ehrismann selbst gab jedenfalls noch am 22.02.1938 in einer Erklärung für die Personalakte an, er sei *Anwärter* der NSDAP. Außerdem gehörte er der NS-Volkswohlfahrt und dem Reichsluftschutzbund an, beim NS-Ärztebund war er ebenfalls Anwärter (GLA, 463 Zugang 1983-60 Nr. 489 Bl. 159).

fach gedrängt worden, einen Aufnahmeantrag zu stellen. Insofern ist es nicht ausgeschlossen, dass er die Praxis der nationalsozialistischen Euthanasie-Politik nicht befürwortete.

1940 und 1941 erlebte er die aus *planwirtschaftlichen Gründen erfolgte Verlegung seiner Kranken*, wie Dr. Mathes an das Innenministerium schrieb. Diese Formulierung war eine zeittypische Verschleierung und bedeutete nichts anderes als den Abtransport der Patienten, um sie als *unwertes Leben* zu ermorden.³⁶ Insgesamt wurden aus Emmendingen 571 Männer und 450 Frauen „weggeholt“.³⁷ Viktor Mathes berichtete am 23. Oktober 1945, dass die Ärzte *entsetzt* waren, als sie erfuhren, dass die Patienten überwiegend ermordet und nicht nur in eine andere Anstalt verlegt wurden. In diesem Zusammenhang bestätigte er, dass einer seiner Ärzte – gemeint ist wohl Gustav Ehrismann – *infolge dieser Vorgänge reaktiv-depressiv erkrankte*. Das gesamte ärztliche Kollegium sei sich einig gewesen, die Patienten soweit wie möglich vor ihrem Schicksal zu bewahren. Angehörige wurden benachrichtigt und aufgefordert, ihre Kranken nach Hause zu bringen, andere Patienten vorzeitig entlassen oder in Krankenhäuser verlegt, weitere von den Listen gestrichen oder sogar noch aus den Transportwagen geholt.³⁸ Ende 1942 meldete sich Viktor Mathes krank, zum 30. April 1943 wurde er wegen seines Widerstandes gegen die „Euthanasie“ vorzeitig pensioniert.³⁹ Wie der damalige Oberarzt Dr. Maximilian Thumm (1883-1957) am 8. Oktober 1945 berichtete, kam im November 1941 eine dreiköpfige Ärztekommision aus Berlin, die sämtliche noch vorhandene Patienten

³⁶ Am 23.10.1941, als die erste Phase des Mordens abgeschlossen war, wurde ein Gesetz erlassen, das die bisher schon verwendete Tarnsprache aufgriff: *Der Reichsbeauftragte für die Heil- und Pflegeanstalten hat planwirtschaftliche Aufgaben auf dem Gebiet der Heil- und Pflegeanstalten durchzuführen* (Aktion T4. 1939-1945. Die „Euthanasie“-Zentrale in der Tiergartenstraße 4, hg. von GÖTZ ALY, Berlin 1987, S. 20, vgl. S. 18). Auf die Zusammenhänge der NS-„Euthanasie“-Politik kann ich hier nicht eingehen. Vgl. neben dem zitierten Werk etwa KARL BINDING/ALFRED ERICH HOCHÉ: *Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens. Ihr Maß und ihre Form*, Leipzig 1920; ERNST KLEE: „Euthanasie“ im NS-Staat. Die Vernichtung „lebensunwerten Lebens“, Frankfurt a. M. 1983; HANS-WALTER SCHMUHL: *Rassenhygiene, Nationalsozialismus, Euthanasie* (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 75), Göttingen 1987; HEINZ FAULSTICH: *Von der Irrenfürsorge zur „Euthanasie“*. Geschichte der badischen Psychiatrie bis 1945, Freiburg 1993; verschiedene Beiträge in: *Die Fahrt ins Graue(n). Die Heil- und Pflegeanstalt Emmendingen 1933-1945 – und danach*, hg. von GABRIEL RICHTER, Emmendingen 2005; CORNELIA BRINK: *Grenzen der Anstalt. Psychiatrie und Gesellschaft in Deutschland 1860-1980*, Göttingen 2010, 8. Kapitel (dieses Buch ist auch für eine Einordnung der hier geschilderten Vorgänge in die Geschichte der Psychiatrie heranzuziehen); *Auslese der Starken – „Ausmerzungen“ der Schwachen. Eugenik und NS-„Euthanasie“ im 20. Jahrhundert*, hg. von ANDREAS HEDWIG und DIRK PETER (Schriften des Hessischen Staatsarchivs Marburg 35), Marburg 2017; ARMIN TRUS: *Die „Reinigung des Volkskörpers“. Eugenik und „Euthanasie“ im Nationalsozialismus. Eine Einführung mit Materialien*, Berlin 2019.

³⁷ ALFRED MEYR: *Planwirtschaftliche Maßnahmen in der Heil- und Pflegeanstalt Emmendingen in den Jahren 1940 und 1941*, in: RICHTER (wie Anm. 36), S. 181-184, hier S. 181. Vgl. GABRIEL RICHTER: *Geschichte der ehemaligen Heil- und Pflegeanstalt Emmendingen*, in: *Geschichte der Stadt Emmendingen*, Bd. 2: *Vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis 1945*, hg. von HANS-JÖRG JENNE und GERHARD A. AUER, Emmendingen 2011, S. 725-746, hier S. 735 und 737 (er spricht von 1.127 „abgeholt“ Patienten). Ein Bericht über die Verhältnisse in der Emmendinger Anstalt bis 1939 und über den Abtransport von Patienten 1940: JOSEF BRAUN: *Meine Tätigkeit als Psychiater in der Emmendinger Anstalt (1933 bis 1951)*, in: *„s Eige zeige“*. Jahrbuch des Landkreises Emmendingen für Kultur und Geschichte 31 (2017), S. 85-107 (zusammengestellt von MARGIT BRAUN).

³⁸ VIKTOR MATHES: *Die sogenannten „planwirtschaftlichen Maßnahmen“ aus Sicht des Ärztlichen Direktors*, in: RICHTER (wie Anm. 36), S. 185-187, Zitat S. 187.

³⁹ RICHTER (wie Anm. 36), S. 190, vgl. MATHES (wie Anm. 38), S. 185 und 187.

untersuchten, ohne die Emmendinger Ärzte hinzuzuziehen. Sie hatten wohl den Auftrag, *die Unterlagen zu schaffen für weitere Aktionen*.⁴⁰ Damit bezog er sich wohl auf die Kommission aus Berlin, deren Verhalten Gustav Ehrismann als einen der Gründe für seine psychische Erkrankung geltend machte.

Ein Beleg dafür, dass er sich tatsächlich für seine Patienten einsetzte und über deren Schicksal in eine Depression verfiel, ist bislang nicht aufzufinden.⁴¹ Ich gehe einmal davon aus, dass die von ihm vorgebrachte Rechtfertigung für den Medikamentenmissbrauch keine Schutzbehauptungen waren. Auch in anderen Fällen stimmte er nicht unbedingt mit den Maßnahmen des Regimes überein.⁴² Dass es durchaus vorzeitige Informationen über geplante Aktionen gab, macht das Beispiel von Friedrich Spindlers Schwester Helene deutlich. 1916 geboren, wurde sie mehrfach als *haltlose Psychopathin mit angeborenem Schwachsinn* und *Kleptomanie* in Emmendingen eingewiesen. 1935 war sie möglicherweise gegen ihren Willen sterilisiert worden, nachdem sie ein Jahr zuvor ihre Tochter Magdalena geboren hatte. 1943 wurde sie einem Gendarmen übergeben, damit sie – wie es dann geschah – am 24. März mit ihrer Familie nach Auschwitz deportiert werden konnte. Bei dieser Gelegenheit erfuhr der Gendarm, dass Helene noch in der Anstalt ihren Vater vom bevorstehenden Abtransport unterrichtet hatte. Wer die Information weitergegeben hatte, konnte nicht geklärt werden. Helene Spindler überlebte die

⁴⁰ MAXIMILIAN THUMM: Meine Erfahrungen bezüglich der Krankenaktion 1940/41, in: RICHTER (wie Anm. 36), S. 175-179, hier S. 178. Vgl. dazu FRANK JANZOWSKI: Die NS-Vergangenheit in der Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch. „... so intensiv wenden wir unsere Arbeitskraft der Ausschaltung der Erbkranken zu“, Ubstadt-Weiher u.a. 2015, S. 222. Zur Stimmung in der Anstalt (vermutlich ein Bericht aus Emmendingen) ebd., S. 222f.

⁴¹ In den Unterlagen der Heil- und Pflegeanstalt Emmendingen, die im Staatsarchiv Freiburg vorhanden sind, – namentlich in den sehr umfangreichen Patientenakten – konnten auf meine Anfrage hin keine Hinweise auf Ehrismann ermittelt werden (Auskunft von Jochen Rees, 13.01.2017, 21.01. und 01.03.2019). Eine eigene Durchsicht einer kleinen Zufallsauswahl von Patientenakten (StAF, E 120/1) ergab, dass in ihnen kein Vermerk über einen Schutz von Patienten durch vorzeitige Entlassung, Verständigung von Angehörigen usw. zu erwarten ist. Eine Durchsicht der „Statistik der Irrenfürsorge“ (ebd., G 1215/3 Nr. 919) zeigte 1940 einen starken Anstieg der *Abgänge an auswärtige Irrenanstalten*, aber auch zur Privatpflege und durch Entlassungen, doch geht daraus nicht hervor, welcher Arzt welche Maßnahme veranlasste. Aufschlüsse könnte eine Patientenkartei aus der NS-Zeit geben, die das Zentrum für Psychiatrie Emmendingen dem Staatsarchiv angeboten hat, aber noch nicht zugänglich ist (Mitteilung von Jochen Rees, 15.03.2019). Ulrike Weyrether, die für ihre Dissertation Patientenakten und ärztliche Gutachten aus der Emmendinger Anstalt ausgewertet hat, hat mich freundlicherweise über einige ihrer Quellen informiert. Darunter befindet sich ein Gutachten Dr. Ehrismanns vom 16.12.1940 im Rahmen des *Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses* (ebd., E 120/1 Nr. 6286). Auch daraus ist ersichtlich, dass diese Akten keinen Aufschluss darüber geben, ob der Arzt versucht hat, den Patienten zu schützen. Dr. Ehrismann bestätigt die Diagnose *Schizophrenie* und befürwortet wegen Verbesserung des Zustandes eine Entlassung nach Durchführung der Sterilisierung (ähnlich in einem Gutachten vom 16.06.1941, ebd., B 132/1 Nr. 1553). Ich danke Ulrike Weyrether sowie Annette Riek und Jochen Rees vom Staatsarchiv herzlich für ihre großzügige Unterstützung meiner Arbeit. Das Emmendinger Zentrum für Psychiatrie hat 2019 in mehreren Veranstaltungen der ermordeten Patienten und der „Euthanasie“-Politik gedacht (vgl. z.B. Badische Zeitung, 26. und 30.01.2019, Der Sonntag, 27.01.2019).

⁴² Dies legt auch ein Brief an einen Arzt im Staatlichen Gesundheitsamt Konstanz vom 23.09.1941 nahe (StAF, G 1215/3 Nr. 490): Darin schimmert eine Genugtuung darüber durch, dass gemäß ministerieller Anordnung wegen der Personalverhältnisse während des Krieges die Durchführung der *erbbiologischen Bestandsaufnahme* im Rahmen des *Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses* von 1933 zurückgestellt werden müsse.

Lagerhaft in Auschwitz-Birkenau nicht. Gustav Ehrismann ist ihr möglicherweise begegnet, hat sie aber nicht behandelt.⁴³

Während der Untersuchung gegen ihn befand sich Gustav Ehrismann in ärztlicher Behandlung in einer Freiburger Klinik. Auf Anfrage teilte der zuständige Arzt mit, dass keine Sucht feststellbar sei. Den Verweis und die Versetzungsanordnung erhielt Ehrismann während eines Erholungsaufenthaltes in Badenweiler. Am 4. Mai 1942 trat er seine Stelle in Wiesloch an. Zusammen mit seiner Frau wohnte er wieder auf dem Gelände der Anstalt. Im Zusammenhang mit seiner Tätigkeit für das Gesundheitsamt Heidelberg erstellte er dann in dessen Auftrag ein Gutachten für den Oberstaatsanwalt beim Landgericht Mannheim über Friedrich Spindler.

Das Gutachten

Gustav Ehrismann untersuchte, wie er in seinem siebenseitigen Gutachten vom 10. April 1943 erläuterte, Friedrich Spindler gründlich körperlich und stellte keine Krankheitssymptome fest. Darüber hinaus führte er mit ihm mindestens ein längeres Gespräch und wertete dessen Akten aus. Einleitend legte er den Werdegang Spindlers kurz dar und hob namentlich die negativen Eigenschaften dieses *Zigeunermischlings* hervor, die sich in den Akten niedergeschlagen hatten. Bei seiner eigenen Untersuchung habe Spindler ein *trotziges und mürrisches Verhalten* an den Tag gelegt. Andererseits musste Ehrismann zugestehen, dass er alle Fragen *kurz, sachlich und sinnentsprechend* beantwortet habe. *Sein Gedächtnis, seine Merkfähigkeit und seine Auffassungsfähigkeit waren ungestört. Auch Denkstörungen* seien bei ihm nicht festzustellen gewesen. Mit *Dingen des alltäglichen Lebens* und der Landwirtschaft wisse er gut Bescheid. Auch könne er *eine ihm vorerzählte Geschichte gut nacherzählen*. Das Lernen falle ihm nach eigenen Angaben nicht schwer. Seine schlechten Schulkenntnisse habe er mit häufigen Erkrankungen begründet. Am liebsten wäre er Schmied geworden, doch habe er gleich nach der Schulentlassung etwas verdienen müssen, weil seine Eltern darauf angewiesen gewesen seien. Seine früheren Straftaten habe er als jugendliche Dummheiten bezeichnet. Dass er jetzt verbotene *staatsfeindliche Äußerungen* getan habe, sei ihm bewusst. Er erwarte erneut eine Strafe und wolle danach Soldat werden.

Dieses Gespräch, das offensichtlich auch vorteilhafte Züge Friedrich Spindlers zum Vorschein gebracht hatte, gab Ehrismann gemäß den fachlichen Standards wieder. Im Folgenden hielt er sich hingegen nicht mehr daran: Die *Gutachterliche Beurteilung* fiel verheerend aus. *Sp. hat sich von Jugend an als ein Verbrecher gezeigt. Strafen machten auf ihn keinen Eindruck. Sp. besitzt schlechte Charaktereigenschaften: er ist gemütskalt, brutal, mürrisch, trotzig. Diese Charaktereigenschaften wird er sein Leben lang behalten.* Sein unzureichender Schulbesuch dürfte weniger in Erkrankungen als in *seiner ihm angeborenen Neigung zum Vagabundentum und seiner von Kindheit an bestehenden moralischen Haltlosigkeit begründet sein*. Eine Geisteskrankheit, insbesondere Schizophrenie, könne ausgeschlossen werden. *Eine Nachreife ist bei ihm nicht zu erwarten. Seine Veranlagung und sein bisheriger Lebensgang lassen ihm eine sehr*

⁴³ Die Handschrift in der Krankengeschichte stammt nicht von Ehrismann. Dennoch ist dieses Zusammentreffen denkwürdig. Helene Spindlers Übergabe an die Gendarmerie erfolgte auf Anweisung von Oberstaatsanwalt Dr. Eugen Weiß am 19.03.1943. Vgl. StAF, E 120/1 Nr. 11969 (Patientenakte, auf die mich Ulrike Weyrether dankenswerterweise hingewiesen hat), G 12/2 P. 3 Nr. 240 (Überstellung an die Gendarmerie, Ermittlungen in der Anstalt); HÄMMERLE (wie Anm. 2), S. 85. Zu Oberstaatsanwalt Dr. Weiß siehe HEIKO HAUMANN: Eugen Selber (1895-1982). Handlungsspielräume eines Freiburger Gestapobeamten, in: Schau-ins-Land 134 (2015), S. 109-136, hier S. 128f.

schlechte Lebensprognose stellen. Seine ungünstige Charakterveranlagung und seine moralische Minderwertigkeit sind ihm angeboren, lassen sich nicht beeinflussen und lassen sich nicht ändern. Sein bisheriges Verhalten beweist dieses in jeder Hinsicht, es beweist, dass er unfähig ist[,] ein brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft zu sein.

Aufgrund dieser Beurteilung schloss Dr. Ehrismann eine Besserung durch eine *Anstaltsbehandlung* aus und folgerte: *Friedrich Spindler muss seiner Persönlichkeit nach als ein Schwerverbrecher angesehen werden, der nach seiner geistigen und sittlichen Entwicklung einer über 18 Jahre alten Person gleichzusetzen ist.*⁴⁴

Das Gutachten lässt im zweiten Teil jegliche Professionalität und Wissenschaftlichkeit vermissen.⁴⁵ Weite Teile der Beurteilung werden nicht konkret durch Untersuchungsergebnisse belegt. Stattdessen werden Eigenschaften in Spindlers Charakter hineingedeutet, die auf Vorannahmen und Voreingenommenheit beruhen. Sie entsprechen den rassistischen Klischees, wie sie sich gegenüber „Zigeunern“ in einer jahrhundertelangen Tradition herausgebildet hatten und durch die „Rassenhygieniker“ und die „Rassenhygienische Forschungsstelle“ scheinwissenschaftlich bestätigt worden waren. Genealogien, ein *Zigeunersippenarchiv* und andere kriminologische Zusammenstellungen sollten die Behauptungen belegen. *Zigeunern und nach Zigeunerart herumziehenden Personen* sei der *Wandertrieb* angeboren, *Vagabundentum* und *Landstreicherei* gehörten zu ihrem Wesen. Diese *Heimatlosigkeit* sei mit Elend, Primitivität und Kriminalität verbunden. Vor allem Diebstahl sei an der Tagesordnung. *Zigeuner* seien *geborene Kriminelle*, die mit der ganzen Strenge des Gesetzes bekämpft und möglichst ausgemerzt werden müssten. Das sei auch deshalb erforderlich, weil die *Zigeuner moralisch haltlos, asozial und gemeinschaftsschädlich* seien. Ihre schlechten Eigenschaften, ihre *rassische Minderwertigkeit* und ihr *artfremdes Blut* könnten nicht durch geeignete Maßnahmen verändert werden und dürften sich nicht vermehren.⁴⁶

Wie erklärt es sich, dass ein Psychiater, der mit hoher Wahrscheinlichkeit Mitgefühl mit seinen Patienten empfand und sich für sie gegen die nationalsozialistische Politik einsetzte, in diesem Fall die Annahmen der „Rassenhygiene“ ohne Einschränkungen übernahm und ein Gutachten erstellte, das der damaligen „Zigeunerpolitik“ entgegenkam?

Nun war Friedrich Spindler nicht der einzige Fall, bei dem es Gustav Ehrismann mit einem „Fahrenden“ zu tun hatte. Bekannt geworden ist die Geschichte des *Halbzigeuners* Albert Scheffel, eines 1906 geborenen Jenischen.⁴⁷ Er lebte seit 1930 in der Heil- und Pflegeanstalt

⁴⁴ GLA, 507 Nr. 4720, Bl. 47-53, Gutachten Dr. Ehrismann, 10.04.1943; ebenso in Nr. 4721.

⁴⁵ Frank Janzowski findet, dass diese gutachterlichen Feststellungen Ehrismanns „sehr befremdlich“ seien und nicht seinem „normalen Stil“ entsprächen. Er hat zahlreiche Wieslocher Krankenakten aus dieser Zeit durchgesehen, die von Ehrismann geführt wurden (E-Mail vom 14.06.2019). Allerdings unterscheiden sich Krankenakten in einer Anstalt von Gutachten für ein Gericht, in denen es um die Bewertung des Angeklagten geht.

⁴⁶ Vgl. nur KLAUS-MICHAEL BOGDAL: *Europa erfindet die Zigeuner. Eine Geschichte von Faszination und Verachtung*, Berlin 2011; FRANK REUTER: *Der Bann des Fremden. Die fotografische Konstruktion des „Zigeuners“*, Göttingen 2014; HAUMANN, *Akte* (wie Anm. 2), S. 20-37 und 61-84. Dieses „Zigeunerbild“ blieb im Übrigen nach 1945 wirksam, siehe ebd., S. 195-251. Nur erwähnt sei, dass es auch in anderen Ländern Geltung hatte und entsprechende Folgen nach sich zog.

⁴⁷ Jenische haben möglicherweise einen gemeinsamen Ursprung mit den Sinti und Roma. Offenbar haben sich dieser Gruppe immer wieder Angehörige der eingewanderten Bevölkerung angeschlossen. Sie waren und sind häufig Fahrende und betätigten sich als Schausteller, Wanderhändler, Korbflechter oder Besenbinder. Den Behörden galten sie als *fahrendes Volk* und als *nach Zigeunerart Herumziehende*. Während der nationalsozialistischen Herrschaft wurden sie als *Asoziale, Gemeinschaftsfremde, Gemeinschaftsun-*

Wiesloch, weil er neben verschiedenen anderen Straftaten unter Alkoholeinfluss einen Menschen getötet hatte. Aufgrund der Gutachten von Prof. Alfred Hoche (1865-1943) aus Freiburg, der 1920 in einer Aufsehen erregenden Publikation für die *Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens* eingetreten war,⁴⁸ und von Prof. Karl Wilmanns (1873-1945) aus Heidelberg⁴⁹ war er für unzurechnungsfähig erklärt und gemäß § 5 des badischen Irrenfürsorgegesetzes in die Anstalt eingewiesen worden. Der Wieslocher Direktor, Dr. Wilhelm Möckel, hatte ihn dagegen für zurechnungsfähig gehalten und dies – ganz im Sinne der „Rassenhygiene“ – damit begründet, *dass das Tatverhalten von Albert Sch. dem Milieu entsprochen habe, aus dem er stamme*.⁵⁰ Damit hatte er sich aber nicht durchsetzen können. Scheffel galt in Wiesloch zwar als nicht einfach und impulsiv, doch auch als ausgezeichnete Korbmacher, dessen Zustand sich zunehmend bessere.⁵¹ Er sollte nach Kriegsende entlassen werden. Mitte Mai 1942 kam dann die Kommission der *Reichsarbeitsgemeinschaft Heil- und Pflegeanstalten*, die auch nach dem offiziellen Abbruch der „Euthanasie“-Maßnahmen im August 1941 die Fortsetzung der Tötungen *lebensunwerten Lebens* koordinierte, nach Wiesloch. Dabei war der medizinische Leiter der „Euthanasiezentrale“, Prof. Dr. Paul Hermann Nitsche (1876-1948), ein führender „Rassenhygieniker“ und NSDAP-Mitglied seit 1933.⁵² Nach diesem Besuch forderte er Befundberichte an, ausdrücklich auch von Albert Scheffel.

Der gerade erst nach Wiesloch versetzte Gustav Ehrismann, der in Emmendingen – wie er ausgeführt hatte – schlechte Erfahrungen mit der Kommission gemacht hatte, musste die Anfrage beantworten. Er hob Scheffels Arbeitsleistungen hervor und bezeichnete ihn als geordnet und

fähige oder *Gemeinschaftsschädlinge* verfolgt. Vgl. ANDREW D'ARCANGELIS: Die Jenischen – verfolgt im NS-Staat 1934-1944. Eine sozio-linguistische und historische Studie (Schriftenreihe Studien zur Zeitgeschichte 55), Hamburg 2006; JAKOB KRONENWETTER: Das Reisen im Blut. Über 100 Jahre Fichtenufer fahrende Leut', Stöttlen-Niederrodern 2005; OPFERMANN (wie Anm. 2), passim. Siehe auch die ständige Ausstellung zu den Jenischen im Hohenloher Freilandmuseum Schwäbisch Hall-Wackershofen „Auf der Reis“ – Die ‚unbekannte‘ Minderheit der Jenischen im Südwesten“.

⁴⁸ Siehe Anm. 36.

⁴⁹ Wilmanns leitete damals die Psychiatrische Universitätsklinik Heidelberg. 1933 wurde er wegen respektloser Äußerungen über Hitler und Göring aus dem Staatsdienst entlassen. Wissenschaftlich hatte er sich mit Psychosen von „Landstreichern“, Haftpsychosen und Schizophrenie auseinandergesetzt. Vgl. Wikipedia-Artikel „Karl Wilmanns“ (Stand: 11.01.2019).

⁵⁰ JANZOWSKI (wie Anm. 40), S. 252, vgl. S. 252-255 zum „Fall Albert Sch.“. Allgemein zu den Verhältnissen in Wiesloch neben Janzowski: FRANZ PESCHKE: Ökonomie, Mord und Planwirtschaft. Die Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch im Dritten Reich (Aspekte der Medizinphilosophie 10), Bochum/Freiburg 2012; Erwähnung der Versetzung von Dr. Ehrismann samt der Vorgeschichte in Emmendingen: S. 414f., Hinweis auf dessen Tätigkeit: S. 437, 442 und 452.

⁵¹ Die Korbflechterei war ein wichtiger Bestandteil der in Wiesloch intensiv angewendeten „Arbeitstherapie“. Diese wurde besonders von Prof. Dr. Carl Schneider (1891-1946) befürwortet, der 1933 Nachfolger von Prof. Wilmanns auf dem Lehrstuhl für Psychiatrie an der Universität Heidelberg geworden war. Mit dieser Methode wollte er Kranke wieder einer Aufgabe in der Gemeinschaft zuführen und zugleich ihre soziale Nützlichkeit bewerten. Als langjähriges NSDAP-Mitglied war er von 1937 bis 1940 Gauamtsleiter des Rassenpolitischen Amtes der Partei im Gau Baden. Seit 1940 gutachtete er im Rahmen der „Euthanasie“-Maßnahmen (T4-Aktion). Im Dezember 1942 richtete er in der Anstalt Wiesloch eine eigene Forschungsabteilung ein, um geistig behinderte und an Epilepsie erkrankte Patientinnen und Patienten vor ihrer Ermordung untersuchen zu lassen. Vgl. JANZOWSKI (wie Anm. 40), bes. S. 263-276; Wikipedia-Artikel „Carl Schneider“ (Stand: 11.01.2019).

⁵² ERNST KLEE: Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945?, Frankfurt a. M. 2003, S. 437.

besonnen. Im Widerspruch dazu hielt er jedoch *seine Verbringung in eine andere Anstalt [für] wünschenswert*. Als Begründung gab er dessen frühere *Verbrechen* an und bemerkte, Scheffel sei *ein rücksichtsloser, gewalttätiger Halbzeiguner [...], vor dem das Personal in dauernder Angst lebt*. Er habe schon einmal auf einer *Transportliste* gestanden. Man habe ihn *nicht mitgegeben*, weil er eine vorzügliche Arbeit geleistet habe und genügend Aufsichtspersonal vorhanden gewesen sei. Dies sei jetzt anders, Scheffel stelle *eine dauernde Gefahr für seine Umgebung* dar.⁵³ Man hatte bei Scheffel ein Messer gefunden, das allerdings eigentlich alle in der Korbmacherei Beschäftigten – die er übrigens anleitete – für ihre Arbeit haben mussten. Bei ihm habe man einen Gewaltausbruch und einen Fluchtversuch befürchtet. Deshalb verordnete man ihm zur *Ruhigstellung eine Schlafkur*.⁵⁴

Als Dr. Ehrismann sein Schreiben am 23. Mai 1942 absandte, dauerte diese Kur bereits zwei Tage an. Am 25. Mai 1942 starb Albert Scheffel an *Bronchopneumonie*. Der frühere Oberarzt Dr. Josef Jordans, der im Austausch mit Ehrismann nach Emmendingen versetzt worden war, sagte 1946 aus, Scheffel sei sein Patient gewesen, und er habe ihn mehrfach vor Verlegungen in eine andere Anstalt bewahrt. Nach seiner Überzeugung sei er durch Injektionen getötet worden. In den Ermittlungen der Heidelberger Staatsanwaltschaft in der Nachkriegszeit konnte jedoch eine Tötungsabsicht – trotz oder wegen erheblicher Widersprüche in den Aussagen der Beteiligten – nicht nachgewiesen werden. Einer der Gutachter, der Psychiater Dr. Heinrich Kranz (1901-1979), stellte eine zumindest unzureichende Sorgfalt fest. Auch sei die angeordnete *Schlafkur* nicht unbedingt angemessen gewesen. Allerdings unterließ er es zu erwähnen, dass die tödliche Bronchopneumonie durch das injizierte Beruhigungsmittel Luminal ausgelöst worden war. Das Verfahren wurde eingestellt.⁵⁵

Dr. Gustav Schneider, ein hoher Beamter im badischen Innenministerium und mit „Euthanasie“-Maßnahmen betraut, erläuterte bei seiner Befragung in diesem Zusammenhang, es habe in seiner Anwesenheit eine Besprechung mit Ärzten und Pflägern der Anstalt über Albert Scheffel gegeben. Er habe darauf hingewiesen, dass aufgrund einer Anweisung Hitlers die Euthanasie jetzt zwar verboten sei, *eine Ausnahme bestehe aber für geisteskranke Schwerverbrecher*. Man solle dann die entsprechende Maßnahme an Ort und Stelle durchführen. Daraufhin

⁵³ JANZOWSKI (wie Anm. 40), S. 253. Dabei kam es bei Ehrismann noch zu einem interessanten Versehen. Er begründete den Ausschluss Scheffels von der Transportliste damit, dass *vor dem Krieg* genügend Personal für dessen Behandlung und Betreuung zur Verfügung gestanden habe. Die Transporte begannen aber erst im April 1940.

⁵⁴ Die Schlafkur wurde in den 1920er- und 1930er-Jahren häufig bei schizophrenen Patienten fünf bis zehn Tage lang durchgeführt. Da es verhältnismäßig viele Todesfälle gab, wandte sich die Psychiatrie von dieser Methode wieder ab.

⁵⁵ JANZOWSKI (wie Anm. 40), S. 254f. und 396f.; E-Mail von Frank Janzowski vom 16.05.2019. Kranz war nach seinem Medizinstudium ab 1930 am Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik tätig, schied aber 1933 aus. Er galt als einer der wichtigsten Zwillingforscher Deutschlands auf dem Gebiet der Kriminalbiologie. Der NSDAP trat er nicht bei, gehörte allerdings NS-Organisationen an. Eine Hochschulkarriere blieb ihm zunächst aufgrund des Einspruchs der NSDAP verwehrt. Nach Kriegsende wurde er an der Universitätsnervenklinik in Heidelberg beschäftigt und 1948 zum außerplanmäßigen Professor ernannt. Von 1949 bis 1951 leitete er die Anstalt Wiesloch. 1951 erhielt er einen Ruf an die Universität Mainz, wo er bis 1966 als Professor für Psychiatrie und Direktor der Universitätsnervenklinik wirkte. 1960 wurde er Präsident der Gesellschaft für Psychiatrie und Nervenheilkunde. Vgl. KLEE (wie Anm. 52), S. 335; Wikipedia-Artikel „Heinrich Kranz“ (Stand: 11.01.2019).

habe man die *Schlafkur* für Albert Scheffel beschlossen. Da die Ärzte diesen Zusammenhang bestritten, ging ihm die Staatsanwaltschaft ebenso wenig weiter nach wie einem Einfluss der damaligen nationalsozialistischen „Zigeunerpolitik“.⁵⁶

Gustav Ehrismann befürwortete jedenfalls in seinem Schreiben vom 23. Mai 1942 die – todbringende – Verlegung Scheffels in eine andere Anstalt. Dies lässt den Schluss zu, dass er auch dessen Tod bei der *Schlafkur* in Kauf nahm. Außerdem beurteilte er ihn – entgegen dem bisher geltenden Befund – äußerst negativ und brachte dies wiederum in Verbindung mit dessen Eigenschaft als *Halbzigeuner*. Folgte er hier der Einschätzung seines Anstaltsdirektors? Und wollte er sich nicht noch einmal gegen die Berliner Kommission stellen? Vermutlich war Nitsches Vorgehen als Aufforderung zu verstehen, Scheffel umzubringen, und Ehrismann musste in seiner Antwort begründen, warum man ihn zunächst in Wiesloch behalten hatte, jetzt aber zu einer anderen Auffassung gekommen war. Das erklärt seine widersprüchliche Argumentation. Der Druck, unter dem er stand, ist nachvollziehbar.⁵⁷ Aber warum beugte er sich ihm?

Nehmen wir beide „Fälle“ zusammen – Friedrich Spindler und Albert Scheffel –, so bleibt als Erklärung für Gustav Ehrismanns Verhalten, soweit sich das aufgrund der zugänglichen Quellen sagen lässt:⁵⁸ Obwohl er offenbar kein überzeugter Nationalsozialist war, könnte er den Ansichten der „Rassenhygieniker“ – vielleicht schon seit seinem Studium – zugestimmt haben. Möglicherweise empfand er, mehr oder weniger unbewusst, eine Abneigung gegen „die Anderen“, gegen „fremde Elemente“ – insbesondere Juden und „Zigeuner“ –, wie sie tief in der europäischen Kultur wurzelte, und vertrat deshalb nachdrücklich die nationalsozialistische „Zigeunerpolitik“.⁵⁹ Als Alternative lässt sich denken, dass er nach den Ereignissen in Emmendingen und infolge seiner Drogeneinnahme ein „gebrochener“ Mann war, der das ausführte, von dem er annahm, das man es von ihm erwarte, und sich anpasste. Eine Berufsausübung, wie sie ethischen Grundsätzen entsprochen hätte, könnte er unter den gegebenen Bedingungen ohnehin für sinnlos gehalten haben. Das müssen wir so stehen lassen.

Danach

Gustav Ehrismann

Gustav Ehrismann blieb an der Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch tätig (Abb. 5). Als sie 1944/45 für Neuaufnahmen gesperrt und wegen der sich nähernden Front teilweise geräumt wurde, verlangte die NSDAP, dass eine Anzahl ihrer Parteigenossen auf jeden Fall dort bleiben sollten. Ehrismann zählte zu ihnen. Am 21. Februar 1944 erhielt er eine „Unabkömmlichkeits“-Bescheinigung, sodass er nicht mehr eingezogen werden konnte. Nach Kriegsende wurde er vorübergehend stellvertretender Anstaltsleiter.⁶⁰ Dann musste er sich den schon erwähnten Ermittlungen

⁵⁶ JANZOWSKI (wie Anm. 40), S. 396f.

⁵⁷ Zu einer ähnlichen Einschätzung kommt auch Frank Janzowski in einer E-Mail vom 16.05.2019.

⁵⁸ Weitere Gutachten Ehrismanns zu Sinti, Roma und Jenischen sind nicht ausgeschlossen. Sie aufzufinden, würde jedoch eine sehr zeitaufwendige Suche erfordern, die ich nicht leisten konnte. Hinweise auf mögliche Fundstellen übermittelte mir dankenswerterweise Fabian Beller (GLA), E-Mail vom 15.01.2019.

⁵⁹ Diese Überlegung verdanke ich Otfrid Ehrismann (Schreiben vom 02.02.2019). Vgl. HAUMANN, Akte (wie Anm. 2), S. 24-26 und 65-68. Gerade in den Klischees über „Zigeuner“ tritt eine Anziehungskraft des „Fremden“ hervor, die eine umso stärkere Abwehr zur Folge hat.

⁶⁰ JANZOWSKI (wie Anm. 40), S. 316, 320, 350 und 354. Vgl. PESCHKE (wie Anm. 50), S. 671, 687-689, 698,

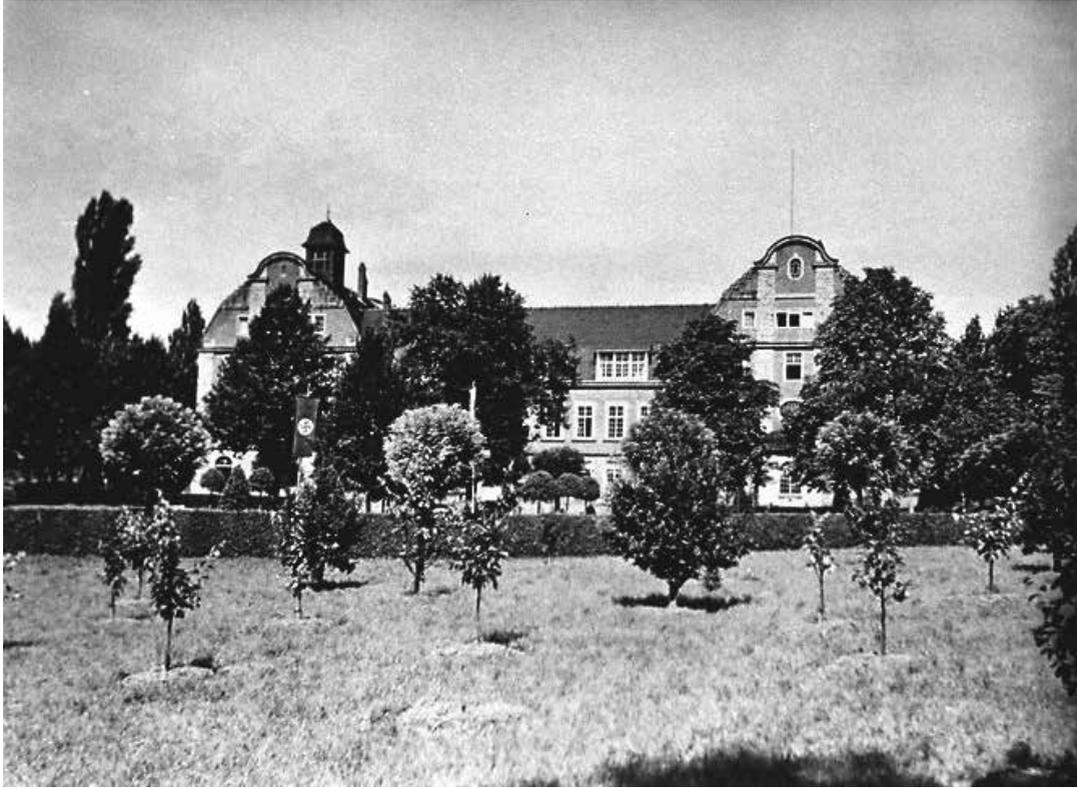


Abb. 5 Die Heil- und Pflegeanstalt Wiesloch, Aufnahme von 1943 (www.gedenkort-t4.eu).

wegen des Todes von Albert Scheffel sowie dem Entnazifizierungsverfahren stellen. Beides hatte keine besonders nachteiligen Folgen für ihn.

Im erforderlichen Meldebogen für die Entnazifizierung gab Ehrismann am 2. Mai 1946 an, in der NSDAP oder einer ihrer Organisationen weder Rang noch Amt bekleidet zu haben. Der Partei sei er nur beigetreten, weil er durch Druck seiner damaligen Dienststelle dazu gezwungen worden sei. Er habe den *Planmassnahmen der Nazi aktiv entgegengearbeitet und dadurch viele Menschen gerettet, gesundheitlichen und finanziellen Schaden erlitten, von Nazi-Regierung mit Amtsentlassung bedroht*. Insgesamt stufte er sich selbst als *Entlasteter* ein.⁶¹ Der zuständige US-amerikanische Offizier Rudolf Urbach musste allerdings seinem Meldebogen hinzufügen, dass Ehrismann auch Anwärter beim NS-Ärztbund und Mitglied des Reichsluftschutzbundes gewesen war. Doch der jetzige Direktor und frühere Oberarzt der Heil- und Pflegeanstalt Emmendingen, Dr. Maximilian Thumm, bestätigte am 26. Juli 1946, Ehrismann sei *gesinnungsmäßig niemals Nationalsozialist gewesen. Immer skrupulös, litt er innerlich sehr unter der Hit-*

700 und 703f. Hier und im Folgenden wieder, soweit nicht anders angegeben, nach: GLA, 463 Zugang 1983-60 Nr. 489.

⁶¹ GLA, 463 Zugang 1983-60 Nr. 489 Bl. 307-310 (doppelte Ausfertigung), 465 r Nr. 4609 Bl. 1. Dem Wieslocher Anstaltsdirektor Wilhelm Möckel, einem aktiven Anhänger der „Rassenhygiene“, gelang es, tatsächlich als „entlastet“ bezeichnet zu werden. Vgl. JANZOWSKI (wie Anm. 40), S. 348 und 360-369; PESCHKE (wie Anm. 50), S. 673-676.

lerzeit. Ganz besonders hat ihn die Krankenkordaktion der Jahre 40/41 mitgenommen; er hatte damals förmliche Depressionszustände, suchte auf jede mögliche Weise die bedrohten Kranken durch vorherige Entlassung oder durch Nachricht an die Angehörigen zu retten. Ehrismann selbst erläuterte am gleichen Tag auf Nachfrage seine Bemerkungen im Meldebogen. Ich entliess auf eigene Verantwortung trotz sehr grosser Schwierigkeiten sehr viele Kranke aus der Anstalt oder brachte sie in Familienpflege unter [...]. Ich versuchte alles, um die Kranken vor dem Zugriff der Nazis zu retten. Man habe ihm gedroht, dass er bei dieser antinationalsozialistischen Einstellung als Arzt nicht tragbar sei. Durch die Überanstrengung in ständigem Kampf gegen die Feinde meiner Kranken erlitt ich einen schweren körperlichen und seelischen Zusammenbruch [...]. Zweimal sei er gegen seinen Willen versetzt worden. Außerdem habe man seine Verbeamtung verzögert, weil man ihm jüdische Abstammung vorgeworfen habe. In den Personalakten findet sich allerdings nirgends einen Hinweis auf den Vorwurf jüdischer Abstammung. Wie es üblich war, mussten er und seine Frau den Ariernachweis erbringen. Irgendwelche Unstimmigkeiten oder Schwierigkeiten sind dabei nicht festzustellen. Es könnte höchstens eine mündliche Nachfrage stattgefunden haben. Am 11. September 1949 wurde Ehrismann (Abb. 6) von der Spruchkammer Wiesloch als *Mitläufer* eingestuft und ihm eine *Geldsühne* von 350,- Reichsmark auferlegt. Auch die Kosten des Verfahrens in Höhe von 280,32 Reichsmark musste er tragen. Er legte keine Rechtsmittel ein, sodass der *Sühnebescheid* eine Woche später rechtskräftig wurde.⁶²



Abb. 6
Dr. Gustav Ehrismann.
Lichtbild in seinem Dienstaussweis vom 15. November 1949
(GLA, 466-2 Nr. 2067 Bl. 32).

⁶² Das Folgende nach: GLA, 465r Nr. 4609.

Im September 1949 war er kurzzeitig aus gesundheitlichen Gründen arbeitsunfähig, im Sommer 1950 *dienstbehindert* und anschließend *wegen Krankheit beurlaubt*. Der Amtsarzt des Gesundheitsamtes Heidelberg bescheinigte, dass die Voraussetzungen für eine *Zurruhesetzung* vorlägen. Am 29. November 1950 erfolgte der offizielle Antrag, am 21. Februar 1951 unterschrieb der Ministerpräsident des damaligen Landes Württemberg-Baden, Dr. Reinhold Maier, die entsprechende Urkunde, die am 30. Juni 1951 in Kraft trat. Erst 57 Jahre alt, musste Gustav Ehrismann seinen Beruf aufgeben. Auf den ersten Blick sieht dies wie eine bedauerliche Folge einer Erkrankung aus. Doch ein Schreiben des Präsidenten des Landesbezirks Baden – Landesbezirksdirektion für innere Verwaltung und Arbeit – vom 2. August 1951 macht stutzig. Darin heißt es: *Das mit Erlass vom 1. Dezember 1949 [...] gegen den Medizinalrat Dr. Gustav Ehrismann [...] eingeleitete Vorermittlungsverfahren wird [...] eingestellt und von dienststrafrechtlichen Massnahmen Abstand genommen, nachdem Medizinalrat Dr. Ehrismann auf seinen eigenen Antrag [...] in den Ruhestand versetzt worden ist. Die Kosten des Verfahrens werden niedergeschlagen.*⁶³ Was war geschehen?

Am 10. November 1949 verstarb in der Wieslocher Anstalt Irmgard Hefter. Es wurde Selbstmord durch Vergiftung festgestellt. Frau Hefter, Patientin der Anstalt, war *aus arbeitstherapeutischen Gründen* als Haushaltshilfe beim Ehepaar Ehrismann tätig gewesen.⁶⁴ Einen Tag später hielt Dr. Ehrismann in einer Protokollnotiz fest, Irmgard Hefter sei eine debile Psychopathin, die er seit 1947 in *Familienpflege* habe. Sie sei fleißig und willig gewesen und habe keine Anzeichen einer Depression gezeigt. Er schilderte die Vorgänge am 10. November aus seiner Sicht. Der Selbstmord war ihm unverständlich.⁶⁵

Anstaltsdirektor Prof. Dr. Heinrich Kranz, der seinerzeit über Albert Scheffels Todesumstände gegutachtet hatte,⁶⁶ meldete am 17. November 1949 den Selbstmord der Patientin ganz im Sinne der Aussagen von Gustav Ehrismann und fügte noch hinzu, es solle eine Auseinandersetzung mit Frau Ehrismann gegeben habe, die zu einer Kurzschlusshandlung geführt habe. Noch am selben Tag musste er allerdings nachtragen, dass Dr. Gustav Ehrismann zugegeben habe, Frau Hefters Krankengeschichte zwei Tage nach ihrem Tod durch eine neue ersetzt und die alte vernichtet zu haben. Wesentliche Änderungen habe er nach eigener Aussage nicht vorgenommen, sondern die Krankengeschichte lediglich in eine ordentliche Form gebracht. Daraufhin wurde am 1. Dezember 1949 eine Vorermittlungsverfahren eingeleitet. Dabei ergab sich, dass Frau Hefter nicht nur viel Schmutzarbeit hatte verrichten müssen, sondern möglicherweise auch von Frau Ehrismann geschlagen worden war. Das Gift hatte sie offenbar noch in der Wohnung der Eheleute Ehrismann eingenommen. Ehrismann erklärte am 14. Dezember 1949 schriftlich, er habe die lückenhafte und stichwortartige Krankengeschichte schon länger ausführlicher gestalten wollen, dies aber immer aufgeschoben, weil es ihm nicht dringlich erschienen sei; Frau Hefter werde ja noch länger in der Anstalt bleiben (Randbemerkung wohl des Ermittlers: *oho!*). Nach deren Tod habe die Krankengeschichte abgeschlossen werden müssen, dazu sei er verpflichtet gewesen. Die frühere Fassung sei damit *wertlos* geworden und habe *deshalb ohne weiteres vernichtet werden können* (Fragezeichen am Rand). Diese Auffassung wiederholte er

⁶³ GLA, 463 Zugang 1983-60 Nr. 489 (ohne Paginierung), 466-2 Nr. 2068. Am 20. Oktober 1955 nahm Ehrismann noch einmal an den Feierlichkeiten zum 50-jährigen Bestehen der Wieslocher Anstalt teil, bei der die Ereignisse während der nationalsozialistischen Herrschaft verschleiert und vertuscht wurden (JANZOWSKI [wie Anm. 40], S. 407-409, Erwähnung Ehrismanns auf S. 407).

⁶⁴ Vgl. Anm. 51 zur in Wiesloch angewendeten Arbeitstherapie.

⁶⁵ GLA, 466-2 Nr. 2069 (ohne Paginierung, darauf wird im Folgenden nicht mehr hingewiesen).

⁶⁶ Siehe Anm. 55.

bei seiner Anhörung am 21. Dezember 1949 und ausführlich schriftlich am 14. Januar 1950.⁶⁷ Obwohl Luzia Ehrismann⁶⁸ Anfang Januar 1950 alle Vorwürfe bestritt, waren ihre Aussagen über ihre Beziehungen zu Irmgard Hefter nicht völlig überzeugend. Die Herkunft des Giftes konnte übrigens nie aufgeklärt werden.

Zu dieser Zeit wurde seitens des Landesbezirkspräsidenten erwogen, Gustav Ehrismann in der *Außenfürsorge ehemaliger Anstaltsinsassen* zu verwenden, an eine andere Heil- und Pflegeanstalt oder an das Gesundheitsamt Heidelberg zu versetzen. Der dortige Betriebsrat widersprach jedoch am 31. Januar 1950 heftig. Nicht zuletzt machte er geltend, dass der Selbstmord einer Hausangestellten von Dr. Ehrismann – es wird sogar von einer möglichen zweiten gesprochen – in der Presse aufgegriffen worden sei.⁶⁹ Dieser sei deshalb als Psychiater in Prozessen angreifbar. Außerdem dürfe nicht der Eindruck entstehen, dass hier jemand versetzt werde, weil er an der Anstalt nicht mehr tragbar sei. Auch eine Versetzung an eine andere Anstalt erwies sich als nicht durchführbar.

Parallel zu den internen Erhebungen führte der Oberstaatsanwalt beim Landgericht Heidelberg ein Ermittlungsverfahren gegen Dr. Ehrismann wegen der ersetzten Krankengeschichte und zusätzlich wegen des Verdachts auf einen ärztlichen Kunstfehler bei der Behandlung von Irmgard Hefter durch. Durch Aussagen des zur Begutachtung beigezogenen Prosektors der Anstalt, Prof. Dr. Walter Neugebauer, und gerichtsmedizinische Untersuchungen erhärtete sich der Verdacht, dass Dr. Ehrismann Frau Hefter nicht richtig behandelt hatte; in der damaligen Situation sei es aber auch schwierig gewesen. Er bestritt dies. Im Übrigen sei ihm nicht bekannt gewesen, dass man im Falle eines Selbstmordes, solange die Untersuchung andauere, keine Unterlagen vernichten dürfe. Diese Haltung wurde von einem Gutachter, Prof. Dr. Kurt Schneider von der Psychiatrischen und Neurologischen Klinik der Universität Heidelberg, am 31. März 1950 als *unfasslich* und *unbegreiflich* bewertet. Im Fall einer – sogar polizeilichen – Aufklärung könne die Krankengeschichte höchstens ergänzt, aber keinesfalls vernichtet und durch eine neue ersetzt werden. Man könne Dr. Ehrismann bestenfalls zugutehalten, dass er sich gescheut habe, einen *kümmerlichen* Bericht vorzulegen. Eine ähnliche Meinung hatte bereits am 4. März 1950 der Gutachter Prof. Dr. Berthold Mueller vom Institut für gerichtliche Medizin der Universität Heidelberg vertreten: Dr. Ehrismann hätte zumindest die alte Fassung beifügen müssen.

Trotz aller Widersprüche und Verdachtsmomente stellte die Oberstaatsanwaltschaft am 23. Mai 1950 das Verfahren gegen Dr. Ehrismann ein. Ein *strafrechtlich erhebliches Verschulden* sei nicht nachweisbar.⁷⁰ Anstaltsdirektor Kranz wollte sich damit aber nicht zufrieden geben und auf jeden Fall Ehrismann als seinen derzeitigen Stellvertreter ersetzen, da es zu *ständigen Unzuträglichkeiten* komme, die sich aus der *Unzulänglichkeit des Dr. Ehrismann ergeben*. Außerdem strebte er dessen *Zurruhesetzung an, der in seiner Absonderlichkeit kaum noch als voll dienstfähig bezeichnet werden könne*. Darüber hinaus wurde ein Verweis in Aussicht ge-

⁶⁷ Bis hierhin ergibt sich meine Darstellung aus: GLA, 466-2 Nr. 2069. Im Folgenden habe ich auch herangezogen: GLA, 466-2 Nr. 2067.

⁶⁸ Im Polizeiprotokoll vom 02.01.1950 wird sie „Luise“ geschrieben (GLA, 466-2 Nr. 2067 Bl. 59; in der anderen Akte ohne Paginierung). Im Berlin Document Center (BDC) liegen zu Luzia Ehrismann keine Nachweise zur NSDAP vor (Auskunft Nicolai M. Zimmermann, Bundesarchiv, E-Mail vom 18.01.2019).

⁶⁹ Zum Tod einer zweiten Patientin, Wilhelmine Müller, vgl. GLA, 466-2 Nr. 2067 Bl. 71. Die Oberstaatsanwaltschaft sah keinen Zusammenhang mit dem Tod von Irmgard Hefter. Offenbar wurde in die Untersuchungen gegen Dr. Ehrismann auch Krankenakten der Patientin Klara Schmidt geb. Hanagarth einbezogen (GLA, 466-2 Nr. 2067 Bl. 75, 87). Näheres geht aus den Akten nicht hervor.

⁷⁰ GLA, 466-2 Nr. 2067 Bl. 69-72 (ebenfalls in Nr. 2069).

nommen.⁷¹ Ende Juli sprach ihn der Landesbezirkspräsident auch aus, weil der Beschuldigte nicht zur Beseitigung und Vernichtung der alten Krankengeschichte befugt gewesen sei. Der Anstaltsdirektor wurde angewiesen, Vorschläge für Nachfolger von Dr. Ehrismann als Stellvertreter des Direktors und Oberarzt der Frauenabteilung zu machen. Die Zustellung der Strafverfügung und die weiteren Maßnahmen wurden jedoch auf Bitten von Ehrismanns Rechtsanwalt zurückgestellt.⁷²

Inzwischen war es nämlich zu einer überraschenden Wendung gekommen. Am 12. August 1950 meldete ein Arzt der Wieslocher Anstalt dem Direktor, es bestehe der dringende Verdacht, dass Dr. Ehrismann Opiate aus den Anstaltsbeständen für sich entnommen habe. Zugleich habe er den Inhalt der entsprechenden Fläschchen mit Wasser wieder aufgefüllt, um sein Verhalten zu vertuschen. Dies habe zu nachteiligen Folgen für Patienten führen können. Nach anfänglichem Leugnen gab Gustav Ehrismann sein Verhalten zu, bestritt aber, süchtig zu sein. Er wurde sofort beurlaubt. Prof. Kranz sagte ihm immerhin zu, er wolle sich dafür einsetzen, dass die Beurlaubung *in einen Krankheitsurlaub und dann evtl. in eine Zurruesetzung wegen Krankheit übergehen würde*.⁷³ Zwei Tage später reichte Ehrismann die entsprechenden Gesuche ein. Der Landesbezirkspräsident ordnete daraufhin eine amtsärztliche Untersuchung an. Prof. Kranz unterrichtete das damit beauftragte Heidelberger Gesundheitsamt am 21. August 1950 vertraulich davon, dass Ehrismann seit einiger Zeit *im Dienst unverständliche Nachlässigkeiten und Fehlhandlungen* unterlaufen seien. Es sei über *eine geradezu peinliche Unbeherrschtheit geklagt* worden, er mache *einen abgehetzten und nervös-reizbaren Eindruck*. Insgesamt sei er *körperlich und seelisch* nicht mehr geeignet, *seinen Dienst ordnungsmässig zu versehen*.⁷⁴

Der Amtsarzt beim Gesundheitsamt Heidelberg stellte am 22. September 1950 in der Tat eine dauernde Dienstunfähigkeit infolge Krankheit fest. Zwar verneinte er eine Drogensucht, doch die Untersuchung ergab arteriosklerotische Gefäßschäden, verbunden mit einem Herzmuskelschaden und Bluthochdruck. Dies habe zu Gedächtnis- und Konzentrationsschwäche sowie *zu einem allgemeinen Rückgang der intellektuellen Leistungen geführt*.⁷⁵ Damit waren die Voraussetzungen für die vorzeitige Zurruesetzung erfüllt. Bis zum Inkrafttreten wurde Gustav Ehrismann wegen Krankheit beurlaubt. Alles nahm nun seinen bürokratischen Verlauf. Im August 1952 zog das Ehepaar dann nach Ziegelhausen bei Heidelberg um.⁷⁶

Auch der Oberstaatsanwalt wurde auf Nachfrage am 20. April 1951 vom Ausgang des Verfahrens informiert – allerdings nicht über die Entnahme der Opiate.⁷⁷ Das muss verwundern. Hätten nicht die Feststellung des Gesundheitszustandes von Gustav Ehrismann und seine erneute Entnahme von Opiaten für eigene Zwecke Anlass für eine Wiederaufnahme der Ermittlungen gegeben? Wäre es nicht angebracht gewesen, jetzt die Behandlung der Patientin Hefter und auch

⁷¹ So ein Vermerk des Präsidenten des Landesbezirks Baden vom 19.06.1959 (GLA, 466-2 Nr. 2067 Bl. 73, zum Verweis vgl. die folgenden Blätter).

⁷² GLA, 466-2 Nr. 2067 Bl. 89-92 und 99.

⁷³ GLA, 466-2 Nr. 2067 Bl. 77-80, Zitat Bl. 80. Wiederum ist nicht auszuschließen, dass die Vorwürfe dazu dienten, Ehrismann als Mitarbeiter loszuwerden (Vermutung von Frank Janzowski, E-Mail vom 14.06.2019). Konkrete Hinweise darauf gibt es nicht. Diese Frage spielt für die Beurteilung von Ehrismanns Verhalten keine wesentliche Rolle. Auch andere Anstaltsärzte waren im Übrigen drogenabhängig und gingen deshalb teilweise vorzeitig in den Ruhestand (Hinweis von Frank Janzowski, ebd.).

⁷⁴ GLA, 466-2 Nr. 2067 Bl. 97f., Zitate Bl. 98.

⁷⁵ GLA, 466-2 Nr. 2067 Bl. 107-109, Zitat Bl. 109.

⁷⁶ GLA, 466-2 Nr. 2067 (ohne Paginierung). Dort auch Einzelheiten der Regelungen und Bemühungen um Wiedereinstellung seitens Luzia Ehrismanns.

⁷⁷ GLA, 466-2 Nr. 2067 (ohne Paginierung).

ihr Verhältnis zum Ehepaar Ehrismann noch einmal genauer zu untersuchen? Wäre es nicht geboten gewesen, noch einmal nachzuforschen, ob das Giftfläschchen nicht vielleicht doch aus dem Haushalt des Ehepaares stammte? So blieben letztlich Irmgard Hefters Selbstmord und seine Vorgeschichte unaufgeklärt.

Ebensowenig erhalten wir Hinweise, in welcher Weise Ehrismanns Verhalten gegenüber „seinen“ Patienten in Emmendingen, gegenüber „Zigeunern“ und gegenüber seiner Haushaltshilfe zusammenhängen. Seine Drogeneinnahmen deuten auf eine „Flucht“ vor Problemen hin.⁷⁸ Gustav Ehrismann verstarb am 18. März 1971, seine Witwe Luzia am 30. September 1992.⁷⁹

Friedrich Spindler

Friedrich Spindler hatte nach der Untersuchung durch Dr. Gustav Ehrismann wahrscheinlich gemerkt, dass er diesmal mit einer schwereren Bestrafung als sonst rechnen musste. Am 25. April 1943 richtete er ein handschriftliches Gesuch an den Oberstaatsanwalt, ihm, der *wegen Bolidik* inhaftiert sei, den Wunsch zu gewähren, *für sein Vaterland kämpfen zu [...] dürfen*. Bei seiner jugendlichen Dummheit habe er sich nichts gedacht. Er habe es in seiner Zelle schon heftig bereut, dass er seinen Führer beleidigt habe, und bitte darum, das Verfahren einzustellen, damit er in das Heer eintreten dürfe. Am 6. Juni 1943 wiederholte er seine freiwillige Meldung (er schrieb: *widerufe*, aber aus dem Zusammenhang ist deutlich, dass er „wiederhole“ meinte). Am 2. Juli benannte er angesichts der bevorstehenden Hauptverhandlung einen Zeugen und bat darum, diesen anzuhören. Allerdings gab er nicht an, was der Zeuge aussagen könne – er war bei dem Vorfall in Sunnisheim nicht dabei gewesen und befand sich derzeit im Heilbronner Jugendgefängnis. Weiter betonte er, er habe eingesehen, dass er nicht auf dem richtigen Weg sei, und wolle ein anderer Mensch werden. Er danke Gott, dass er nun auf dem Weg zur *Volks-gemeinschaft* sei.

Mit seinen Anträgen hatte Friedrich Spindler keinen Erfolg. Seine freiwillige Meldung zur Wehrmacht wurde gar nicht behandelt und der Antrag auf Ladung des Zeugen abgelehnt, weil nicht ersichtlich sei, was er bekunden solle. Hingegen hatte am 7. Juni 1943 der Reichsminister der Justiz angeordnet, eine *Strafverfolgung* nach dem „Heimtücke-Gesetz“ von 1934 vorzunehmen. So erging dann in der kurzen Hauptverhandlung am 6. Juli 1943 das Urteil des Sondergerichts Mannheim unter Vorsitz von Amtsgerichtsdirektor Dr. Spiegel, Friedrich Spindler *als jugendlichen Schwerverbrecher wegen heimtückischer Äusserungen nach § 2 Abs. I und II des Gesetzes vom 20.12.1934 zu einem Jahr Gefängnis abzüglich drei Monate Untersuchungshaft* zu verurteilen. *Der Angeklagte hat die Kosten zu tragen*. In der Urteilsbegründung folgte das Gericht – wie schon der Oberstaatsanwalt in der Anklageschrift – vollständig Dr. Ehrismanns

⁷⁸ Selbstzeugnisse aus dem Nachlass oder Erinnerungen von Verwandten und Bekannten konnten nicht ermittelt werden. Das Ehepaar Ehrismann hatte keine Kinder. Verwandte der Ehefrau – Friedrich Schott (1913-1997) und seine Ehefrau (1917-2012) – traten noch in den 1990er-Jahren in Erbaueinandersetzen auf, sind aber inzwischen verstorben. Ob weitere Verwandte befragt werden könnten, durfte gemäß § 62 des Personenstandsgesetzes nicht mitgeteilt werden (Auskunft des Standesamtes Münster vom 15.02.2019). Das Stadtarchiv Münster konnte mir noch Angaben zu den Eltern und Geschwistern des Friedrich Schott übermitteln, jedoch nicht zu Nachkommen (Schreiben von Martina Körper vom 14.03.2019). In der Familie des Bruders von Gustav Ehrismann war dessen Leben kein Gesprächsthema. Sein Neffe Otfried Ehrismann hat von all den hier berichteten Geschehnissen nichts gewusst, obwohl seine Mutter, wie er vermutet, vieles erfahren haben dürfte (Schreiben von Otfried Ehrismann vom 02.02.2019).

⁷⁹ Mitteilung von Otfried Ehrismann vom 22.01.2019.

Gutachten. Es sei das Erwachsenenrecht anzuwenden, zumal er *eine besonders verwerfliche Gesinnung gezeigt* habe. Vom Urteil wurde im Übrigen auf Antrag vom 14. Oktober 1943 auch der Bann Sinsheim der Hitler-Jugend unterrichtet, der es dem HJ-Gericht vorlegen wollte. Friedrich Spindler hatte offenbar während seiner Unterbringung im Fürsorgeheim dieser Organisation angehört.

Nachdem Spindler zunächst in das Strafgefängnis Mannheim eingewiesen worden war, wurde er am 6. Dezember 1943 zur weiteren Strafverbüßung vom Jugendgefängnis Heilbronn in das Jugendgefängnis Stuhm in Westpreußen verlegt. Der dortige Vorstand schrieb am 21. Januar 1944 an den Mannheimer Oberstaatsanwalt, Spindler sei *ein unverbesserlicher und bösar-tiger Rechtsbrecher*, der – *völlig gemütsarm* – weiterhin *rückfällig* werde. Er beeinflusse seine Mitgefangenen *durch sein schlechtes Beispiel* und sei für den Jugendstrafvollzug *völlig untrag-bar*. Deshalb schlage er *seine Einweisung in ein Jugendschutzlager vor*. Der Oberstaatsanwalt antwortete eine Woche später, auf einen *Zigeunermischling* sollten ohnehin die Vorschriften des Jugendgerichtsgesetzes keine Anwendung finden. Er stellte anheim, sich mit der Kriminalpoli-zeistelle Karlsruhe in Verbindung zu setzen, bei der Spindler bekannt sei.

Diese Anregung war nicht mehr nötig. Bereits am 13. März 1943 hatte die Kriminalpoli-zeistelle Karlsruhe dem Oberstaatsanwalt mitgeteilt, dass Friedrich Spindler eigentlich mit den übrigen Familienangehörigen am 24. März in ein Konzentrationslager überführt werden sollte. Das werde jetzt zurückgestellt. *Es ist beabsichtigt, Friedrich Spindler nach Verbüßung der zu erwartenden Strafe ebenfalls in Vorbeugungshaft zu nehmen*. Vom Ausgang des Verfahrens wurde um Mitteilung gebeten. Mehrfach drängte die Kriminalpolizeistelle auf eine Benachrich-tigung, weil es sich bei Spindler *um einen Zigeuner-Mischling mit vorwiegend zigeunerischem Blutsanteil* handele. Am 5. April 1944 endete zwar Spindlers Haft im Gefängnis Stuhm, er er-hielt dort aber noch einmal vier Wochen *Hausarrest*. Am 3. Mai 1944 teilte dann das Gefängnis der Staatsanwaltschaft Mannheim mit, Spindler sei an diesem Tag um 18 Uhr entlassen wor-den. Er *wird mit Sammeltransport in das Konzentrationslager Auschwitz (O.S.) [Oberschlesien] (Zigeunerlager) gem. Vrfg. [gemäß Verfügung] Kripo Karlsruhe vom 29.3.44 (Tgb. N: 6 K) in Vorbeugung übergeführt*.⁸⁰

Am 16. Mai 1944 kam Friedrich Spindler in Auschwitz an und erhielt die Häftlingsnum-mer Z-9908. Wie sein Bruder Franz Spindler berichtete, wurde er der Gruppe von Sinti und Roma zugeteilt, die als Arbeitsfähige in andere Konzentrationslager überstellt werden sollten. Er machte noch den Fußmarsch dieser Gruppe vom „Zigeunerlager“ in Auschwitz-Birkenau in das Stammlager Auschwitz mit, erkrankte jedoch an Typhus und wurde zurückverlegt. Ent-weder starb er dort oder wurde zusammen mit den übrigen zurückgebliebenen 2.897 Sinti und Roma in der Nacht vom 2. auf den 3. August 1944 ermordet.⁸¹

⁸⁰ Alles nach: GLA, 507 Nr. 4720 Bl. 57ff. und Nr. 4721. Aktenzeichen des Verfahrens vor dem Sonderge-richt: So KMs 24/43; Gefangenenbuch-Nr. Jugendgefängnis Heilbronn: 176/43, Jugendgefängnis Stuhm: 624/43; Geschäftszeichen der Kripo Karlsruhe: K II - 4. K. Die Anordnung des Justizministers in: GLA, 507 Nr. 4720 Bl. 69; die Anklageschrift: Bl. 73-81; das Protokoll der Verhandlung am 06.07.1943: Bl. 99-102; das Urteil mit Begründung: Bl. 105-109; die Korrespondenz mit der HJ sowie die folgenden Vorgänge: ohne Paginierung. Die meisten Dokumente sind auch in Nr. 4721 enthalten.

⁸¹ HÄMMERLE (wie Anm. 2), S. 83. Zu den Verhältnissen in Auschwitz und speziell im „Zigeunerlager“ so-wie zur Ermordung der Sinti und Roma vgl. mit weiteren Nachweisen HAUMANN, Akte (wie Anm. 2), S. 103-184; DERS., Diamanski (wie Anm. 2), S. 136-189; FINGS (wie Anm. 3), bes. S. 76-79.

Fazit

Friedrich Spindler und Gustav Ehrismann hatten nichts miteinander zu tun. Nur das Gutachten für das Sondergericht Mannheim brachte sie in Beziehung. Ob Spindler hätte gerettet werden können, wenn Ehrismann sachgerecht begutachtet hätte, wissen wir nicht. Er wäre vermutlich trotzdem auch nach Auschwitz gekommen, vielleicht schon 1943. Möglicherweise hätten sich dort aber andere Bedingungen ergeben als bei seinem späteren Eintreffen, die ihm eine Überlebenschance eröffnet hätten. Darüber können wir nur spekulieren. Welche Schlussfolgerungen lassen sich aus den Lebenswegen beider Menschen, die nur kurz aufeinandertrafen und auf unterschiedliche Weise im nationalsozialistischen Herrschaftssystem verstrickt waren, ziehen?

Dass Dr. Ehrismann im März 1943 mit dem Gutachten beauftragt wurde, war ein Zufall. Er war noch nicht lange in Wiesloch tätig und erst zwei Wochen zuvor an das Heidelberger Gesundheitsamt abgeordnet worden. Von ihm hatte Spindler nichts Gutes zu erwarten. Seine Haltung gegenüber „Zigeunern“ wurde von den Auffassungen der „Rassenhygiene“ und den Grundsätzen der nationalsozialistischen „Rassenpolitik“ bestimmt – aus Überzeugung oder aus Opportunismus, weil er sich als kranker und möglicherweise „gebrochener“ Mann nicht erneut gegen die herrschende Politik stellen wollte. Er betäubte sich mit Opiaten, wenn ihn etwas belastete. Aber es war kein Zufall, dass ein solcher Gutachter gewählt wurde, sondern im Gegenteil kennzeichnend für das System: Wir können nicht davon ausgehen, dass Spindler von einem Psychiater begutachtet worden wäre, der sich mutig gegen die rassistischen Vorstellungen gewandt und versucht hätte, durch geschickte Formulierungen – indem er etwa das nationalsozialistische Vokabular verwendete – Spindler als Jugendlichen eine „Besserungsmöglichkeit“ hin zu einem nützlichen Glied der „Volksgemeinschaft“ zu diagnostizieren. Ob ihn ein derartiger Gutachter damit vor einer Verurteilung durch das Sondergericht und dem Zugriff der Kriminalpolizei bewahrt hätte, ist fraglich, aber nicht völlig ausgeschlossen.

Im Blick auf die Verhältnisse, die uns bei der Betrachtung der beiden Lebenswege begegnet sind, können wir noch einen Schritt weiter gehen. Friedrich Spindler, Albert Scheffel und Irmgard Hefter waren Menschen am unteren Rand der damaligen Gesellschaft. Sie waren abgestempelt. Man versuchte nicht, ihnen gerecht zu werden und gründlich zu ermitteln, was geschehen war und welche Ursachen dafür verantwortlich waren. Dr. Ehrismanns Krankheit wurde hingegen berücksichtigt, sein Verhalten blieb ohne strafrechtliche Folgen, stattdessen kam er mit seiner Versetzung von Emmendingen nach Wiesloch und später mit einer vorzeitigen Pensionierung davon. Trotz aller Vorbehalte gegen ihn wirkte hier der „Korpsgeist“, dass ein Fehlverhalten eines Psychiaters nicht auf den Stand der Psychiater und auf die psychiatrischen Kliniken zurückfallen dürfe. Außerdem ist offenkundig, dass die Justiz Menschen je nach ihrer Stellung unterschiedlich behandelte. Dr. Gustav Ehrismann erhielt immer wieder Aussichten auf neue Möglichkeiten, Friedrich Spindler hatte letztlich keine Chance.

Ein Führer der Provinz: Der Heitersheimer Bürgermeister und Fabrikant Gustav Zirlewagen¹

Von
MARC ZIRLEWAGEN

Aufstieg in der Provinz: Der Fabrikant und Ortsgruppenleiter

Seinen Aufstieg vollzog Gustav Zirlewagen (Abb. 1), der am 7. April 1900 in Heitersheim geborene Sohn eines Weinhändlers, nach einer bei der Firma Mez in Freiburg absolvierten Kaufmannslehre sowie dem ‚vaterländischen‘ Hilfs- und dem Kriegsdienst schnell und zielstrebig: Neben dem Realgymnasium, das er mit dem Einjährigen abschloss, besuchte er Handelshochschulkurse an der Universität Freiburg. Als Kommissionär schuf er sich ein Startkapital. Interessehalber beschäftigte er sich nebenbei mit dem Feld der Elektrotechnik. Auf der Suche nach einem damit verbundenen Betätigungsfeld stieß er auf eine Zeitungsannonce, nach der ein Teilhaber für die geplante Firmengründung Franka – Frankfurter Akkumulatorenbau AG gesucht wurde. Zweck der 1923 in Frankfurt a. M. gegründeten Firma waren die Herstellung und der Handel mit Akkumulatoren. Aufgrund des Missmanagements der Direktoren waren die flüssigen Geldmittel bald aufgebraucht. Zirlewagen, der die kaufmännischen Aufgaben erledigte, beteiligte sich mit einer von seinem Vater Hugo Zirlewagen gedeckten Bürgschaft in Höhe von 20.000 Goldmark. Nach dem Konkurs ging die Firma 1924 daher im Rahmen eines Zwangsvergleichs an Zirlewagen über. Er verlegte den Firmensitz 1925 nach Heitersheim. Platz für die in Franka – Süddeutsche Akkumulatorenbau AG umbenannte Firma war durch Gelände in Familienbesitz vorhanden. Die Betriebsmittel streckte sein Vater vor. Zirlewagen fing auf dieser Basis klein an und nahm weitere Kredite auf, um die Firma langsam zu entwickeln. Er errichtete neue Gebäude und erwarb Maschinen und Rohstoffe. Eine firmeneigene Schreinerei fertigte Holzkisten zur Umhüllung der Akkumulatoren an, bis hierfür Hartgummikästen Verwendung fanden. Später wandelte sie sich zur Möbel- und Fensterschreinerei. Selbst in den Zeiten der Weltwirtschaftskrise machte die Franka recht gute Geschäfte. Nachdem diese in geordneten Bahnen liefen, engagierte sich Zirlewagen für die NSDAP. Wie im übrigen Baden² tat sich diese auch in Heitersheim zunächst schwer. So endete im Oktober 1929 das insbesondere von den Nationalsozialisten propagierte Volksbegehren gegen den Young-Plan in Heitersheim in einem Fiasko: von 1.063 Wahlberechtigten ließen sich lediglich zwei in die Liste eintragen.³ Dennoch ließ sich Zirlewagen noch vor dem entscheidenden Durchbruch der NSDAP zu einem Machtfaktor nicht beirren. Bereits im Vorfeld der Reichstagswahl 1930 trat er als Sympathisant der Nationalsozialisten auf. Neben einer allgemein antidemokratisch-autoritären Einstellung – so trat er auch im eigenen Betrieb als „Herr im Haus“ auf – bewogen ihn dazu als Fabrikant insbesondere die Furcht vor einem erstarkenden Marxismus. Da er in einem vom Zentrum beherrschten Ort den Einsatz für die NSDAP aus einer Außenseiterposition heraus wagte, schei-

¹ Siehe hierzu ausführlich: MARC ZIRLEWAGEN: Lokalpolitik und Akkumulatoren – Der Heitersheimer Bürgermeister und Fabrikant Gustav Zirlewagen (1900-1963) (Das Familienarchiv 9), Norderstedt 2017.

² ERNST OTTO BRÄUNCHE: Die Entwicklung der NSDAP in Baden bis 1932/33, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 125 NF 86 (1977), S. 331-375.

³ Staufener Tagblatt vom 31. Oktober 1929.

nen seine Beteuerungen vom Glauben an die Volksgemeinschaft sowie an die Hoffnung des Wiederaufstiegs des Deutschen Reichs ehrlich gemeint zu sein. Erst am 1. Februar 1932 trat er schließlich der NSDAP bei. Mit diesem Schritt folgte er noch keinem Trend und kann kaum als Opportunismus angesehen werden. Wie schwer es der NSDAP fiel, trotz ihres Aufschwungs in Südbaden an Boden zu gewinnen, zeigte sich in Heitersheim 1932 bei drei Gelegenheiten. Den Anfang machte die Reichspräsidentenwahl 1932, als Paul von Hindenburg beim II. Wahlgang 801 Stimmen, Adolf Hitler 113 und Ernst Thälmann 51 Stimmen erhielten. Auch bei den zwei Reichstagswahlen 1932 unterlag die NSDAP dem beherrschenden Zentrum deutlich. Die Gründe hierfür sind darin zu suchen, dass die Weltwirtschaftskrise kaum Auswirkungen auf Heitersheim zeigte, von der Armenfürsorge wenig Gebrauch gemacht wurde, die Heitersheimer Industrie das Arbeitermilieu sichert und vor Ort keine Juden lebten.⁴ Vor diesem Hintergrund leistete Zirlewagen vor Ort Aufbauarbeit. Als Mitglied einer streng katholischen Familie in einem fast ausschließlich katholischen Ort forderte die Parteinahme für den Nationalsozialismus von ihm *weit mehr Mut und Standhaftigkeit*, so seine Selbsteinschätzung, *als für einen, der selbständig in der Welt stand*. Er habe persönlich und geschäftlich schwer darunter zu leiden gehabt, so Zirlewagen 1935.⁵ Er war zunächst unter anderem als Kreisfunkwart, Kreispressewart, stellvertretender Kreispropagandaleiter etc. aktiv. Außerdem war er Mitgründer der regionalen Motor-SA, der er auch bis 1933 angehörte. Ab 1932 versuchte er Heitersheim für die NSDAP zu gewinnen und wurde als Leiter der Ortsgruppe der NSDAP der führende Nationalsozialist in seiner Heimatstadt. Die Ortsgruppe bildete die kleinste, mit einer eigenen Verwaltung ausgestattete Organisationseinheit der Partei und war vor der „Machtergreifung“ noch ausschließlich „der instrumentelle Rahmen zur Wahl- und Mitgliederwerbung“. Einen Bedeutungswandel erfuhr die Ortsgruppe als „Fundament der Diktatur“ laut Carl-Wilhelm Reibel nach Ende der „Kampfzeit“. Statt parteiinterner Aufgaben sollten die Ortsgruppen ab 1933 mit Hilfe ihrer Verwaltung die Bedingungen zur ideologischen Indoktrination und zur Überwachung der Bevölkerung schaffen. Sie blieben aber für den Gesamtapparat der NSDAP von Bedeutung, da sie unter anderem die für deren Finanzierung wichtigen Mitgliedsbeiträge erhoben.⁶ Als Ortsgruppenleiter war Zirlewagen der führende Heitersheimer Nationalsozialist. So kam ihm eine maßgebliche Rolle im örtlichen Gleichschaltungsprozess⁷ nach der „Machtergreifung“ zu.

⁴ ROBERT NEISEN: „Mit Zwang kann man hier nichts erreichen“ – Drittes Reich und Nachkriegszeit, in: Heitersheim – Eine Stadt mit großer Geschichte, hg. von der Historischen Gesellschaft der Stadt Heitersheim, Heitersheim 2010, S. 142.

⁵ Privatarchiv Marc Zirlewagen, Gustav Zirlewagen an das Badische Bezirksamt Staufen am 20. April 1935.

⁶ CARL-WILHELM REIBEL: Das Fundament der Diktatur: Die NSDAP-Ortsgruppen 1932-1945, Paderborn u. a. 2002.

⁷ RUPERT HOURAND: Die Gleichschaltung der badischen Gemeinden 1933/34, Diss., Freiburg 1985.



Abb. 1
Gustav Zirlewagen im Jahr 1933
(Privatarchiv Marc Zirlewagen,
Pfaffenwiesbach).

Machtkampf in Heitersheim: Zirlewagen gegen Feuerstein

Um diese als „nationalen Erhebung“ auch äußerlich deutlich zu machen, zogen die Nationalsozialisten im Anschluss an die Reichstagswahl vom 5. März 1933 auf zahlreichen badischen Rathäusern und öffentlichen Gebäuden Hakenkreuzfahnen auf. Handelte es sich dabei noch um das Aufziehen einer reinen Parteifahne, so änderte sich dies mit dem Erlass des Reichspräsidenten vom 12. März 1933 über die vorläufige Regelung der Flaggenhissung.⁸ Danach war neben der schwarz-weiß-roten Flagge auch die Hakenkreuzflagge aufzuziehen. Dagegen konnte sich auch die Gemeinde Heitersheim nicht wehren, wie ein Bericht über die „Feier der nationalen Erhebung“ vom 17. März 1933 zeigt. Zu diesem Zeitpunkt hingen beide Fahnen:

„Nach Einholung der Flaggen am Rathaus bewegte sich der Fackelzug auf den Ochsenplatz, wo [...] unser Pg. Gustav Zirlewagen in einer Ansprache die Klassenkampfparole des bisher herrschenden Marxismus geißelte und diesem die Idee der großen deutschen Volksgemeinschaft gegenüberstellte, für welche die jetzige Regierung kämpft. Er kam dabei zu dem Schluss, dass sich das Zentrum dadurch, dass es den Marxismus die ganzen Jahre an der Macht gehalten und selbst in die gleichen Fußstapfen getreten ist, derart mit Schuld beladen hat, dass diese nur durch das völlige Verschwinden dieser Partei gesühnt werden kann.“⁹

⁸ Reichsgesetzblatt, 1933, Teil I, S. 103 (im Internet abrufbar unter: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Deutsches_Reichsgesetzblatt_33T1_021_0103.jpg).

⁹ Der Alemanne – Kampfblatt der Nationalsozialisten Oberbadens vom 18. März 1933.



Abb. 2
Das Heitersheimer Rathaus um 1930 (Privatarchiv Marc Zirlwagen, Pfaffenwiesbach).

Über die Anmeldung des Fackelzugs bei der Gemeinde ergab sich im Nachgang ein Disput zwischen dem seit 1923 amtierenden Bürgermeister Josef Feuerstein (1876-1956, Abb. 3) und Zirlwagen. Der NSDAP-Ortsgruppenleiter beklagte sich darüber in einem Offenen Brief: *Ausser den zahlreichen Schikanen unserer Bewegung und unseren Anhängern gegenüber glaubten Sie uns auch noch am Samstag vor der Wahl schikanieren zu müssen, bei der Anmeldung des Fackelzuges. Dies beweist, dass Ihnen jeder Instinkt für die politische Lage fehlt.* Und nicht nur das, Zirlwagen behauptete ferner: *Es sind uns zahlreiche Beschwerden hiesiger Bürger zugegangen, die erkennen lassen, dass Sie das Vertrauen weiter Kreise verloren haben, weil Sie eine Gerechtigkeit gegen Andersgesinnte nicht kannten.* Zirlwagen nutzte den Offenen Brief auch, um einige Vorwürfe an Feuerstein zu platzieren. So warf er ihm in polemischem Ton u.a. vor, eine *Riesenspension* zu beanspruchen und öffentliche Beleidigungen von Nationalsozialisten zu tolerieren. Zirlwagen forderte von Feuerstein, auf die Hälfte seines Gehalts sowie auf alle Pensions- und sonstigen Ansprüche an die Gemeinde zu verzichten.¹⁰ Feuerstein antwortete Zirlwagen ebenfalls mit einem Offenen Brief. In diesem wies er die Vorwürfe sachlich zurück und gab an, dass Zirlwagen den Fackelzug bei der Gemeinde beantragt habe, was aufgrund der Bestimmung des Bezirksamts nötig gewesen sei, das eine Genehmigung politischer Umzüge vorschreiben würde. Die Behauptung, das Vertrauen in der Gemeinde verloren zu haben, konterte er folgendermaßen: *Ob ich das Vertrauen weiter Kreise verloren habe oder nicht, könnte ja nur eine Wahl zeigen.* Zirlwagen äußerte in einem zweiten Offenen Brief die Ansicht, dass er den Fackelzug weder beantragt noch dazu eine Veranlassung gehabt hätte. Lediglich die Bekanntmachung des Fackelzugs von Seiten der Gemeinde habe er beantragt: *Trotz allem Gemau-*

¹⁰ Privatarchiv Oskar Feuerstein, Offener Brief (1) von Gustav Zirlwagen an Bürgermeister Josef Feuerstein vom März 1933.



Abb. 3
Zirlewagens Widersacher in Heitersheim:
Bürgermeister Josef Feuerstein (Privatarchiv
Oskar Feuerstein, Heitersheim).

schel einiger schwarzer Spiesser werden wir uns auch weiterhin erlauben, alles was uns nicht passt frisch von der Leber weg an den Mann zu bringen. Dazu zählte er auch eine politische Demonstration.¹¹ Aufgrund der mangelhaften Überlieferung im Heitersheimer Stadtarchiv lässt sich nicht klären, wie der Fackelzug tatsächlich zustande kam.

Im Zuge der Gleichschaltung der Gemeindeverwaltungen wurde Zirlewagen am 28. März 1933 auf Basis der „Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat“ vom 28. Februar 1933 vom Badischen Bezirksamt Staufen zum ehrenamtlichen Kommissar für das Bürgermeisteramt und den Gemeinderat Heitersheims ernannt. Die Kommissare waren laut Rupert Hourand ein „wichtiges Mittel der Machtergreifung auf der Kommunalebene.“¹² Aufgabe des Kommissars war es „die Verbindung mit den Verbänden der nationalen Erhebung zu halten, Bürgermeister und Gemeinderat beratend zur Seite zu stehen, hierzu Einblick in die gesamte Verwaltung zu nehmen“ und „an sämtlichen Sitzungen des Gemeinderats, Fürsorgeausschusses, Armenrats usw. teilzunehmen.“ Zu selbständiger Beschlussfassung oder Vertretung der Gemeinde war er jedoch nicht befugt. Wichtige oder weiter wirkende Beschlüsse des Gemeinderats bis zu deren Umbildung seien zu unterlassen.¹³ Eine der ersten Maßnahmen Zirlewagens war die Organisation einer Feier anlässlich Hitlers 44. Geburtstags am 20. April 1933. Dabei hob er die aus seiner Sicht errungenen Erfolge der neuen Regierung hervor, die nicht ruhen würde, bis die noch herrschende „Volksnot“ behoben sei.¹⁴

¹¹ Ebd., Offener Brief (2) von Gustav Zirlewagen an Bürgermeister Josef Feuerstein vom März 1933.

¹² HOURAND (wie Anm. 7), S. 102.

¹³ Ebd., S. 99-109.

¹⁴ Staufener Tagblatt vom 24. April 1933.

Feuersteins Amtszeit endete zum 1. Mai 1933 und Zirlewagen wurde vom Gemeinderat zum Bürgermeister-Stellvertreter gewählt. Gleichzeitig übernahm er die Geschäftsführung des Bürgermeisteramts. Eine Bürgermeisterneuwahl wurde kurz darauf vom Badischen Bezirksamt genehmigt.¹⁵ Als Bürgermeisterstellvertreter brachte sich Zirlewagen – er agitierte 1933 unter dem aus dem 25-Punkte-Programm der NSDAP entlehnten Volksgemeinschafts-Leitspruch *Gemeinnutz geht vor Eigennutz*¹⁶ – unter anderem mit einem (angenommenen) Antrag ein, wonach die Einwohner Heitersheims *soweit sie nicht in einer Krankenkasse sind, auf die Bestrahlungsgebühren des Krankenhauses eine Ermäßigung von 50 Prozent erhalten*.¹⁷ Er verkündete einen Gehaltsverzicht und erwartete auch von den übrigen Gemeindebeamten – erfolglos – einen Verzicht auf einen Teil ihres Arbeitsentgelts. Die Beamten bewiesen damit in seinen Augen, *dass ihnen der nationalsozialistische Geist des neuen Staates – Gemeinnutz kommt vor Eigennutz – noch fremd ist*. Er drohte daher an, *dass sich eine zwangsweise Herabsetzung nicht vermeiden lasse*. Von den NS-Gemeinderäten und NS-Bürgerschaftsmitgliedern erwartete er gleichzeitig, *dass sie sich ehrenwörtlich verpflichteten, von der Gemeinde als Handwerker oder Gewerbetreibende keine Aufträge anzunehmen*.¹⁸

Für die anstehende Bürgermeisterwahl kandidierte Zirlewagen gegen Feuerstein. Mit Flugblättern und in Reden machte Zirlewagen im Rahmen einer Verleumdungskampagne Propaganda gegen seinen Kontrahenten. Er übernahm dabei mit „den üblichen Versatzstücken der antirepublikanischen NS-Propaganda gegen ‚Systemvertreter‘“¹⁹ die allgemeine NS-Taktik, den politischen Gegner mit Drohungen, Belästigungen und Beschuldigungen einzuschüchtern:²⁰ Daneben warf er Feuerstein – wie schon in den Offenen Briefen – insbesondere vor, ein *Riesengehalt* zu beziehen und Ansprüche auf eine *Riesenspension* zu haben, während die Gemeinde Not leide. Damit hätte sich Feuerstein *außerhalb der Volksgemeinschaft* gestellt. Daneben machte er Stimmung gegen die angebliche Zentrums-Vetternwirtschaft. Er forderte den Rücktritt Feuersteins, im Gemeinderat müsse dann *dem nationalen Volksteil maßgeblicher Einfluss gesichert werden*. In der Zeit als Stellvertreter warb er auch damit, dass er durch seine Tätigkeit bewiesen habe, dass das Bürgermeisteramt auch nebenamtlich ausgeführt werden könne, was der Gemeinde Kosten sparen würde.²¹ Konkret forderte er, dass der Bürgermeister nur ein Gehalt in Höhe von 2.000 RM erhalten und dass das Amt nebenberuflich ausgeübt werden solle.²²

Bei der Bürgermeisterwahl am 11. Juni 1933 setzte sich Feuerstein trotz der Schmutzkampagne mit 410 zu 401 Stimmen gegen Zirlewagen durch – eine peinliche Niederlage. An diesem Ergebnis zweifelte ein Freund Feuersteins noch vor Beginn der Auszählung nicht, wie er diesem am 11. Juni schrieb. Den Wahlerfolg vor Augen rief der Autor Feuerstein dazu auf, nun ein *nationalgesinnter Bürgermeister für alle* zu sein. Da auch Hitleranhänger treu an seiner Seite gestanden hätten, dürfe er nun nicht richten und müsse großzügig sein. Die öffentlichen Vorwürfe Zirlewagens bezüglich einer Gehaltsrückzahlung solle Feuerstein aber *richtig* beantworten:

¹⁵ Der Alemanne – Kampfblatt der Nationalsozialisten Oberbadens vom 16. Mai 1933.

¹⁶ Stadtarchiv Heitersheim (StadtAH), Box 20, Fasz. 11, Rundschreiben Nr. 1 der NSDAP-Ortsgruppe Heitersheim „Der Kampf beginnt!“.

¹⁷ StadtAH, undatierte Artikelsammlung, hier: Der Alemanne – Kampfblatt der Nationalsozialisten Oberbadens, Ende Mai/Anfang Juni 1933.

¹⁸ StadtAH, Box 24, siehe (undatierter) Bericht der NSDAP-Ortsgruppe Heitersheim von Anfang Mai 1933.

¹⁹ ROBERT NEISEN: Gustav Zirlewagen, in: Baden-Württembergische Biographien, Bd. V, hg. von FRED LUDWIG SEPAINTENER, Stuttgart 2013, S. 491-493 hier, S. 492.

²⁰ HOURAND (wie Anm. 7), S. 74; StadtAH, undatierte Artikelsammlung, hier: Der Alemanne – Kampfblatt der Nationalsozialisten Oberbadens, Ende Mai/Anfang Juni.

²¹ Der Alemanne – Kampfblatt der Nationalsozialisten Oberbadens vom 8. Juni 1933.

²² StadtAH, Box 24, Akten IV/2, Fasz. 35, 1933.

*Wenn man nobel sein will, zieht man schliesslich vor lauter Noblesse den Kürzen. [...] Es weht doch bald ein anderer Wind & diese Gewaltmenschen werden auch mal schweigen müssen.*²³ Wie sehr der Autor irrte und welch Geist in Heitersheim trotz des Wahlerfolgs des Zentrums bereits herrschte, machte ein Antrag an den Heitersheimer Gemeinderat vom Kampfbundleiter für den Gewerblichen Mittelstand, Kaufmann Zähringer, vom 1. Juli 1933 deutlich. *Zum Schutze des Gewerblichen Mittelstandes, vor allem zum Schutze des schwer um die Erhaltung bzw. Wiedererlangung seines früheren Umsatzes ringenden Einzelhandels* bat er um den Beschluss *1. Jüdische Hausierer bzw. Wandergewerbetreibenden wird die Ausübung ihres Gewerbes in hiesiger Gemeinde untersagt. 2. Jüdische Händler in Manufaktur, Kurz-, Wollwaren und Bekleidung aller Art, wie überhaupt in allen Marktwaren werden zu den hiesigen Jahrmärkten nicht mehr zugelassen.* In der Begründung hieß es, dass der *Jude Dreyfuss aus Breisach* an sommerlichen Viehmarkttagen einen Verkaufswagen für Strohhüte ohne Bezahlung einer Marktgebühr oder Wandergewerbsteuer aufstellen würde, *während der einheimische Handel, der erheblich zur Umlageaufbringung herangezogen ist, auf seinem Lager sitzen bleiben kann.* In anderen Marktorten seien jüdische Händler vom Marktverkehr ausgeschlossen. Ist die Entscheidung des Gemeinderats zwar unbekannt, so ist dies doch ein eindrucksvolles Beispiel für den Wandel in Heitersheim.²⁴ Gleichwohl blieben die überzeugten Nationalsozialisten in der Minderheit.²⁵

Nicht so in Karlsruhe: Das Badische Innenministerium versagte Feuerstein am 24. Juli 1933 die Anerkennung.²⁶ Im Rahmen der Gleichschaltung verfuhr das Innenministerium mit Feuerstein wie mit vielen anderen gewählten Bürgermeistern aus den Reihen des Zentrums.²⁷ So wurde Zirlewagen Anfang August 1933 als Bürgermeister Heitersheims bestätigt. Bei seiner anschließenden Amtseinführung am 6. August gab er seiner Hoffnung Ausdruck, *dass das bisherige gute Einvernehmen zwischen Gemeinde und Kirche auch in Zukunft erhalten bleiben möge.* Frühere Gegner würden die Nationalsozialisten nicht als Menschen Zweiter Klasse behandeln. Unter das Vergangene solle man nun einen Schlussstrich ziehen. Jeder, der ehrlichen Herzens zur Mitarbeit am Wiederaufbau Deutschlands bereit sei, sei willkommen.

Nach der Selbstauflösung des Zentrums am 5. Juli 1933 forderte das Badische Bezirksamt deren Vertreter im Heitersheimer Gemeinderat zum Rücktritt auf, der am 20. September 1933 erfolgte. Spätestens ab diesem Zeitpunkt „saßen die neuen Herrscher also auch in Heitersheim fest im Sattel“.²⁸ Die Auseinandersetzung von Zirlewagen und Feuerstein ging vor diesem Hintergrund Ende 1933 in die zweite Runde. Nachdem Feuerstein 1904 bis 1933 ehrenamtlich stellvertretender Vorsitzender der Spar- und Kreditbank Heitersheim gewesen war, wurde er Ende 1933 zu dessen Vorstandsvorsitzenden berufen. In geheimer Abstimmung erhielt er 100 Stimmen, auf Zirlewagen entfielen 10 Stimmen. Vielleicht war es diese erneute Niederlage, die ihn dazu veranlasste, die Auszahlung der Bürgermeisterbezüge Feuersteins durch die Gemeinde zu torpedieren. So versagte er die Auszahlung dessen Gehalts vom 24. März bis 3. August 1933 sowie die Pension in Höhe von 60 Prozent seines zuletzt bezogenen Gehalts ab 3. August 1933. Mit dem am 16. Dezember 1933 öffentlich gemachten Flugblatt *Der Kampf beginnt!* blieb er seiner Polemik gegenüber seinem Amtsvorgänger treu und geißelte darin *unerhörte* Forderungen Feuersteins nach einer Pension als eine laufende *Belastung ohne Gegenleistung.* Feuersteins

²³ Privatarchiv Oskar Feuerstein, Brief von „H.“ vom 11. Juni 1933 ohne Absender.

²⁴ StadtAH, Box 24, 1933.

²⁵ NEISEN (wie Anm. 4), S. 141.

²⁶ StadtAH, Box 20, Fasz. 11, Badisches Ministerium des Innern an die Gemeindeverwaltung Heitersheim vom 24. Juli 1933.

²⁷ HOURAND (wie Anm. 7), S 191f.

²⁸ NEISEN (wie Anm. 4), S. 146.

Rechtsanwalt beschwerte sich daraufhin am 19. Dezember 1933 bei der NSDAP-Kreisleitung in Staufen, welche die Weiterverbreitung des Flugblatts sowie weitere Flugblätter ähnlichen Inhalts untersagte. Anfang 1934 folgte eine Klage Feuersteins gegen die Gemeinde Heitersheim. Er forderte eine Gehaltsnachzahlung zuzüglich Zinsen sowie eine Pension.²⁹ Zirlewagen lenkte daraufhin ein, er ahnte wohl, dass seine Polemiken vor Gericht nicht verfangen würden und einigte sich mit Feuerstein.³⁰ Noch war die Gleichschaltung der Justiz nicht abgeschlossen und da er Feuerstein kein Fehlverhalten belegen konnte, erschien Zirlewagen der Ausgang des Verfahrens zu ungewiss. Folgte Zirlewagen in seinem Vorgehen gegen Feuerstein zwar einer allgemeinen NS-Strategie zur Verdrängung von ‚Systemvertretern‘ so zeigte er dabei jedoch fast obsessive Züge. Ob es an Zirlewagens Halsstarrigkeit (siehe unten) lag, oder ob persönliche Differenzen aus früherer Zeit ausschlaggebend waren ist unbekannt, möglicherweise konnte Zirlewagen die Wahlniederlage gegen Feuerstein nicht verkraften.

Zirlewagens Wirken als Bürgermeister von Heitersheim

War Zirlewagen öffentlich insbesondere als Gegner des Zentrums aufgetreten, so manifestierte er seine antidemokratische Einstellung nicht nur mit der Übernahme des Bürgermeisteramts trotz Wahlniederlage, sondern auch in seiner Forderung nach der Auflösung des Zentrums. Überhaupt betrachtete er die Parteien (außer der NSDAP) als selbstsüchtig.³¹ Der Klassenkampfparole des von ihm bekämpften Marxismus stellte er die *Idee der großen deutschen Volksgemeinschaft* gegenüber.³² Um diese zu fördern, agitierte er wie dargestellt unter dem Leitspruch *Gemeinnutz geht vor Eigennutz*. Wie ernst ihm dies – zumindest nach außen hin – war, machte er mit dem Verzicht auf einen Teil seines Gehalts deutlich. Opfer für die Gemeinde und damit für das Gemeinwohl, forderte er auch von anderen. Da dies nicht mit Zwang zu erreichen war, wollte er Fortschritte und Erfolge präsentieren und ein Beispiel geben.³³ Er propagierte, die Nationalsozialisten würden *unser darniederliegendes Vaterland in wirtschaftlicher, politischer und kultureller Hinsicht wieder auf die Höhe bringen, auf die ein 60 Millionen-Volk mit großer Vergangenheit Anspruch* habe. Für den Wiederaufbau des Vaterlandes sei jeder willkommen, auch der ehemalige Gegner. Ohnehin seien es nur die Führer und die Organisation gewesen, welche bekämpft worden seien. Schließlich stellte Zirlewagen den Nationalsozialismus als eine Bewegung dar, welche der Jugend neue Ideale geben und sie vom Alkoholkonsum abhalten würde.³⁴ Um die Arbeiterschaft für den Nationalsozialismus zu gewinnen und um diesen in die Betriebe zu tragen, wurde 1927 die Nationalsozialistische Betriebszellenorganisation gegründet. Ende 1933 galt es eine Ortsgruppe in Heitersheim einzurichten, was Zirlewagen unterstützte.³⁵ Nur wenige Wochen später bezeichnete Zirlewagen Adolf Hitler bei einer *Volksweihnachtsfeier* als

²⁹ Privatarchiv Oskar Feuerstein, Schreiben von Rechtsanwalt Friedrich Drischel an Josef Feuerstein vom 31. Januar 1934.

³⁰ Privatarchiv Oskar Feuerstein, Abschrift der Ziffer I des Gemeinderatsprotokolls vom 15. März 1934, Nr. 9 vom 17. März 1934.

³¹ StadtAH, Feierliche Amtsübernahme des Bürgermeisters Gustav Zirlewagen in Heitersheim, in: Zeitungsartikel ohne Erscheinungshinweis, August 1933.

³² Der Alemanne – Kampfblatt der Nationalsozialisten Oberbadens vom 18. März 1933.

³³ Privatarchiv Marc Zirlewagen, Gustav Zirlewagen an das Badische Bezirksamt Staufen am 20. April 1935.

³⁴ Vgl. Anm. 33.

³⁵ Der Alemanne – Kampfblatt der Nationalsozialisten Oberbadens vom 29. November 1933.

Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei

Gau

Baden

Gau-Geschäftsstelle:
Karlsruhe, Kaiserstraße 133
Fernsprech-Nummer: 6806—6808
für Ferngespräche: 6802
Postsparkonto Karlsruhe 371
Bankkonto: Vereinsbank, Karlsruhe



Zentralorgan des Gaues: „Der Führer“
Geschäftsstelle der Zeitung: Waldstraße 30
Fernsprech-Nummer: 7930 und 7931
Postsparkonto Karlsruhe 2988
Schriftleitung: Waldstraße 30
Fernsprech-Nummer: 1271

Ortsgruppe Heitersheim

den 17. Juli 1933

An die

nationalsozialistischen Mitglieder
des Aufsichtsrats der Sparkasse

Heitersheim.

Der Vorstand hat auf Grund der vorliegenden Unterlagen
errechnet, dass bei einem Kontokorrentzinssatz von
6 % für das erste Halbjahr & 1933
5½ % " " zweite " "
(überzogene jeweils ½ % höher)

nur etwa die Hälfte des von der Generalversammlung zur
Zinsverbilligung zurückgestellten Betrages in Anspruch
genommen wird, sodass diese Zinssätze verantwortet werden
können.

Nun hat sich aber herausgestellt, dass vom Gewinn des
letzten Jahres schon vom Vorstand und Aufsichtsrat eine
stille Rücklage von Mk: 3000.- zur Zinsverbilligung
gemacht worden war, über die noch nicht verfügt ist.

Wir sind nun der Ansicht, dass in den vergangenen Jahren
unverantwortlich hohe Zinssätze verlangt wurden und dies
wird ja auch durch die hohen Zinsrückstände bewiesen, denn
die Leute können einfach nicht soviel bezahlen. Es ist
deshalb angebracht, den obigen verfügbaren Betrag anteils-
mässig auf die für das letzte Jahr berechneten Zinsen
gutzuschreiben, was einer Zinsverbilligung für das letzte
Jahr von ca. ¾ % entsprechen würde.

Wir sind nicht der Ansicht, dass eine Genossenachfts-
kasse ihren Mitgliedern möglichst viel Geld abknöpfen soll,
um eigenen Vermögen ausser den normalen Rücklagen anzusammeln,
sondern sie ist vielmehr dazu da, möglichst billig zu arbeiten
um den Mitgliedern möglichst grosse Vorteile zu bieten, denn
wenn die voll haftenden Mitglieder gesund sind, ist auch der
Stand der Kasse einwandfrei.



Heil Hitler!

Gustav Zirlwagen
Ortsgruppenleiter.

Öffentlichkeitsformeln fallen bei allen parteiamtlichen Schreiben weg.

Abb. 4 Von Gustav Zirlwagen unterschriebenes Schreiben der NSDAP-Ortsgruppe Heitersheim von 1933 (Privatarchiv Marc Zirlwagen, Pfaffenwiesbach).

Retter des deutschen Vaterlandes.³⁶ Der Nationalsozialismus, den Zirlewagen propagierte, stand oben stehenden Quellen zufolge für den Führergedanken, gegen die Demokratie, gegen die Parteien (insbesondere das Zentrum) und gegen den Marxismus.

Bei seiner Amtseinführung am 6. August kündigte Zirlewagen einen Sparkurs an und gab an, wie im Wahlkampf propagiert, seine Tätigkeit als Bürgermeister nebenamtlich auszuführen und auf Ganggebühren etc. zu verzichten.³⁷ War er nicht als Betriebsleiter in der Franka, so war er gewöhnlich von 10 bis 12 Uhr und ab 18 Uhr im Rathaus anzutreffen.³⁸ Zur Sicherung der Gemeindefinanzen war er bereit, sich mit Kreisleiter Erley anzulegen, was ihn schließlich das Amt kosten sollte. Wie noch zu zeigen sein wird, verweigerte er einen Gemeindeguss für ein Bauprojekt des Kreises.

Nach wenigen Monaten im Amt leitete Zirlewagen die Planung für den Bau einer Turn- und Festhalle in die Wege. Hierfür legte er im Sinne des Sparkurses der Gemeinde ein *Goldenes Buch* an, um die Zeichnung von Spenden anzuregen. Er rief zu finanziellen Opfern und zu kostenfreien Arbeitsleistungen auf, um den Bau zu ermöglichen, den die Gemeinde zu dieser Zeit finanziell nicht alleine tragen konnte.³⁹ Unterstützung erhielt Zirlewagen durch den Turnverein, dessen Interesse an der Halle so groß war, dass er dafür sein gesamtes Barvermögen zur Verfügung stellte.⁴⁰ Laut einer Meldung im „Alemannen“ übertraf auch die sonstige Bereitschaft zur Mitarbeiter die Erwartungen und wurde als Zeichen des hohen Gemeinschaftsgeists in Heitersheim gewertet.⁴¹ Ende 1934 schien der Startschuss für die Bauarbeiten gefallen zu sein: Handwerker und Hilfskräfte hatten sich zu Arbeitsleistungen bereit erklärt und eine hohe Geldsumme war gezeichnet worden.⁴² In Zirlewagens Amtszeit kam es jedoch nicht mehr zum Bau der Halle. Im Gegensatz zur – wohl nicht ohne die Drohung des Entzugs von Gemeindeaufträgen – erfolgreichen Stiftereinwerbung, war es ihm nicht gelungen genehmigungsfähige Pläne vorzulegen. Im Frühjahr 1934 ging Zirlewagen als *langjährigen Vorkämpfer im Schwimmsport* eine Modernisierung des 1927 privat errichteten Schwimmbads an.⁴³ Zirlewagen unterstützte den Besitzer 1934 bei der Renovierung der Anlage: Größer und schöner sollte sie den neuzeitlichen Forderungen Rechnung tragen. Neben dem Schwimmbad errichtete die Gemeinde auf Veranlassung Zirlewagens 1934/35 einen neuen Sportplatz. Das Wiesengelände musste unter Mithilfe der jungen Sportler eingeebnet werden. Lokale Baufirmen stellten hierfür Gleise und Loren zur Verfügung. Die Arbeiten zogen sich aufgrund der ungünstigen Geländebedingungen trotz hohen Arbeitseinsatzes in die Länge,⁴⁴ Zirlewagen wurde vor Abschluss der Arbeiten seines Amts als

³⁶ Weihnachtsfeier, in: Stauffer Tagblatt vom 27. Dezember 1934. Siehe auch in: Der Alemanne – Kampfblatt der Nationalsozialisten Oberbadens vom 29. Dezember 1934. Der Alemanne führt zusätzlich auf, dass NS-Formationen aufmarschierten und der Standortälteste W. Donner das Kommando zur Hissung der Flagge gab, wozu die Volksmenge die Hand weihevoll zum Gruß erhob.

³⁷ Siehe hierzu Anm. 33; StadtAH, Box 20, Fasz. 11, Bürgerausschuß-Protokoll vom 9. Dezember 1933. Siehe auch: Der Alemanne – Kampfblatt der Nationalsozialisten Oberbadens vom 17. August 1933.

³⁸ Gustav Zirlewagen bei seiner Aussage zum Brand vom 11. Dezember 1934. Staatsarchiv Freiburg (StAF), B 741/1 Nr. 3134: Brandsachen in Heitersheim; enthält: Brand in der Firma Gustav Zirlewagen in Heitersheim am 11. Dezember 1934.

³⁹ Der Alemanne – Kampfblatt der Nationalsozialisten Oberbadens vom 13. September 1933.

⁴⁰ Der Alemanne – Kampfblatt der Nationalsozialisten Oberbadens vom 11. April 1934.

⁴¹ Sammlung für den Bau der Turn- und Festhalle, in: Der Alemanne – Kampfblatt der Nationalsozialisten Oberbadens vom 18. Oktober 1934.

⁴² Neubau einer Turn- und Festhalle, in: Der Alemanne – Kampfblatt der Nationalsozialisten Oberbadens vom 29. November 1934.

⁴³ Der Alemanne – Kampfblatt der Nationalsozialisten Oberbadens vom 11. April 1934.

⁴⁴ Der Alemanne – Kampfblatt der Nationalsozialisten Oberbadens vom 5. September 1934; Neuer Sport-

Bürgermeister enthoben. Ein weiteres Projekt, welches Zirlewagen anging, war der Bau einer Kanalisation beiderseits der Hauptstraße. Die Vorbereitungen dafür schienen mehr Zeit in Anspruch genommen zu haben als geplant. Dass die Arbeiten im April 1935 begannen, ließ Zirlewagen daher stolz im „Alemannen“ verkünden.⁴⁵ Wie schon bei der Anlage des Sportplatzes und der Errichtung der Turn- und Festhalle, erlebte Zirlewagen auch beim Bau der Kanalisation das Ende der Arbeiten nicht mehr im Amt. Von den sonstigen Aufgaben Zirlewagens als Bürgermeister – insbesondere seine auch über die Bürgermeisterzeit hinausgehende Tätigkeit im Vorstand der Spar- und Kreditbank Heitersheim 1933 bis 1945 – ist wenig bekannt. Über seine repräsentativen Pflichten berichteten hin und wieder die lokalen Zeitungen. Wie er seine Aufgaben als Vorsitzender im Gemeinderat⁴⁶ und im Bürgerausschuss sowie bei der Dienstaufsicht über die Beamten und Angestellten der Gemeinde ausführte, ist unbekannt. Zirlewagen selbst gab im Rahmen seiner Entnazifizierung 1948/49 an, dass er als Bürgermeister nach demokratischen Grundsätzen gehandelt habe: *Keine Massnahme wurde in der Gemeinde durchgeführt, die ich nicht vom Gemeinderat beraten und genehmigen liess. Auch mit der katholischen Kirche habe er in bestem Einvernehmen gestanden. Die Vertretung der Gemeinde nach außen beurteilte Landrat Karl Vierling vom Badischen Bezirksamt Staufen im April 1935: Zirlewagen ist sehr energisch, verfißt die Interessen seiner Gemeinde auch gegenüber den Behörden mit einer an Halsstarrigkeit grenzenden Beharrlichkeit, wobei er auf Formen durchaus keinen Wert legt. Hierdurch ist er da und dort wohl schon unliebsam aufgefallen.*⁴⁷

Das Wirken Gustav Zirlewagens als Bürgermeister wurde bereits von Robert Neisen im Rahmen eines Beitrags über Heitersheim im Nationalsozialismus beurteilt. Demnach „zeigte sich Zirlewagen, der seit 1924 Inhaber der 1923 gegründeten Franka AG war und sich dort als begabter Geschäftsmann und tüchtiger Unternehmer erwies, auch in seinem politischen Amt als durchaus fähiger Kopf und verdiente sich für die Stadt Heitersheim einige Meriten.“⁴⁸ Basierend auf Zirlewagens Nachlass sowie auf den Unterlagen des Staatsarchivs Freiburg sieht Neisen die Vita von Gustav Zirlewagen als stellvertretend für den Typus des badischen NS-Kommunalpolitikers an: Als südwestdeutscher NSDAP-„Führer der Provinz“ wies der Kaufmann und Fabrikant demnach einen durchaus typischen (wirtschafts-)bürgerlichen Hintergrund auf.⁴⁹ Neisen folgt in seiner Charakterisierung dem von Michael Kißener und Joachim Scholtyseck herausgegebenen Sammelband zu NS-Biographien aus Baden und Württemberg „Die Führer der Provinz“. Zu diesen zählen sie die Ortsgruppenleiter der NSDAP. Somit wäre auch Gustav Zirlewagen erfasst, der 1932 bis 1935 die NSDAP-Ortsgruppe Heitersheim leitete. Diese „Führer“ der südwestdeutschen „Provinz“ waren laut Kißener und Scholtyseck auf dem Land näher und fassbarer als Adolf Hitler und sein Gefolge in Berlin.⁵⁰ Gustav Zirlewagen würde sich demzufolge – wie von Rudolf Lill im Vorwort zum Sammelband skizziert – in den Unterführer-Typ einreihen, der als Aufsteiger aus dem Mittelstand Parteikarriere machte. Diese waren meist Frontkämpfer, hatten nach Kriegsende Kampfverbänden und sich dann der völkisch-antisemiti-

platz, in: ebd. Ausgabe vom 15. März 1935.

⁴⁵ Kanalisation, in: Der Alemanne – Kampfblatt der Nationalsozialisten Oberbadens vom 9. April 1935.

⁴⁶ Siehe einen Bericht zur Gemeinderatssitzung, in: Der Alemanne – Kampfblatt der Nationalsozialisten Oberbadens vom 17. August 1933.

⁴⁷ StAF, B 741/1, Nr. 3417, 24-25, Notiz Landrat Vierling vom 24. April 1935.

⁴⁸ NEISEN (wie Anm. 4), S. 146.

⁴⁹ NEISEN (wie Anm. 19), S. 491-493.

⁵⁰ MICHAEL KISSENER/JOACHIM SCHOLTYSECK: Nationalsozialismus in der Provinz. Zur Einführung, in: Die Führer der Provinz – NS-Biographien aus Baden und Württemberg, hg. von MICHAEL KISSENER und JOACHIM SCHOLTYSECK (Karlsruher Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus 2), Konstanz 1997, S. 11f.

schen Bewegung angeschlossen. Aufgrund der neuen Weltanschauung hatten sie ihre früheren konfessionellen Bindungen gelöst. Außerdem hatten sie in der Weimarer Zeit „für einen angeblich genuin deutschen, antiparlamentarischen, im Innern und nach außen machtbewußten Staat plädiert oder gekämpft, den sie dann im ‚Dritten Reich‘ verwirklicht sahen. Ihm dienten sie daher überzeugt und mit äußerster Konsequenz; seine inneren Feinde, vor allem Kommunisten, Sozialisten und Juden, aber auch Anhänger des ‚politischen Katholizismus‘ suchten sie zu isolieren oder zu unterdrücken.“⁵¹ Tatsächlich lassen sich für Zirlewagen einige der biographisch-ideologische Gemeinsamkeiten erkennen, welche die Unterführer laut Lill vor 1933 verband. Obwohl bei Zirlewagen kein Anschluss an einen Kampfverband bekannt ist und er sich auch nicht direkt gegen Juden wandte, überwiegen die Gemeinsamkeiten, sodass es gerechtfertigt ist, ihn als „Führer der Provinz“ zu bezeichnen.

Machtkampf im Kreis: Erley gegen Zirlewagen

Neben Feuerstein als Gegner von Seiten des Zentrums, hatte Zirlewagen mit dem Zahnarzt Dr. Hans Erley (1900-1942, Abb. 5) einen innerparteilichen Widersacher auf Kreisebene. Erley zählte als Kreisleiter zu den „kleinen Königen“ der NSDAP, deren Macht laut Hubert Roser im Wesentlichen auf ihrer Funktion als Bindeglied zwischen der regionalen Basis und der Parteizentrale der NSDAP beruhte.⁵² Sie standen demnach synonym für den unumschränkten Parteiwillen vor Ort und standen in Konkurrenz zu den Landräten. Insbesondere achteten die Kreisleiter weder auf Rechtsvorschriften, noch auf formale Prozeduren. Sie selbst schielten auf gut dotierte Bürgermeisterposten.⁵³ Ein typischer Vertreter des von Roser skizzierten Kreisleiters war Erley. 1930 trat er der NSDAP bei, 1931 wurde er zum NSDAP-Kreisleiter von Staufen ernannt. Dort war er maßgeblich für die Hetz- und Schmutzkampagne gegen seinen jüdischen Konkurrenten, Zahnarzt Gustav Bloch in Sulzburg, verantwortlich. Im Februar 1933 ließ er ihn einer Scheinhinrichtung unterziehen und inhaftieren. Bloch durfte nach Ende seiner Haft nicht mehr praktizieren, Erley übernahm dessen Praxis samt Patientenstamm.⁵⁴ Obwohl Erley im Mai 1933 bei der Wahl zum Bürgermeister von Staufen unterlag, wurde er vom Badischen Bezirksamt für die Dauer von zwei Jahren zum kommissarischen Bürgermeister ernannt.

Die Wurzeln des Konflikts lagen, so erläuterte Zirlewagen später, in der Lieferung eines Radioapparats an Erley im Frühjahr 1932, den dieser erst nach zahllosen Mahnungen und dem Einschalten der Sparkasse Heitersheim zur Eintreibung im Januar 1935 bezahlte. Erley war laut Zirlewagen auch dafür bekannt, *dass er missliebige Personen gründlich kaltstellt*. In einem Schreiben an Landrat Vierling am 20. April 1935 führte er als Beispiel das Vorgehen Erleys gegen seinen Konkurrenten Gustav Bloch an. Die Abneigung Erleys gegen Zirlewagen verstärkte sich, als Erley auf einer Amtswalter-Tagung verkündete, in Staufen ein Kreishaus bauen zu wollen und die benötigten 15.000 RM auf die einzelnen Gemeinden umlegen wollte. Zirlewagen versagte den für Heitersheim vorgesehenen Betrag von 1.200 RM. Mit seinem offenen Auftreten gegen Erley vor einer Gruppe, die dieser vermutlich mehr als Untergebene, denn als Partei-

⁵¹ RUDOLF LILL: Vorwort, in: ebd., S. 9f.

⁵² HUBERT ROSER: NS-Personalpolitik und regionale Verwaltung im Konflikt: Kommunen und Landkreise in Baden und Württemberg 1933-1939, Diss., Mannheim 1999, S. 112-115.

⁵³ Ebd., S. 178-187.

⁵⁴ Jüdisches Leben in Sulzburg 1900-1940. Eine Materialsammlung, Sulzburg 2005, S. 75.



Abb. 5
Zirlewagens Widersacher im
Landkreis: Kreisleiter Dr. Fritz
Erley (Stadtarchiv Staufen).

genossen ansah, traf er den Machtmenschen an einer empfindlichen Stelle. Daneben machte er auch Neid bei Erley aus, da Heitersheim seiner Ansicht nach finanziell wesentlich besser aufgestellt war, als das von Erley verwaltete Staufen.⁵⁵

Als die MEZ AG in Freiburg als deren bisherige Hauptabnehmerin der Franka-Schreinerei am 5. April 1935 die Zusammenarbeit wegen mangelhafter Lieferungen aufkündigte, gingen bei der Franka keine Aufträge mehr ein. Zirlewagen sah sich gezwungen neun Schreibern aus den Reihen der 33 Franka-Mitarbeiter zu kündigen. Die Gekündigten reichten Beschwerde ein und so fand am 12. April 1935 in den Betriebsräumen der Akkumulatorenfabrik eine Untersuchung durch Regierungsrat Dr. Philipp Hessel als Vertreter des *Treuhänders der Arbeit* statt. Mit anwesend war auch Kreisleiter Erley. Zirlewagen wurde als *Ausbeuter* beschimpft, der seine Mitarbeiter schlecht behandeln, sie untertariflich entlohnen und ihnen keinen Urlaub geben würde. Zirlewagen wies die Vorwürfe zurück und auf seinen eigenen geringen Verdienst hin. Die Entlassungen seien wirtschaftlich notwendig. Die übrigen 22 Mitarbeiter der Franka, die keine Beschwerde eingereicht hatten, wurden nicht gehört.⁵⁶

Im Anschluss an die Befragung in der Franka erstatteten Hessel und Erley Bericht an Landrat Vierling. Sie führten aus, dass Zirlewagens Verhalten gegenüber seinen Arbeitern geeignet sei, nicht nur in seiner Gefolgschaft, sondern auch in Heitersheim und im ganzen Bezirk große Empörung zu erregen, da er Löhne weit unter Tarif bezahlen und die Arbeiter beschimpfen und misshandeln würde. Hessel kündigte an, sofort ein Ehrengerichtsverfahren in die Wege zu leiten. Erley berichtete außerdem, dass er Zirlewagen erfolglos nahegelegt habe seine Ämter

⁵⁵ Privatarchiv Marc Zirlewagen, Gustav Zirlewagen am 20. April 1935 an Landrat Vierling vom Badischen Bezirksamt Staufen.

⁵⁶ Privatarchiv Marc Zirlewagen, Gesprächszusammenfassung Zirlewagens vom 13. April 1935. Als Anlage zum Schreiben vom 20. April 1935 an das Badische Bezirksamt Staufen versandt.

niederzulegen. Dementsprechend teilte Vierling Zirlewagen am 12. April mit: *Dem Unterzeichneten ist bekannt, daß Sie gegenüber Ihrer Gefolgschaft ein Verhalten an den Tag legen, das den Grundsätzen nationalsozialistischer Gefolgschaftsführung direkt zuwiderläuft. Ich sehe mich wegen der Bedeutung der Angelegenheit veranlasst, Sie zu ersuchen, um Ihre sofortige Beurlaubung nachzukommen. Sollte ich innerhalb zwei Tagen nicht im Besitze eines derartigen Urlaubsgesuchs sein, so gilt die einstweilige Dienstenthebung vom Bürgermeisterposten hiermit als verfügt.*⁵⁷ Darauf bat Zirlewagen um Beurlaubung.⁵⁸

Erley schmiedete das Eisen, solange es heiß war, und richtete am 12. April ein Schreiben an die Gestapo Karlsruhe. Dieser teilte er mit, dass sich Zirlewagen *in einer Art und Weise an seiner Gefolgschaft vergangen hatte, die, nach Ausspruch des Pg. Dr. Hessel, das Schlimmste darstelle, was er bisher in einem Betriebe wahrgenommen hatte, und die schlimmer seien, als selbst bei jüdischen Betrieben.* Zirlewagen habe jahrelang untertariflich entlohnt, keinen Urlaub gewährt und 9 bis 10 Stunden täglich arbeiten lassen. Er habe seine Arbeiter mit Schimpfnamen und Grobheiten bedacht und sie unmenschlich behandelt. Nur mit Mühe habe es Erley verhindern können, dass die SA vor der Wohnung Zirlewagens demonstriert habe. Man dürfe erwarten, dass *mit äusserster Strenge gegen einen derartigen Saboteur der nationalsozialistischen Idee vorgegangen wird. Ich stelle deshalb anheim [...] zu erwägen, ob dieser Schädling und Zerstörer nationalsozialistischen Ideengutes, gleich anderen Schädlingen, die nicht zur NSDAP gehören, in Schutzhaft zu nehmen ist.*⁵⁹ Das Schreiben erzielte Wirkung: Am 18. April 1935 wurde Zirlewagen von der Gestapo verhaftet, *weil er durch sein Verhalten, insbesondere durch staatsfeindliche Betätigung die öffentliche Sicherheit und Ordnung unmittelbar gefährdet & durch unsoziales Verhalten als Betriebsführer.*⁶⁰

Zirlewagen setzte zunächst vor allem auf Landrat Vierling als außerparteiliche Autorität. Angesichts eines *unterirdischen Verleumdungsfeldzugs*,⁶¹ der sich anders als 1933 nun gegen ihn selbst richtete, kündigte er gegenüber dem Landrat an: *Ich behaupte und werde beweisen, dass es sich hier nur um eine ganz niederträchtige Hetze handelt.*⁶² Erste Unterstützung kam für Zirlewagen von unerwarteter Seite: Der Leiter der Gestapo Karlsruhe Karl Berckmüller teilte Landrat Vierling am 18. April telefonisch mit, dass die Schutzhaft für Zirlewagen aufzuheben sei. Berckmüller hielt es nicht für hinreichend geklärt, ob Zirlewagens Sicherheit wegen einer Empörung der Arbeiter gefährdet sei. Vierling sollte die Sachlage ermitteln. Noch am selben Tag setzte Vierling Zirlewagen auf freien Fuß.⁶³

Am Tag von Zirlewagens Schutzhaft vernahm Gendarmerie-Kommissar Thoma auf Weisung von Landrat Vierling einflussreiche Heitersheimer Bürger zu Zirlewagens Amtsführung. Diesen wäre es ein Leichtes gewesen, nun entweder berechnete Vorwürfe darzulegen oder eine Abrechnung vorzunehmen. Doch selbst ehemalige Gegner aus den Reihen des Zentrums gaben zu Protokoll, dass sie mit Zirlewagens Amtsführung einverstanden waren und die Gemeinde Heitersheim mit seiner Arbeit zufrieden ein könne.⁶⁴ Insbesondere aufgrund dieser Aussagen kommt Neisen im Rahmen seiner Kurzbiographie zu Gustav Zirlewagen zum Schluss, dass die-

⁵⁷ StAF, B 741/1 Nr. 3417, 1, Verhalten des Bürgermeisters Zirlewagen in Heitersheim.

⁵⁸ StAF, B 741/1 Nr. 3417, 11, Notiz Landrat Vierling vom 13. April 1935.

⁵⁹ StAF, B 741/1 Nr. 3417, 7-9, Kreisleiter Erley an die Gestapo Karlsruhe am 12. April 1935.

⁶⁰ Privatarchiv Marc Zirlewagen, Schutzhaftbefehl vom 18. April 1935.

⁶¹ Ebd., Gustav Zirlewagen: Politisch. Handschriftliche Notiz vom September 1946.

⁶² StAF, B 741/1 Nr. 3417, 7 und 13-14, Gustav Zirlewagen an Landrat Vierling am 16. April 1935.

⁶³ StAF, B 741/1 Nr. 3417, 15 und 17, Notiz Landrat Vierling vom 18. April 1935.

⁶⁴ StAF, B 741/1 Nr. 3417, 33-36, Gendarmeriekommissär Thoma an das Badische Bezirksamt Staufen am 19. April 1935: Verhalten des Bürgermeisters Zirlewagen in Heitersheim.

ser als Bürgermeister durchaus Erfolge vorzuweisen vermochte. Neisen führt Arbeitsbeschaffungsprogramme und die Beschleunigung der Finanzierung von Gemeindeprojekten durch Spenden von Heitersheimer Bürgern und unentgeltlichen Aktivitäten der Vereine und Betriebe an: „Auch ansonsten betrieb er, etwa im Fürsorgebereich, eine rigorose Sparpolitik, griff dabei aber zuweilen zu zweifelhaften Methoden und setzte Empfänger staatlicher Leistungen verbal unter Druck.“ Durch eine sparsame und effiziente Amtsführung habe sich Zirlewagen bei einigen früheren Gegnern dennoch eine gewisse Achtung verschafft. „Die vehemente Verteidigung der Heitersheimer Interessen indes wurde Z. am Ende zum Verhängnis.“ Erley hatte nur auf eine Gelegenheit zur Entmachtung Zirlewagens gewartet. An diesem Schicksal war Zirlewagen jedoch wegen seiner Herr im Haus-Mentalität gegenüber der Franka-Belegschaft auch nicht unschuldig. So vernahm Kommissar Thoma auch 18 Arbeiter der Franka. Die Befragung ergab ein ambivalentes Bild von Zirlewagens Betriebsführung, sie zeigte ebenso Zustimmung wie Ablehnung.⁶⁵ Abschließend fasste Thoma zusammen: *Die Unzufriedenheit des größten Teils der Arbeiterschaft richtet sich in der Hauptsache gegen die Lohnzahlung. Die angebliche Demonstration war wohl nicht ernst gemeint. [...] Die Stimmung in Heitersheim war und ist auch heute nicht bedrohlich.* Umfangreich nahm Zirlewagen zu den Aussagen im Anschluss Stellung. Er ging auf die Themen Lohnzahlungen, Überstunden und Behandlung der Arbeiter ein. Insbesondere wies er es von sich, dass er untertariflich bezahlt habe. Zum Arbeiten habe er dann angezogen, wenn ein Liefertermin nicht eingehalten zu werden drohte. Überstunden habe er auch nur in solchen Fällen verlangt. Schimpfnamen wolle er nur in geringer Zahl verwendet haben.⁶⁶

Nach seiner Entlassung richtete Zirlewagen am 20. April eine Beschwerde an Vierling gegen Erley wegen *unrechtmäßiger Erwirkung der Schutzhaft*. Er verwahrte sich darin gegen die Behauptung, *dass die Schutzhaft nötig sei, weil meine Gefolgschaft sowie die Bevölkerung so gegen mich aufgebracht sei, dass ich nicht sicher und die öffentliche Ruhe und Ordnung gefährdet sei.* Eine Demonstrationsabsicht seiner Arbeiter wies Zirlewagen zurück. Erley habe sich *als Helfer und Zeugen nur die Unterwelt von Heitersheim* ausgesucht, um *mich als Mensch, als Betriebsführer, als Ortsgruppenleiter und als Bürgermeister unmöglich zu machen.* Erley habe bewusst einen Eklat in der Franka herbeigeführt, um Zirlewagen zu schaden. Zirlewagen stellte beim Badischen Bezirksamt Staufen Strafantrag gegen Erley, *weil derselbe im Dienst Behörden gegenüber falsche Angaben gemacht hat, die zu meiner Verhaftung führten. Ich habe hierdurch unersetzlichen Schaden materieller und ideeller Art erlitten. Aber auch das Ansehen der Partei und des Staates hat hierdurch notgelitten. Es handelt sich um einen reinen Willkürakt, die von den obersten Behörden streng verfolgt werden soll, weil er durch sein Verhalten den Arbeitsfrieden in meinem Betrieb empfindlich gestört und sowohl den Betrieb als auch den Arbeitern großen Schaden zugefügt hat. Es wäre leicht möglich gewesen, alle Differenzen auf gütlichem Wege zu regeln.*⁶⁷

Als Fürsprecher für Zirlewagen traten am 23. April gegenüber Vierling unter anderem Gemeinderat und Fabrikant Hans Hummel sowie Fabrikant Ernst Hirtler auf. Sie schilderten die Schutzhaft als unbegründet: *Seine Person war in keiner Weise gefährdet, im Gegenteil, die Empörung der Bevölkerung namentlich auch bei der landwirtschaftlichen Bevölkerung richtet sich*

⁶⁵ StAF, B 741/1 Nr. 3417, 36-43, Gendarmeriekommissär Thoma an das Badische Bezirksamt Staufen am 19. April 1935: Verhalten des Bürgermeisters Zirlewagen in Heitersheim; ebd., B 741/1 Nr. 3417, 45-57 und Gendarmeriekommissär Thoma an das Badische Bezirksamt Staufen am 23. April 1935: Verhalten des Bürgermeisters Zirlewagen in Heitersheim.

⁶⁶ StAF, B 741/1 Nr. 3417, 59-73 und 119-143, Gustav Zirlewagen am 25. April 1935.

⁶⁷ Privatarchiv Marc Zirlewagen, Schreiben Gustav Zirlewagens vom 20. April 1935 an Landrat Vierling vom Badischen Bezirksamt Staufen.

nunmehr gegen die Inschutzhaftmaßnahmen. [...] Davon, daß die Gefahr einer Demonstration der SA gegen Zirlewagen bestand, kann keine Rede sein. Wenn heute Zirlewagen zur Wiederwahl als Bürgermeister stände, würde er bestimmt mit mindestens 80 % Stimmenmehrheit wieder gewählt werden. Die Situation ist also in Heitersheim die, daß weitaus die große Mehrheit der Bevölkerung auf seiner Seite steht und nur einzelne unzufriedene Arbeiter gegen ihn gehetzt haben.⁶⁸ Im Anschluss an das Gespräch beantragte Vierling bei der Gestapo in Karlsruhe, dass Zirlewagen wieder nach Heitersheim zurückkehren dürfe: *Meines Erachtens bestand kein Grund zur Inschutzhaftmaßnahme.*⁶⁹ Berckmüller hob am 24. April die Schutzhaftmaßnahmen gegen Zirlewagen auf und gestattete die Rückkehr nach Heitersheim. Landrat Vierling informierte die Gestapo Karlsruhe am 24. April über die Schlussmeldung der Gendarmerie vom 22. April. Diese stellte fest, dass Zirlewagen nicht gerade ein mustergültiger Betriebsführer war, *dass aber von skandalösen Zuständen auch nicht gesprochen werden kann. [...] Zirlewagen ist als Bürgermeister geachtet und namentlich bei der landwirtschaftlichen Bevölkerung, die ihn früher abgelehnt hat, beliebt geworden.*⁷⁰

Im politischen Abseits

Eine Woche später, am 27. April 1935, leitete der *Treuhänder der Arbeit* für den Bezirk Südwestdeutschland ein ehrengerichtliches Verfahren gegen Zirlewagen ein. Der Treuhänder beschuldigte Zirlewagen 1934/35 als Betriebsführer der *Franka unter Missbrauch seiner Machtstellung im Betriebe böswillig die Arbeitskraft von Angehörigen und Gefolgschaft ausgenutzt und ihre Ehre gekränkt* zu haben. Das Ehrengericht Karlsruhe erteilte Zirlewagen am 14. Mai *wegen gröblicher Verletzung der durch die Betriebsgemeinschaft begründeten sozialen Pflichten* mit einer *Verwarnung* (laut Gesetz *Warnung*) die mildeste mögliche Strafe. Das Ehrengericht machte Zirlewagen untertarifliche Bezahlung, Arbeitszeitüberschreitung, Nichtgewährung von Urlaub und beleidigende Äußerungen gegenüber der Franka-Belegschaft zum Vorwurf. Jedoch habe er weder die Machtstellung im Betrieb noch die Arbeitskraft seiner Belegschaft ausgenutzt und deren soziale Ehre gekränkt. Da Zirlewagen als Betriebsführer versagt, sich wegen seiner Nebenämter nicht ausreichend um den Betrieb gekümmert und nicht für die nötige Ordnung in ihm gesorgt habe, unterließ das Ehrengericht einen *glatten Freispruch aus formalen Gründen*, da dieser *einem gesunden Volksempfinden* nicht entsprechen würde. Die Verwarnung sollte *mit zur Erziehung der Volksgenossen im Geiste der neuen Arbeitsordnung* beitragen. Da das Ehrengericht eine Böswilligkeit Zirlewagen verneinte, legte der *Treuhänder der Arbeit* Berufung ein. Er empfand die Strafe als zu milde.⁷¹ Er ging daher in Berufung. Zur Verhandlung kam es am 30. September 1935 vor dem Reichsehrengerichtshof in Berlin. Dort entkräftete Zirlewagen die gegen ihn erhobenen Vorwürfe und erwirkte einen Freispruch. In seiner Urteilsbegründung wies der Reichsehrengerichtshof die Gedankenführung des Ehrengerichts bezüglich der *Erziehung der Volksgenossen* als verfehlt zurück. Das Urteil hielt fest: *Nach alledem sind sämtliche Anschuldigungen unbewiesen geblieben und musste der Angeklagte freigesprochen werden. Er erscheint als ein Mann, der streng gegen sich selbst ist und deshalb auch anderen nichts nachlässt. Aber von einer asozialen Gesinnung kann bei ihm keine Rede sein. Wie er sich*

⁶⁸ StAF, B 741/1 Nr. 3417, 21-22, Notiz Landrat Vierling vom 23. April 1935.

⁶⁹ StAF, B 741/1 Nr. 3417, 23, Landrat Vierling an die Gestapo Karlsruhe am 23. April 1935.

⁷⁰ StAF, B 741/1 Nr. 3417, 24-25, Notiz Landrat Vierling vom 24. April 1935.

⁷¹ StAF, B 741/1 Nr. 3417, 149-164, Urteil im Verfahren vor dem Ehrengericht Karlsruhe gegen Zirlewagen am 14. Mai 1935.

*aber als Bürgermeister durch sachliche und gerechte Amtsführung sogar die Anerkennung und das Vertrauen seiner ursprünglichen Gegner erworben zu haben scheint, konnte von ihm schon nach seiner ganzen Persönlichkeit nicht angenommen werden, dass er die Arbeitskraft seiner Gefolgschaft böswillig ausgenutzt oder ihre soziale Ehre gekränkt haben sollte.*⁷²

Der faktischen Absetzung Zirlewagens als Heitersheimer Bürgermeister durch Kreisleiter Erley am 18. April 1935, folgte am 18. Juni 1935 die Bestätigung durch das Badische Bezirksamt Staufen: Zum 30. Juni wurde Zirlewagens Ernennung zum Bürgermeister widerrufen.⁷³ Nachdem er die Hoffnungen auf eine Wiedereinsetzung als Bürgermeister also hatte begraben müssen, blieb Zirlewagen noch die Aussicht auf das NSDAP-Gaugericht Baden. Dieses sollte ihm zumindest wieder die Leitung der NSDAP-Ortsgruppe Heitersheim übertragen, die ihm Erley am 18. April quasi ebenfalls entzogen hatte. Den Weg schien ein Beschluss der III. Kammer des Gaugerichts Baden in Karlsruhe vom 25. Januar 1936 frei zu machen. Danach wurde ein gegen Zirlewagen initiiertes Verfahren eingestellt. *Der Pg. Zirlewagen war angeschuldigt die durch die Betriebsgemeinschaft begründeten Pflichten gröblichst verletzt zu haben, sich gegen die Devisenordnung vergangen zu haben, im Verdacht der Zollhinterziehung und der Brandstiftung und des Versicherungsbetruges zu stehen. Das Urteil des Reichsehrengerichtshofs ließ es dem Gaugericht jedoch als erwiesen erscheinen, dass die Anschuldigungen bezüglich der Störung des sozialen Friedens zum Teil in Unkenntnis der Rechtslage und zum Teil aus Böswilligkeit erfolgt sind.*⁷⁴ Der Rest war Schweigen.⁷⁵ Vom Reichsehrengerichtshof und vom Gaugericht rehabilitiert, wartete Zirlewagen vergeblich darauf, als Ortsgruppenleiter wieder die Geschäfte übernehmen zu können – Erley hatte sich im Machtkampf durchgesetzt. Zirlewagen verblieb im politischen Abseits und konzentrierte sich ganz auf seine berufliche Tätigkeit. Diese verlief erfolgreicher als sein lokalpolitisches Wirken. Die Franka war am 22. Juni 1935 unter Einbeziehung seines Bruders Hugo Zirlewagen (1909-1994) in eine OHG umgewandelt worden. Grund hierfür waren die in Folge eines Brandes fehlenden Finanzmittel Gustav Zirlewagens. Diese erhielt er von seinem Vater nur unter der Voraussetzung der Integration des beruflich wenig erfolgreichen Bruders Hugo. Gustav Zirlewagen blieb Betriebsführer. Durch Aufrüstung und Krieg boomte das Geschäft. Während des Zweiten Weltkrieges lieferte die Franka 60 Prozent ihrer Erzeugnisse an die Wehrmacht. Der Arbeitskräftemangel machte sich jedoch auch in der Franka immer mehr bemerkbar. Nach und nach ersetzten Zwangsarbeiter aus Polen, Frankreich und Russland die heimischen Arbeiter. Sie scheinen in der Franka den Umständen entsprechend gut behandelt worden zu sein.

⁷² Privataarchiv Marc Zirlewagen, Abschrift der Urteilsbegründung zum Ehrengerichtlichen Verfahren gegen Zirlewagen vom 30. September 1935.

⁷³ StadtAH, Box 19, Fasz. 30, Badisches Bezirksamt Staufen an Zirlewagen am 18. Juni 1935.

⁷⁴ StadtAH, Box 19, Fasz. 30, Beschluss der III. Kammer des Gaugerichts Baden in Karlsruhe vom 25. Januar 1936.

⁷⁵ Die Aktenlage lässt keinen Rückschluss auf die Entscheidung zu, warum Zirlewagen nicht wieder in seine Ämter eingesetzt wurde.

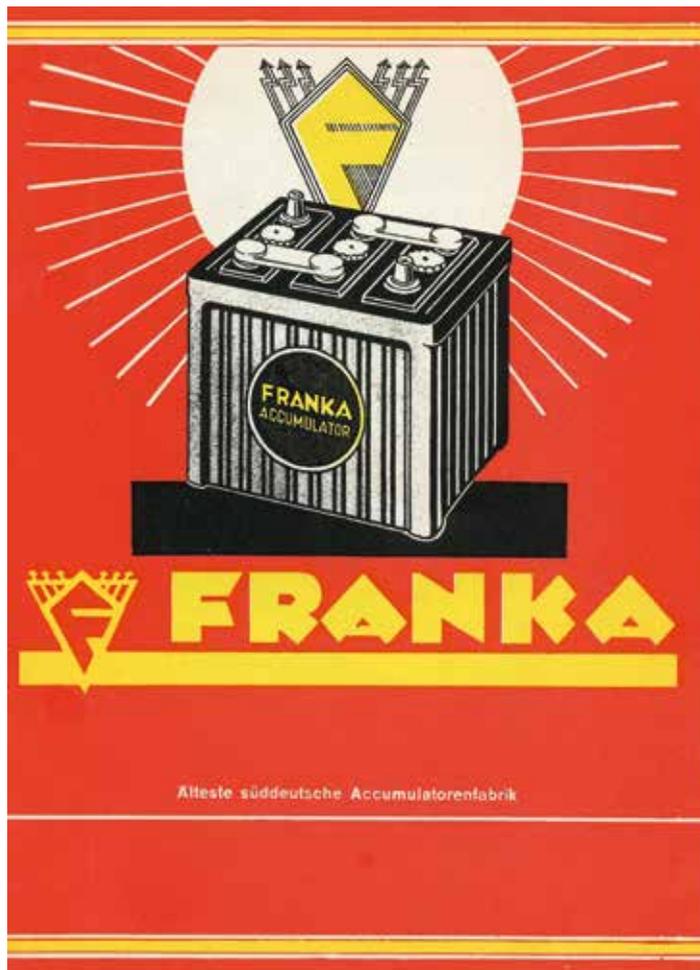


Abb. 6 Werbeprospekt der Franka um 1936 (Privatarchiv Marc Zirlewagen, Pfaffenwiesbach).

Denunziation und Haft 1944

Im Juni 1944 wurde Zirlewagen von einem Franka-Arbeiter, zu dem er im Frühjahr bei einem Gang auf den Acker gesagt habe: *Diesen Krieg verlieren wir wieder, den haben wir nur den Preußen zu verdanken*, denunziert. Außerdem soll er zu ihm gesagt haben: *Wir können nicht siegen, weil wir die ganze Welt gegen uns haben, – von mir wollen unsere Gegner nichts, die kämpfen nur gegen den Nazismus*. Auch ein Sägewerksbesitzer aus Staufen zeigte Zirlewagen im Juni 1944 an. Zu ihm habe er im Sommer 1943 gesagt: *Dieser Krieg ist verloren, wenn unsere Führer Verantwortungsgefühl hätten, würden sie Schluß machen*.⁷⁶ Zirlewagen wurde daher

⁷⁶ Privatarchiv Marc Zirlewagen, Entscheidung im politischen Säuberungsverfahren gegen Gustav Zirlewagen vom 11. Juli 1949.

am 6. Juni 1944 zum zweiten Mal von der Gestapo verhaftet. Es folgte ein Verfahren wegen Vergehens gegen das Heimtückegesetz (*Wehrkraftersetzung*). Am 8. Juli 1944 wurde er aus der Haft entlassen.⁷⁷ Über das Ende des Verfahrens sagte Zirlewagen später: *Nur dem Zufall und dem Wohlwollen des Oberstaatsanwalts Dr. Weiss, Freiburg, ist es zu verdanken, daß ich nach 2 Monaten auf freien Fuß gesetzt wurde. Der Tatbestand hätte leicht für ein Todesurteil gereicht.*⁷⁸ Als weiteren Grund für seine Freilassung gab er an: *Die Sache sah für mich sehr ungünstig aus. Aber die Zeugen bekamen es mit der Angst zu tun, als die alliierten Truppen immer näher kamen, sodaß die Sache nach einiger Verschleppung mangels Beweis eingestellt wurde.*⁷⁹ Zirlewagen sprach auch davon, dass Weiss *vorschriftswidrige Hilfe* geleistet habe. Damit war er einer von zahlreichen Personen, denen Weiss Hilfe leistete. Weiss selbst gab an, dass er von 362 anhängigen Verfahren vor dem Sondergericht Freiburg lediglich für 135 ein Hauptverfahren eröffnet habe. Im Falle von Verurteilungen habe er bei Verfahren *gegen politische und weltanschauliche Gesinnung* von hohen Strafen abgesehen und Härten durch Gnadenerweise abgemildert habe.⁸⁰ Seine heutige Beurteilung gilt als nicht einfach. Heiko Haumann sieht ihn als „Rädchen im Getriebe des Nationalsozialismus“ an, obwohl er dem NS-System in vieler Hinsicht ablehnend gegenüber gestanden und seine Stellung genutzt habe, um Bedrängten beizustehen.⁸¹

Zeit der Verantwortung: Haft und Entnazifizierung

Nach Kriegsende wurde Zirlewagen in Heitersheim symbolisch zur Verantwortung gezogen. Sein Name stand auf einer *Schwarzen Liste* der Gemeindemitglieder, die eine führende Rolle in der NSDAP gespielt hatten und durch die andere Nachteile erlitten hatten, an erster Stelle. Er sollte in der Gemeinde zur Sühne zu Arbeitsleistungen herangezogen werden.⁸² Es gelang Zirlewagen jedoch, Landrat Bachmann davon zu überzeugen, ihn von den Arbeitsleistungen freizustellen. Bachmann gegenüber entwickelte er eine Abwehrstrategie, die er auch bei seiner späteren politischen Säuberung anwenden sollte. Diese stand im Gegensatz zu seinen Darstellungen im Zuge der Auseinandersetzungen mit Kreisleiter Erley gegenüber dem Badischen Bezirksamt Staufen. Dort hatte er sich 1935 als *im striktesten Gegensatz* zur Weimarer Republik dargestellt. Er habe Mut und Standhaftigkeit gegen das katholische Umfeld bewiesen und durch sein vielfältiges Engagement für den Nationalsozialismus persönlich und geschäftlich schwer gelitten. Nach dem *Umsturz* habe er praktischen Nationalsozialismus und Pflichterfüllung vorgelebt und sich am Aufbau des neuen Staates beteiligt. Nach 1945 erschien es Zirlewagen nicht mehr opportun, dies als Erfolg darzustellen. Nun stellte er sich als aus der NSDAP ausgestoßen dar. Er habe keine Propaganda vor der Bürgermeisterwahl betrieben, sei als Ortsgruppenleiter nie bestätigt und in Gegensatz zur NSDAP geraten. Außerdem habe er sich staatsfeindlich betätigt und sei fast zum Tode verurteilt worden. Diese auf die neuen Verhältnisse besser passende

⁷⁷ StAF, G 701/2, Nr. 2702.

⁷⁸ Privatarchiv Marc Zirlewagen, Entnazifizierung. Undatierte Stellungnahme Gustav Zirlewagens im Rahmen der Spruchkammerverfahren.

⁷⁹ Ebd., *Erklärung*. Undatierte Stellungnahme Gustav Zirlewagens im Rahmen der Spruchkammerverfahren.

⁸⁰ Personalakte Dr. Eugen Weiss, StAF, C 20/5, Nr. 378.

⁸¹ HAUMANN, HEIKO: Eugen Weiss, in: Nationalsozialismus in Freiburg, Begleitbuch zur Ausstellung des Augustinermuseums in Kooperation mit dem Stadtarchiv, hg. von PETER KALCHTHALER, ROBERT NEISEN und TILMANN VON STOCKHAUSEN, Freiburg 2016, S. 162-165.

⁸² StadtAH, Box 99, Fasz. 194, Der Landrat an die Herren Bürgermeister vom 14. Juni 1945.

und durch „Persilscheine“ untermauerte Verteidigungsstrategie, deren „roten Faden“ er 1945 bis 1949 beibehielt, wusste er vor allem mit Blick auf den Kampf um seine Firma (siehe unten) flexibel auf die jeweilige Verteidigungssituation in einer Mischung aus Dichtung und Wahrheit anzupassen.

Gelegenheit hierzu bekam er zu Beginn des Jahres 1946: Überraschend wurde Zirlewagen am 26. Januar von der französischen Besatzungsbehörde verhaftet, lange blieb er im Ungewissen weswegen. Erst am 11. September 1946 erhielt er die Anklageschrift. Nach dieser warf man ihm vor, Devisen zurückgehalten und deutsches Silbergeld sowie Warenbestände nicht angemeldet zu haben. Am 6. Juni 1947 kam es zur Verhandlung vor dem *Tribunal Intermédiaire du Gouvernement Militaire de Bade à Fribourg*. An diesem Tag wurde Zirlewagen mit einer erweiterten Anklage konfrontiert. Demnach wurde er wegen *Handlungen die zur Störung der öffentlichen Ordnung Anlass geben können* angeklagt. So habe er bei Ankunft der französischen Truppen seinen Betrieb geschlossen und aus feindlicher Gesinnung gegen die alliierten Truppen die Produktion verlangsamt. Ferner wurde er wegen der *Nichtanmeldung von Gütern aus alliiertem Besitz* angeklagt. Als Zeuge vor Gericht versuchte Hugo Zirlewagen auf eine Verurteilung seines Bruders hinzuwirken. Für ihn bot sich nun die Gelegenheit aus dem Schatten des Bruders zu treten, sich für die Ende 1944 erfolgte Trennung vom Versorgungsposten in der Franka zu rächen und sich auf dessen Kosten zu bereichern. Erst nun erfuhr Gustav Zirlewagen, dass eine Denunzierung durch seinen eigenen Bruder die Ursache für die Haft war. Der Staatsanwalt hielt die *Glaubwürdigkeit des Zeugen Z.* für erschüttert, nachdem er eine Vernehmung von zehn ehemaligen Zwangsarbeitern erwirkt hatte, um angebliche Kriegsverbrechen von Gustav Zirlewagen zu belegen, *aber keiner der Zeugen hätte etwas Ungünstiges über den Angeklagten ausgesagt*. Der Vorsitzende Roy erklärt nach der Beratung des Tribunals, dass Zirlewagen trotz des geringen Werts der bei ihm gefundenen Devisen und der Silbermünzen der Nichtanmeldung für schuldig. In den übrigen Anklagepunkten wurde Zirlewagen für unschuldig erklärt. Da die Zurückhaltung ausländischer Devisen und Silbergeld *eine schwere Verletzung der Befehle der Militärregierung* darstellte, da Zirlewagen *während des Krieges der Gendarmerie die Fremdarbeiter seiner Fabrik bezeichnet hätte, deren Leistungen ihm nicht zufrieden stellend erschien* und da *der Besitz von zahlreichem Besatzungsgeld, die in Mark ausgestellt sind* einen Hinweis auf die *Art der Spekulationen, denen sich Zirlewagen Gustav hingab* darstellte, wurde Zirlewagen – beginnend mit dem 2. Februar 1946 – zu einer Gefängnisstrafe von 18 Monaten verurteilt. Die Beschlagnahmung des Besitzes von Zirlewagen wurde aufgehoben. Am 2. August 1947 wurde Zirlewagen aus der Haft entlassen.

Im Anschluss begann für ihn die politische Säuberung: Am 14. Mai 1948 entschied ein Untersuchungsausschuss, dass Zirlewagen in die Gruppe der *Minderbelasteten* einzureihen sei. Vor der Außenspruchkammer Lörrach hatte Zirlewagen zunächst Erfolg mit seiner Revision: Sie kam in einer Absichtserklärung am 25. August 1948 auf Grund eines gewissen Widerstandes gegen die Partei und wegen der erlittenen Nachteile zu dem Schluss, dass *die Voraussetzungen für eine Entlastenerklärung [...] in einem Maß gegeben sind, daß der Betroffene trotz der unzweifelhaften Förderung der Partei schon vor und insbesondere nach der Machtübernahme, als entlastet erklärt werden kann*. Dagegen erhob die Militärregierung Einspruch: Die Streitigkeiten mit der Kreisleitung seien als *reine Streitigkeiten persönlicher Art zwischen Nationalsozialisten* anzusehen. Nach Protest von Zirlewagen verfügte die Abteilung I der Spruchkammer Freiburg des Badischen Staatskommissariats für politische Säuberung am 11. Juli 1949 endgültig, dass Zirlewagen der Gruppe der Minderbelasteten zuzurechnen sei: *Die Spruchkammer war der Auffassung, daß der Betroffene vor und nach der Machtübernahme sowohl gesinnungsmäßig als in seinem ganzen Verhalten ein überzeugter und zünftiger Nationalsozialist war und den Nationalsozialismus doch in einem Maß gefördert hat, daß es in der Bevölkerung seines*

Heimatortes wohl nicht verstanden würde, wenn der Betroffene für ‚entlastet‘ erklärt würde. Andererseits hat die Spruchkammer den [...] Entlastungs- und Widerstandsmomenten dadurch Rechnung getragen, daß sie die Aberkennung des Rechts der Betriebsführung auf die Dauer der Bewährungsfrist durch Entzug des Wahlrechts ersetzt und von einer geldlichen Sühneleistung mit Rücksicht auf die nach seinem Parteiausschluß⁸³ erlittenen Nachteile (Absetzung als Bürgermeister, betriebliche Schikanen und schließlich Ausschaltung aus dem Betrieb [...]) gänzlich Abstand nimmt.

Neustart im Wirtschaftswunder

Nachdem er seine Freiheit wiedergewonnen hatte, versuchte Zirlewagen die Kontrolle über seine Fabrik zurückzuerlangen. Diese hatte er nach der Inhaftierung an seinen Bruder Hugo verloren. Er hatte ihm dessen Teilhaberschaft zwar bereits wegen des Vorwurfs der Unterschlagung gekündigt. Doch hatte Hugo Zirlewagen mit seiner Denunziation einen Weg gefunden, Gustav Zirlewagen aus der Firma hinauszudrängen. Basis hierfür war seine Einsetzung als kommissarischer Leiter durch die Militärregierung. Mit einem Antrag auf Suspendierung ging Gustav Zirlewagen gegen seinen Bruder vor. Erst am 21. Dezember 1948 urteilte das Landgericht Freiburg in seinem Sinn: Es stellte fest, dass Hugo Zirlewagen am 31. Dezember 1944 aus der Franka ausgeschieden war und die ihm als Angestellten obliegende Treupflicht verletzt hatte, als er die Verhaftung seines Bruders in die Wege geleitet hatte. Wegen der noch ausstehenden Einstufung im Säuberungsverfahren verblieb die Franka jedoch zunächst unter Zwangsverwaltung. Erst am 29. April 1949 wurde Zirlewagen die Firma übergeben. Wieder am Ruder, ging er daran die Franka zu neuem Erfolg zu führen. Das „Wirtschaftswunder“ kam ihm zu Gute. Die Franka exportierte in alle Welt, Abnehmer waren Importeure für Klein- und Zwischenhändler und Werkstätten. Das Sortiment an Starterbatterien für Pkw und Lkw war breit und ließ sie für Hersteller aus aller Welt verwenden. 1960 hatte die Franka über 50 Mitarbeiter. Sie produzierten täglich bis zu 500 Batterien. In Folge eines unverschuldeten Unfalls als Beifahrer war Gustav Zirlewagen nur noch beschränkt geschäftsfähig und konnte die Firma nicht mehr weiterführen. Er verkaufte die Franka 1962 und verstarb am 27. März 1963 an den Folgen einer Blinddarm-Routineoperation in Freiburg.

⁸³ Die im Bundesarchiv vorhandene NSDAP-Mitgliedskarte von Gustav Zirlewagen (ehemaliges Berlin Document Center, NSDAP-Gaukartei) vermerkt keinen Parteiaustritt (Auskunft des Bundesarchivs Berlin vom 16. Oktober 2002). Das „Einbringungsverzeichnis“ im Gerichtsgefängnis Freiburg vermerkt am 28. Juni 1944, dass Zirlewagen sein NSDAP-Mitgliedsbuch bei sich trug (StAF, G 701/2, Nr. 2702). Zirlewagen war es also gelungen, die Spruchkammer über seinen tatsächlichen Mitgliedsstatus zu täuschen.

Buchbesprechungen

Landes- und regionalgeschichtliche Literatur

Archäologische Erlebnisorte zwischen Odenwald und Bodensee, hg. zum 50-jährigen Bestehen des Förderkreises Archäologie in Baden e.V. von GABRIELE SEITZ, Selbstverlag, Heidelberg 2018, 237 S., ca. 260 Farb-Abb.

Geburtstage wollen gefeiert werden. Und was liegt einem Verein, der sich der Vermittlung archäologischer Forschung in Baden verschrieben hat, näher, als ein Buch herauszugeben, mit dem man vom Sofa aus, aber auch in der Realität, 50 der wichtigsten archäologischen Fundstellen und Denkmale erleben kann.

Dieses Konzept spannt den zeitlichen Bogen von dem altsteinzeitlichen Fundplatz Petersfels im Landkreis Konstanz, den Pfahlbauten am Bodensee über bronzezeitliche und hallstattzeitliche Grabhügel hin zu den zahlreichen römischen Relikten und schließt mit den mittelalterlichen Burgen, Kirchen- und Klosterbauten sowie der barocken Festung Freiburg ab. Um den Zugriff und die Übersicht zu erleichtern, wurde die Raumschaft in acht Regionen unterteilt (Odenwald, Rhein-Neckar-Region, Mittlerer Oberrhein, Nördlicher Schwarzwald, Südlicher Schwarzwald, Südlicher Oberrhein, Hochrhein und Bodensee), in denen zwei bis 15 Fundorte skizziert werden. Diese scheinbar ungleiche Verteilung spiegelt überwiegend die Besiedlungsdichte vergangener Zeiten wider. 40 Wissenschaftler haben sich frühzeitig bereit erklärt, ausgewählte Beispiele aus ihrem Tätigkeitsbereich vorzustellen. Dass sich nur drei Aufsätze (Mauer bei Heidelberg, Ölberg bei Bollschweil, Petersfels bei Engen) dem Paläolithikum widmen, zeigt, dass dieses Thema bislang nicht im Fokus der Wissenschaft stand. Da sich jungsteinzeitliche Überreste nur in Ausnahmen dazu eignen, erhalten zu werden, gibt es drei Aufsätze zu diesem Abschnitt der Geschichte. Zur Bronzezeit ist ein Beitrag zu den in Karlsruhe ausgegrabenen Grabhügeln zu nennen, von denen einer als Grünanlage besichtigt werden kann. Deutlich ausführlicher wird die Eisenzeit gewürdigt. Hier finden sich gleich sechs Aufsätze zu Grabhügeln und einer zu einer Viereckschanze. Ferner werden die frühe Eisenverhüttung von Neuenbürg im Nordschwarzwald, das *Oppidum* von *Tarodunum* bei Freiburg sowie die Höhensiedlungen auf dem Heiligenberg bei Heidelberg sowie auf dem Zähringer Burgberg gewürdigt. Dass allein 18 Beiträge der Römischen Kaiserzeit gewidmet sind, spiegelt den im Vergleich zu älteren Epochen wesentlich besseren Erhaltungsgrad der steinernen Bauwerke und ihre zahlreicher durchgeführten Konservierungen wider. Die zahlreichen Aufsätze zu den mittelalterlichen Denkmälern konzentrieren sich auf Kirchen, Klöstern und Burgen. Die frühmittelalterlichen Fundstätten sind deutlich zu gering vertreten.

Jeder Erlebnisort wird auf zwei oder drei Seiten mit vier bis sechs, überwiegend farbigen Abbildungen dargestellt (S. 10-181). Ab Seite 184 gibt es eine Übersicht über alle Fundorte, in der ihre exakte Lage, die Anfahrt sowie die wichtigste Literatur wiedergegeben werden. Da viele Denkmale sehr abgelegen sind, ist dies eine hilfreiche Angabe. Wo vorhanden, werden auch Museen oder Lehrpfade genannt. Mit diesen Daten lässt sich der Ausflug am Wochenende mit Navigationsgeräten gut vorbereiten und planen. Ein Autorenverzeichnis schließt das Buch ab. Auf den letzten Seiten ist noch Platz für persönliche Notizen. Mit seinem Format von 27,5 x 22 cm ist das Buch jedoch nur bedingt geeignet für Rucksack oder Satteltasche. Eine Verkleinerung wäre jedoch zu Lasten der großen, überwiegend reiz- und eindrucksvollen Abbildungen gegangen. Das Buch ist ein schönes Geburtstagsgeschenk, das der Förderkreis sich und seinen Mitgliedern zum 50. Jahrestag seines Bestehens gegönnt hat und zeigt einen guten Überblick über die zahlreichen archäologischen Stationen der badischen Vergangenheit, zu deren Erforschung, Konservierung und Bekanntmachung der Verein seit seiner Gründung maßgeblich beigetragen hat.

Andreas Haasis-Berner

ANNETTE BORCHARDT-WENZEL: Frauen in Baden. Ein biografischer Streifzug durch die Geschichte, Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2018, 246 S., zahlr. S/W-Abb.

In ihrem neuesten Buch zur Geschichte Badens beschäftigt sich die Germanistin, Historikerin und Journalistin Annette Borchardt-Wenzel erneut mit Frauen in Baden. Dieses Mal aber nicht nur mit Gefährtinnen von Großherzögen, sondern mit Frauen aus allen Schichten, die prägend, beispielhaft, innovativ, leidend, verfolgt oder auch „zum abscheulichen Exempel“ für ihre Zeit wurden. Diese Vielfalt an Frauenbildern umfasst Nonnen, Bürgerliche und Adlige, Gelehrte und Wissenschaftlerinnen, Reiche und Arme, politisch Engagierte und „Ami-Liebchen“ – aber keine Künstlerinnen. Der gewählte Zeitrahmen über 900 Jahre zwang die Autorin zur Auswahl, zumal sie Lebensläufe und Wirkung dieser Frauen in „Zusammenhang mit der Geschichte der Region“ bringen wollte. Neben der Einteilung in große Zeitabschnitte gliedern thematische Kapitel das Buch, ergänzt durch historische Einschübe zu Baden und zusätzliche Erklärungen zu den jeweiligen Lebenswelten vergangener Epochen, auf die sich der Leser zum besseren Verständnis einlassen soll.

Mit der Errichtung der Burg Hohenbaden um 1100 beginnt die Geschichte Badens, denn von da an nannten sich die Markgrafen „von Baden“. Unter den Markgräfinnen stechen einige besonders hervor wie die tatkräftige und intelligente Sibylla Augusta von Baden-Baden, Ehefrau des „Türkenlouis“. Sie hatte jedoch nichts für ihre evangelischen Untertanen übrig und schränkte nach dem Tod ihres liberalen Mannes 1717 deren Freiheiten drastisch ein (S. 79). Die gebildete und wissensdurstige Markgräfin Karoline Luise glänzte in der Zeit der Aufklärung durch ihr Kunstinteresse. Mit ihrer Sammelleidenschaft legte sie den Grundstock für das Naturkundemuseum und die Kunsthalle in Karlsruhe (S. 105).

In einem etwas anderen Bereich taten sich Frauen wie die „Hübschlerinnen“ hervor. Sie sollten zur Unterhaltung der angereisten adligen und kirchlichen Würdenträger während des Konzils in Konstanz beitragen (S. 40), während Soldatenweiber kriegsmüden Söldnern das Leben versüßten. Selbst Nonnen waren nicht frei von fleischlichen Gelüsten und verloren daher ihr Kloster (S. 64). Kam es zu Schwangerschaften oder gar zu Kindstötungen, so war die von Männern dominierte Welt unerbittlich, bestrafte und demütigte die ‚gefallenen‘ Frauen. Auf deren Notlage wurde erst sehr spät durch Gründung von Entbindungsanstalten eingegangen (S. 91).

Mit der Industrialisierung boten sich neue Möglichkeiten für Frauen, bisher unbekannte Berufe wie den einer Fabrikinspektorin zu ergreifen (S. 100). Allerdings verschlechterten sich dadurch die sozialen Verhältnisse für sie, denn ein Zehn-Stunden-Tag war für eine Familienmutter nur schwer zu bewältigen, wie an der hohen Säuglingssterblichkeit zu sehen ist (S. 147). Als Lehrerin durften sie Kinder unterrichten, aber um Zulassung zum Gymnasium oder gar zu einem Universitätsstudium hatten sie lange zu kämpfen. So lehnte Freiburg noch 1884 das Frauenstudium kategorisch ab (S. 152). Selbst noch 1900 wurden sie lediglich „versuchs- und probeweise“ zugelassen, hatten aber danach weiterhin einen schweren Stand. Das änderte sich auch nicht, als die Nationalsozialisten an die Macht kamen. Die in der Weimarer Zeit auf der politischen Bühne erworbene Emanzipation der Frauen war schnell beseitigt. Man schickte sie wieder zurück ins kinderreiche Heim, später in die Munitionsfabriken. Davon blieb die Reichsfrauenführerin Scholtz-Klink verschont. Diese schillernde Persönlichkeit war in dritter Ehe mit einem SS-Obergruppenführer verheiratet, der zu ihren vier Kindern weitere sechs mitbrachte. Ein elftes entstammte dieser letzten Ehe. Wie so viele blieb sie Zeit ihres Lebens eine überzeugte Nationalsozialistin, die trotzdem mit einem milden Urteil aus der Entnazifizierung hervorging.

Nicht nur in dieser Vita vermisst man Lebensdaten, Quellen- und Literaturangaben. Das Literaturverzeichnis „in Auswahl“ bietet dem forschenden Leser wenig Hilfe. Die historisch kundige Autorin wollte sich vor allem auf die Lebensereignisse konzentrieren, „die in Zusammenhang mit der Geschichte der Region von Bedeutung sind“. Ob es ihr gelang, durch die ausgewählten Lebensschicksale die Geschichte Badens zu „verdichten“, sei dem Urteil des Lesers überlassen.

Ursula Huggle

WERNER KONOLD/BERND-JÜRGEN SEITZ: Das Biosphärengebiet Schwarzwald – Mensch und Natur im Einklang, mit Beiträgen von WALTER KRÖGNER, PETER LUTZ, HILTRUD MÜLLER-SIGMUND, CHRISTIAN SUCHOMEL, WOLFGANG WERNER und WOLFHARD WIMMENAUER, Silberburg-Verlag, Tübingen 2018, 224 S., zahlr. Farb-Abb.

Der Leser des „Schau-ins-Land“ mag sich fragen, warum hier ein Buch über das Biosphärengebiet vorgestellt wird – denkt man doch in diesem Zusammenhang zunächst eher an Natur als an Geschichte. Damit können die beiden Hauptautoren und ihre Mitarbeiter jedoch schnell aufräumen. Die typischen Charakterzüge der einzelnen im Biosphärengebiet zusammengefassten Teillandschaften sind nämlich nicht nur durch Geologie, Moore, Pflanzen- und Tierwelt gekennzeichnet. Wichtig ist auch die Nutzung durch Land- und Forstwirtschaft, die das Landschaftsbild – besonders seit dem Hochmittelalter – prägt. Sie hält durch Beweidung und Mähen große Flächen offen, fördert bei entsprechender Bewirtschaftungsweise die Vielfalt an Pflanzen und Tieren und bereicherte darüber hinaus das Landschaftsbild mit typischen Gebäuden und Nutzungsrelikten wie etwa Gebüschstreifen, Mauern, ehemaligen Ackerterrassen (Stufenrainen) u.v.m. Es kommen auch die Besiedlungsgeschichte, die Burgen und Klöster, Waldgewerbe und Industrie, die geologische Grundlage und die Nutzung der mineralischen Rohstoffe zur Sprache, schließlich auch die touristische Nutzung besonders durch Wanderer.

Ein Glossar wichtiger Begriffe, ein Literaturverzeichnis und der Bildnachweis beschließen den Band. Überhaupt – die Bilder! Das Buch besticht mit teilweise großformatigen, ausgezeichneten Fotografien von Landschaften und Aussichten, Pflanzen, Tieren, geologischen Aufschlüssen, Nutzungsrelikten, Siedlungen und nicht zuletzt der Menschen, die diese Landschaft gestalten. Mit diesem Buch dürfte das Biosphärengebiet nun auch deutlich in der breiten Öffentlichkeit angekommen sein. Es stellt sicher ein Standardwerk dar, das auf den unterschiedlichsten Gebieten zahlreiche Forschungen und Projekte inspirieren wird und dem man viele Leser und Schauer (Bilder!) wünscht.

Heiko Wagner

GERD KRUMEICH: Die unbewältigte Niederlage. Das Trauma des Ersten Weltkriegs und die Weimarer Republik, Verlag Herder, Freiburg u.a. 2018, 331 S., Abb.

Gerd Krumeich, ehemaliger Professor für Geschichte an den Universitäten Freiburg und Düsseldorf, beginnt sein Werk mit der Aussage, dass der in Deutschland so viel gescholtene Versailler Vertrag ein ganz normaler Friedensschluss gewesen sei. Verglichen etwa mit dem Frieden von Brest-Litowsk, den das Deutsche Reich mit der Sowjetunion nur ein Jahr zuvor geschlossen hatte, kann man dem Autor nur zustimmen. Woher stammte dann diese vehemente Ablehnung des Versailler Vertrages vor allem in der Weimarer Republik? Der Autor listet die Gründe dafür in seinem Buch auf. Ein Hauptmotiv lag wohl darin, dass die deutschen Militärführer, allen voran Ludendorff und Hindenburg, es fertig brachten, die Schuld für die Niederlage der Heimat zuzuschieben. „Im Felde unbesiegt“ hieß die fragwürdige Parole nach dem Ersten Weltkrieg. Dabei, so der Autor, hatten vielmehr falsche Planungen der Militärs und gravierende Mängel des deutschen Verwaltungsapparates dafür gesorgt, dass Frust und Kriegsmüdigkeit an der Front und in der Heimat überhandnahmen. Wofür, so fragten sich manche Soldaten, sollte ich ‚meine Haut noch zu Markte tragen‘, wenn daheim Hunger einerseits und maßlose Bereicherung der Eliten andererseits herrschten? Der Autor verwendet für das Verhalten vieler Soldaten den Terminus „Verdünnisieren“. Immer mehr Soldaten entzogen sich nämlich, je länger der Krieg andauerte, der Einberufung und dem Dienst an der Front. Nicht wenige erkannten auch, dass die Behauptung der Propaganda, man führe einen Verteidigungskampf, nicht stimmte, vor allem wenn man die exorbitanten territorialen Kriegsziele von Militärs und nationalistischen Politikern daheim vernahm. Neben der Propagandalüge, das Heer sei von hinten erdolcht worden, trug vor allem zum Hass gegen den Versailler Vertrag und alle, die ihn gezwungenermaßen unterzeichnen mussten, bei, dass viele Deutsche schon vor dem Krieg in einer realitätsfernen Welt lebten. Man hatte ihnen weisgemacht, dass das Reich eine in der Welt benachteiligte Nation

sei, die eigentlich auf Grund ihrer Fähigkeiten und Stärke Besseres verdient hätte. Deshalb blickte man mit einiger Überheblichkeit auf andere Völker herab. Der Gedanke an eine militärische Niederlage in einem wie auch immer gearteten Krieg gegen andere Nationen schien daher weitgehend ausgeschlossen. Deshalb glaubte man nur zu gerne den Parolen der nationalistischen Scharfmacher, die nach dem Krieg die militärische Niederlage von 1918 allein den Zuständen in der Heimat zuschrieben.

Wohl aus diesen Gründen bestanden nach der Niederlage von 1945 die Alliierten darauf, dass die verantwortlichen Militärs die Kapitulation der Wehrmacht selbst unterzeichnen mussten und diesen Akt nicht auf irgendwelche Zivilisten schieben durften.

Detlef Vogel

DIETER MERTENS: Humanismus und Landesgeschichte. Ausgewählte Aufsätze, 2 Bde, hg. von DIETER SPECK, BIRGIT STUDDT und THOMAS ZOTZ (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg: Reihe B, Forschungen 218), W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2018, XIV, VII u. 1042 S.

In der hier anzuzeigenden Veröffentlichung haben die Herausgeber 32 Aufsätze des Tübinger und (seit 1991) Freiburger Mediävisten Dieter Mertens, verstreut erschienen zwischen 1976 und 2014, erneut zum Abdruck gebracht. Aus dem vorangestellten Vorwort seien die folgenden Sätze zitiert, die das wissenschaftliche Lebenswerk des Autors würdigen und zugleich den Wiederabdruck der ausgewählten Aufsätze begründen. „Dieter Mertens (1940 – 2014) hat in den Jahrzehnten seiner Tätigkeit [...] ein weitgespanntes Œuvre geschaffen, das durch die fruchtbare Verbindung von Humanismusforschung und landesgeschichtlichem Zugriff sein besonderes Profil erhalten hat. Durch seine in umfangreichen Aufsatzpublikationen eingeflossene Gelehrsamkeit und Intellektualität besitzt dieses Opus eine große und dauerhafte Ausstrahlungskraft, die weit über den Südwesten, den Oberrhein und Württemberg hinausweist.“

Zu den Schwerpunkten der Arbeit von Dieter Mertens gehörten an vorderster Stelle seine Forschungen zum oberrheinischen Humanismus. Wieder abgedruckt ist der große Aufsatz über „Jakob Wimpfeling als zentrale Gestalt des oberrheinischen Humanismus“. Der Figur des *poeta laureatus* (des gekrönten Dichters) gilt die bedeutende Abhandlung „Zu Sozialgeschichte und Funktion des poeta laureatus im Zeitalter Maximilians I.“; anzuschließen sind die Darlegungen zum „Preis der Patronage. Humanismus und Höfe“. Die Humanisten waren keine weltabgewandten Gelehrten. Zu begrüßen sind deshalb der Wiederabdruck der beiden folgenden Arbeiten: „Zum politischen Dialog bei den oberdeutschen Humanisten“ und „Die Instrumentalisierung der ‚Germania‘ des Tacitus durch die deutschen Humanisten“, sowie die Erstveröffentlichung der Freiburger Abschiedsvorlesung „Humanismus und Türken“. Zum Verständnis des Humanismus unentbehrlich sind die Ausführungen von Dieter Mertens zu Petrarcas Deutung seiner eigenen Dichterkrönung auf dem römischen Kapitol im Jahr 1341 und seines Aufstiegs zum Mont Ventoux 1336 („Mont Ventoux, Mons Alvernae, Kapitol und Parnass [...]“). Einen Ausblick in den „Späthumanismus“ und in die Humanismus-Forschung im 18. Jahrhundert bieten die Aufsätze „Julius Wilhelm Zinzgref und das Problem des Späthumanismus“ sowie „Joseph Anton von Riegger (1742 – 1795) als Erforscher des oberrheinischen Humanismus“. Gleichsam eingerahmt werden die genannten Arbeiten durch den Ausblick auf die Realität des (spät-)mittelalterlichen Bildungswesens („Alltag an Schulen und Universitäten am Oberrhein um 1500“) und auf die Gründung der Universität Freiburg („Von der Supplik zur Eröffnungsfeier. Das Gründungsjahr fünf der Universität Freiburg“).

Dass Dieter Mertens seine Humanismusforschungen immer auch in einen weiteren landes- und reichsgeschichtlichen Kontext stellte, belegen die acht Arbeiten, die unter der Überschrift „Habsburg und der Oberrhein, das Reich und Europa“ zusammengestellt sind. Sie betreffen die Rolle des Elsass für Kaiser Maximilian I. („Maximilian I. und das Elsass“, „Elsässer als Räte Kaiser Maximilians I.“) und das Selbstverständnis der Habsburger von ihrer Herkunft („Die Habsburger als Nachfahren und als Vorfahren der Zähringer“, so der auf den ersten Blick widersprüchliche Titel). Grundlegend für das Wesen des spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Reichtags ist der Aufsatz „Uss notdurften der hl. christenheit,

reichs und sonderlich deutscher nation'. Der Freiburger Reichstag in der Geschichte der Hof- und Reichstage des späten Mittelalters". In einen wenig beachteten Aspekt führt der Beitrag „Der Reichstag und die Künste“. Nochmals mit dem Phänomen der Dichterkrönung – hier „aus der Bodenperspektive der zeitgenössischen universitären Praxis“ – beschäftigt sich der Aufsatz „Die Dichterkrönung des Konrad Celtis. Ritual und Programm“. Dem Türkenkrieg gelten abermals die Abhandlungen: „Sebastian Brant, Kaiser Maximilian, das Reich und der Türkenkrieg“ sowie „Europäischer Friede und Türkenkrieg im Spätmittelalter“.

Neben der Geschichte des Landes am Oberrhein galt das wissenschaftliche Interesse von Dieter Mertens „Württemberg und Schwaben“. Zwei der in diesem Kapitel (dem ersten des zweiten Bandes) erneut abgedruckten Aufsätze widmen sich wieder dem Humanismus: „Eberhard im Bart und der Humanismus“ sowie „Bebelius ... patriam Sueviam ... restituit'. Der poeta laureatus zwischen Reich und Territorium“. In zwei weiteren Beiträgen geht Mertens in akribischen Quellenstudien „dem Formierungsvorgang eines [Adels-] Geschlechtes“ im 11. Jahrhundert nach, das die Geschichte Schwabens maßgeblich prägen wird: „Beutelsbach und Wirtemberg im Codex Hirsaugiensis und in verwandten Quellen“ und „Vom Rhein zur Rems. Aspekte salisch-schwäbischer Geschichte“.

Aus dem folgenden Bereich „Geschichtsschreibung und Landesdiskurs“ dürfte für den Leser dieser Zeitschrift der Aufsatz „Geschichte und Dynastie – zu Methode und Ziel der ‚Fürstlichen Chronik‘ Jakob Mennels“ von besonderem Interesse sein, gefolgt von quellenkritischen Untersuchungen zum „Straßburger Ellenhard-Codex in St. Paul im Lavanttal“ (steht dieser doch am Beginn der städtischen Geschichtsschreibung Straßburgs). War Schwaben im Bewusstsein der Zeitgenossen auch nach dem Ende des schwäbischen Herzogtums noch ein „Land“? Dieser Frage geht der Aufsatz „Spätmittelalterliches Landesbewusstsein im Gebiet des alten Schwaben“ nach. Grundfragen einer deutschen Nationalhistoriographie vom Hochmittelalter bis zum Humanismus thematisieren die Abhandlungen „Deutsche Nationalgeschichte um 1500: Soziale, formale und materiale Konstituenten“ sowie „Caesar, Arminius und die Deutschen. Meistererzählungen und Aitiologien“.

Das Schlusskapitel der ausgewählten Aufsätze bilden vier Arbeiten zur Kirchen- und Klosterreform im Spätmittelalter. Der Autor untersucht „Monastische Reformbewegungen des 15. Jahrhunderts: Ideen – Ziele – Resultate“, sodann „Klosterreform als Kommunikationsereignis“ (mit Ausführungen zum Begriff der „reformatio“ und zum „actus reformationis“). Analysiert wird ferner das Verhältnis der Freiburger Kartause zur Universität Freiburg, vor allem am Beispiel des Johannes Keßlin und des Gregor Reisch, „die [beide] vor ihrem Ordenseintritt der Universität verbunden gewesen waren“ („Die Freiburger Kartause und die Universität“). Der letzte Beitrag der Aufsatzauswahl: „Der Humanismus und die Reform des Weltklerus im deutschen Südwesten“, lenkt den Blick wieder zurück zum oberrheinischen Humanismus. Mertens betont die „Konkurrenz zwischen dem weltpriesterlichen Pfarr- und Seelsorgeklerus und den Priestermonichen der Bettelorden“, um sich sodann den Reformgedanken von drei Vertretern des „Systems Weltklerus“ zuzuwenden: Johannes Geiler von Kaysersberg, Jakob Wimpfeling und Jacobus Philippi (aus Kirchhofen im Breisgau).

Den Herausgebern der „Ausgewählten Aufsätze“ und der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg ist Dank zu sagen, dass grundlegende Beiträge von Dieter Mertens zu „Humanismus und Landesgeschichte“ nunmehr in handlicher Form der weiteren wissenschaftlichen Arbeit zugänglich gemacht worden sind.

Horst Buszello

ADALBERT METZINGER: Menschen im Widerstand: Mittelbaden 1933-1945 (Sonderveröffentlichung des Kreisarchivs Rastatt 13), Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2017, 176 S., zahlr. Farb- u. S/W-Abb.

Das Titelbild dieses Buches zeigt die historische Fotografie einer bemerkenswerten Aktion: Unmittelbar vor der Märzwahl des Jahres 1933 übermalte der Sozialdemokrat Adolf Benz eine Wahlkampfpapare der

NSDAP am Amalienberg-Felsen bei Gaggenau mit einem Esel, sodass einen Tag lang nun gewissermaßen statt „Wählt Hitler“ weithin zu lesen war: „Wählt Hitler, [ihr Esel]“. Es sind alltägliche, spontane Aktionen aus der Bevölkerung wie diese, die den Schwerpunkt in dem Buch von Adalbert Metzinger über den Widerstand gegen den Nationalsozialismus in den jetzigen Kreisen Baden-Baden und Rastatt sowie dem früheren Kreis Bühl bilden. Der Autor, aus Ottersweier stammender promovierter Erziehungswissenschaftler und Pädagoge, hat in diesem Buch nach langjährigen Forschungen zahlreiche Facetten widerständigen Verhaltens und die damit verbundenen Einzelbiographien zusammengestellt.

Nach einer Einleitung, in welcher der Autor seine persönlichen Motivationen vorstellt, folgt eine Erläuterung des sehr weit gefassten Widerstandsbegriffs, den Metzinger seiner Darstellung zugrunde legt und den er aus der Beschäftigung mit einschlägigen Autoren wie von Hellfeld, Bosch, Steinbach, Markmann, Löwenthal, Broszat, Hüttenberger, Gotto, Hockerts und Repgen entwickelt hat. Metzinger spricht sich gegen eine Verengung des Widerstandsbegriffs aus, die nur den aktiven, politisch-militärischen und auf Umsturz zielenden Widerstand als solchen anerkennt. Vielmehr möchte er auch individuelle Aktionen der „alltäglichen Resistenz“ berücksichtigen wissen, die er mit den Begriffen „Zivilcourage“, „Verweigerung“ und „Dissidenz“ überschreibt (S. 15f). Es sei notwendig, „die oppositionellen Verhaltensweisen des ‚kleinen Mannes‘ und der ‚kleinen Frau‘, ihr Widersetzen und ihre Verweigerungsformen im Alltagsleben des NS-Regimes stärker zu berücksichtigen und vermehrt in das öffentliche Blickfeld zu rücken.“ (S. 14). Diesem Ansatz folgend beschreibt der Autor in der Folge ein großes Spektrum widerständigen Handelns gegen das nationalsozialistische Regime. Vorgesaltet ist noch ein Abschnitt, in dem der Autor die Vorgehensweise der Gestapo beschreibt. Deren System stützte sich unter anderem auf Denunziationen aus den Reihen der Bevölkerung. An Fallbeispielen von NS-Opfern schildert Metzinger, welche schlimmen, ja tödlichen Folgen eine Denunziation bei der Gestapo haben konnte. In drei längeren Abschnitten beleuchtet der Autor danach anhand von zahlreichen Einzelfällen den Widerstand aus der Arbeiterbewegung (KPD und SPD), das widerständige Verhalten, das sich innerhalb der beiden Großkirchen, aber auch bei den „Zeugen Jehovas“ entwickelte, sowie die Widerstandshandlungen mehrerer Pädagogen und Lehrer. Eigens gewürdigt wird der bemerkenswerte Einsatz des Polizeioffiziers Werner Helfen, der im August 1944 wegen „Wehrmittelbeschädigung“ zum Tode verurteilt worden war, den Krieg aber durch Flucht während eines Transports überleben konnte. Nicht vergessen werden die mutigen Zivilisten, die in mehreren Orten verhinderten, dass die anrückenden alliierten Verbände ihre Ortschaften zerstörten und bewirkten, dass die Übergabe der Ortschaften gewaltfrei verlaufen konnte. Lebensgefährlich war die Desertation von Soldaten in den letzten Kriegstagen. Metzinger berichtet hier von vier Fällen, bei denen Soldaten aus oder in der Region wegen sogenannter „Fahnenflucht“ standrechtlich hingerichtet wurden. Metzinger beschreibt schließlich noch seinen Kontakt zu Anneliese Knoop-Graf. Die jüngere Schwester des hingerichteten „Weiße-Rose“-Mitglieds Willi Graf lebte seit 1969 in Bühl-Waldmatt. Den Band beschließen der Anmerkungsapparat, ein ausführliches Literaturverzeichnis sowie ein eigener Bildteil mit Abbildungen in der für den Verlag Regionalkultur signifikant hohen Qualität.

Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass Adalbert Metzinger ein bedeutsames Buch geschrieben hat. Dessen besondere Qualität liegt darin, viele Namen und Schicksale von weniger bekannten Widerständlern und NS-Opfern zu dokumentieren, die ansonsten eher nicht im Fokus stehen und bei denen man befürchten muss, dass sie in Vergessenheit geraten würden. Allerdings muss man auch erwähnen, dass das vorliegende Buch nicht besonders nutzerfreundlich aufgebaut ist. Für die zahlreichen Anmerkungen muss man nach hinten in den Apparat blättern. Dort sind für die Literatur nur Kurztitel genannt, sodass man noch einmal weiter zum Literaturverzeichnis blättern muss. Das ist auf die Dauer kompliziert und lästig. Auch dass die Abbildungen ganz ans Ende des Buches gerückt wurden, ist keine gute Lösung. Denn diese fehlen zuvor als auflockernde Illustrationen, sodass sich deshalb dem Leser oft eine mühsame Textwüste zeigt. Stilistisch macht es einem der Autor auch nicht immer leicht: So muss man beispielsweise im Fließtext nicht ständig erwähnen, aus welcher Tageszeitung relevante Artikel stammen, wenn diese im Anmerkungsapparat dann ohnehin genannt werden. Das ist unschön. Sehr viele, deutlich zu

lange Zitate tun ihr Übriges. Dies mag bei Quellenausügen noch vertretbar sein, der Autor zitiert aber vielfach auch längere Passagen aus der Sekundärliteratur. Ein weitaus konsequenteres Lektorat hätte hier sicherlich zu einer sinnvollen Straffung des Textes beigetragen.

Trotz dieser Mängel in der Darstellungsweise lässt sich sagen, dass Adalbert Metzinger sein selbst gestecktes Ziel, gerade auch den alltäglichen, oft wenig beachteten Widerstand gegen den Nationalsozialismus zu würdigen, erreicht hat. Viele dieser mutigen Menschen mussten ihren Einsatz gegen die Nationalsozialisten mit dem Leben bezahlen. Der Gaggenauer Sozialdemokrat Adolf Benz, der 1933 eine NSDAP-Parole am Amalienberg mit einem Esel „verschönt“ hatte, blieb hingegen unbehelligt und überlebte die NS-Diktatur.

Uwe Schellinger

Recht und Kultur im frühmittelalterlichen Alemannien. Rechtsgeschichte, Archäologie und Geschichte des 7. und 8. Jahrhunderts, hg. von SEBASTIAN BRATHER (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 102), Verlag Walter de Gruyter, Berlin/Boston 2017, 371 S., S/W-Abb.

Der vorliegende Band ist eine Sammlung von Beiträgen einer Konferenz, die im Juli 2013 in Freiburg stattfand und sich mit zahlreichen Forschungsergebnissen der letzten Jahre über Alemannien befasst hat. Es wurden dabei Rechts-, Sprach- und Kirchengeschichte sowie Archäologie und Geschichtswissenschaft des 7. und 8. Jahrhunderts vorgestellt und gewichtet.

Zum Beispiel ging es darum, die bereits bekannten und ausgewerteten Rechtstexte *Pactus* und *Lex Alamannorum* in Beziehung zu den neuesten Entdeckungen zu bringen. Nach wie vor, so kann man den Ergebnissen der Tagung entnehmen, ist es auch nach vielen archäologischen Funden relativ unklar, wo *Alamannia* geographisch genau gelegen haben mag. Offensichtlich sind die Grenzüberschreitungen vor allem im Norden und Osten des angenommenen Siedlungsgebietes der Alemannen zu fließend gewesen. Nach römischen Zeugnissen bedeutete der Name *Alamanni* nichts weiter als „Männer“ insgesamt. Zuwanderungen nach dem Ende der Römerherrschaft aus der Elbgegend, Thüringen, Mecklenburg, Böhmen und Norditalien seien, meinen die Forscher, wahrscheinlich. Stellt sich aber die noch unbeantwortete Frage, ob die Zugezogenen Alemannen wurden oder Thüringer, Langobarden usw. blieben.

Auch wenn Bestattungsriten, Sprache oder Rechtsvorschriften berücksichtigt werden, gibt es noch keine eindeutige Zuordnung. Alemannische, baierische und langobardische Leges etwa, weisen signifikante Gemeinsamkeiten auf. Auch was die aufgefundenen Reste von sogenannten Pfostenbauten im Südwesten betrifft, stellten Archäologen fest, dass diese Bauweise auch in der Nordschweiz, dem Elsass und Bayern vorkämen.

Was die religiösen Vorstellungen im 7. und 8. Jahrhundert in Alemannien angeht, so kann man davon ausgehen, dass bis zum 6. Jahrhundert keine Nachweise auf christliche Normen vorkommen. Dies, obwohl der Frankenherrscher Chlodwig offenbar schon um 500 getauft worden ist. Im wahrscheinlichen Siedlungsgebiet der Alemannen lassen sich erst im 7. Jahrhundert eindeutig christliche Gebräuche nachweisen. Irreführend waren dabei offenbar verschiedene Funde im südwestdeutschen Raum, die christlich anmutende Motive aufwiesen. Sie wurden oftmals als Beweise für die Christianisierung der hiesigen Bevölkerung schon im 6. Jahrhundert gedeutet. Nach den Ergebnissen der Konferenz ist es aber möglich, dass es sich dabei nur um magische Zeichen handelte. Aber auch wenn man christliche Motive annimmt, könnten die Artefakte auch aus anderen Ländern importiert worden sein. Wenn im 7. Jahrhundert eindeutig christliche Motive bei den Funden auftauchen, so sei es keineswegs sicher, ob die Mehrheit der Bevölkerung oder nur eine kleine Oberschicht in diesem Jahrhundert christianisiert war.

Trotz aller neueren Erkenntnisse, bleiben demnach noch viele Fragen offen. Die Konferenzteilnehmer gingen deshalb mit der Hoffnung auseinander, dass in der Zukunft noch mehr und noch eindeutigere Zeugnisse entdeckt werden, welche die noch unsicheren Annahmen über die Menschen in Alemannien verifizieren könnten.

Detlef Vogel

BERNHARD THILL: Unbekannter Breisgau. Streifzüge in die Geschichte und die Welt der Sagen und Legenden, Rombach Verlag, Freiburg 2018, 245 S., Abb.

„Der Breisgau ist reich an Geschichte(n), Rätseln und Legenden – vieles davon ist vergessen. Bernhard Thill hat den »Unbekannten Breisgau« wiederentdeckt und manch Überraschendes aufgespürt.“ So wird der Band des Lehrers, Romanisten und Germanisten mit seiner eigenwilligen Breisgau-Definition beworben. Aber wie die Werbung des Verlages richtig anmerkt, wurden die Geschichten nicht von einem Volkskundler, Sprachwissenschaftler oder Historiker aufgespürt und verständlich erläutert, sondern sie bleiben meist als rätselhafte Textfragmente, Steinbruch und Anekdoten zwischen den flexiblen Buchdeckeln unverbunden stehen. Auch die Zusammenhänge zwischen den in optisch abgesetzten Abschnitten zu „den besuchenswerten Orten“ des Landstriches und dem sonstigen Text erschließt sich recht häufig nicht.

Im Zeitalter der alternativen Fakten mag ein solches Bändchen vielleicht harmlos erscheinen, aber es lässt den regional und historisch Interessierten doch enttäuscht zurück. Der Verlag will verständlicherweise an erfolgreiche Titel anknüpfen, auf die innerhalb des Bandes fast penetrant verwiesen wird, doch mit diesem Buch oder seinem Inhalt kann er das wohl kaum. Die profunden Halbwahrheiten und die merkwürdig addierten Geschichtchen lassen den Leser oft ratlos zurück. Kulturführer ist das Bändchen nicht, Museumsführer nicht, historisch ist es auch nicht – aber was ist es dann? Viele Botschaften der Geschichtchen und Histörchen wurden vom Autor zwar mit viel Fleiß zusammengetragen, aber auch nicht verstanden. Eine Sammlung ohne einen roten Faden ist nicht unterhaltsam, sondern bleibt ein Sammelsurium. Ein lesenswerter Streifzug durch einen unbekannt Breisgau ist damit aber noch nicht geschrieben.

Dieter Speck

ROLAND WEIS: Burgen im Hochschwarzwald, Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2019, 240 S., zahlr. Abb.

Burgenforschung ist ein komplexes Gebiet, das Aspekte der Schriftquellen, der Bauforschung und der Archäologie kombinieren muss, um zu verlässlichen Aussagen zu kommen. Dem trägt leider der nun vorliegende, repräsentativ ausgestattete und meist gut gebildete Band keine Rechnung, auch wenn er (S. 15) auf einen „wissenschaftlichen Anspruch“ trotz des populärwissenschaftlichen Ansatzes nicht verzichten will. Unangenehm fallen jedoch gleich zahlreiche Mutmaßungen und „Rätsel“ auf, aus denen dann im Text oder in den Bildunterschriften sofort Gewissheiten werden, wobei der Autor die nötigen Nachweise schuldig bleibt. Regelmäßig wird das Fehlen von urkundlichen oder archäologischen Belegen automatisch zum Indiz für ein hohes Alter genommen. Ein Beispiel sind die Wuhren (die ausgedehnten Kanäle im Hotzenwald); das Berauer Wuhr will er auf diese Weise zur Wasserversorgung der späturnfelderzeitlichen (laut Weis „keltischen“) Höhensiedlung Berauer Horn erklären (S. 25).

Der behandelte Raum wird gleich in der Einleitung weit nach Osten bis in die Baar ausgedehnt, was die Zahl der behandelten Burgen deutlich erhöht. Davon sind inzwischen nur höchstens sieben Stellen noch nicht unter facharchäologischen Gesichtspunkten begangen worden; der Forschungsstand ist deutlich besser, als vom Autor dargestellt. Neuere Entwicklungen der Burgenforschung und zahlreiche fachliche wie populärwissenschaftliche Publikationen der neueren Zeit wurden jedoch nicht berücksichtigt. Durch diese Ergebnisse würde manche Burg weniger rätselhaft erscheinen – und leider scheint ja eine gewisse mystische Grundstimmung in unserer technisierten, rationalisierten und bürokratisierten Gesellschaft an Boden zu gewinnen. Die zitierte Literatur ist oft sehr alt, und das ist nicht immer dem beklagten schlechten Forschungsstand geschuldet. Auf Sagen und Sagenbücher könnte man hingegen eher verzichten. So sind von den angeführten Burgen beispielsweise in den „Fundberichten aus Baden-Württemberg“, den „Archäologischen Nachrichten aus Baden“, dem „Schau-ins-Land“ und in www.ebidat.de (der Datenbank des europäischen Burgeninstituts) zahlreiche Burgen durch Funde datiert und beschrieben.

„Neu-Blumegg“ (S. 11; richtig: „Neu-Blumberg“) ist nur ein Flüchtigkeitsfehler. Gewichtiger sind jedoch die zahlreichen fachlichen Fehler, von denen nur eine Auswahl herausgegriffen werden kann. Die

Burgen, die „spätestens mit der Herrschaftsbildung der Zähringer und deren Nachfolgern ihre Bedeutung und ihren Nutzen verloren haben“ (S. 12) liegen meist nicht im Arbeitsgebiet, sondern eher westlich des Schwarzwalds und sind äußerst selten. Die „alemannisch-fränkische Herrschaft“ (u.a. S. 12, S. 51, S. 53) wird zeitlich zu weit gefasst (darunter würde man wohl nur die Merowinger- und Karolingerzeit fassen, aber nicht das 10./11. Jh.). Von „frühzeitlichen Burgen und Wehranlagen“ ist das Berauer Horn (S. 20-25) weitgehend in die späte Urnenfelderzeit (ca. 8. Jh. v. Chr.) zu datieren; von „Kelten“ spricht man bei der Urnenfelderkultur eigentlich noch nicht. Beim „Krumpenschloss“ ist die angebliche Siedlung Laubenhausen (S. 30) wegen fehlender Geländespuren völlig spekulativ; sollte sie bestanden haben, war sie sicher nicht keltisch. Einige Steinhügel (Foto S. 29) sind der Abraum von flachen Buntsandsteinbrüchen. Das Mauerstück (Foto S. 33) bei Tarodunum ist eine jüngere Stützmauer am Hang, aber kein Teil der keltischen Befestigung. Beim Flurnamen „Heidenschloss“ bei Höchenschwand (S. 38-41) ist eine mittelalterliche Burg lokalisiert und etwa ins 13. Jh. datiert. Die „Römertürme“ (S. 42f.) sind reine Phantasie und im Hinterland abseits des Limes auch nicht üblich gewesen; sie entstammen dem Ideengut des 19. Jahrhunderts. Der „Ringwall Kappel“ (S. 45f.) ist ein natürlicher Moränenhügel mit randlich durchziehendem Weg. Über eine „fränkische, vielleicht sogar alemannische oder keltische Vergangenheit des Burgplatzes“ der Wiesneck (S. 56) zu spekulieren, ist angesichts der völligen Fundleere für diese Perioden trotz häufiger Begehungen fruchtlos. Im Zusammenhang mit den Haigerlochern (Burg Wiesneck) von „kleinadligen Pionieren“ (S. 57) zu sprechen, hätte diese Familie sicher nicht amüsiert. „Zastlerstein“ (Zastler „Burgacker“) ist in der Rekonstruktion viel zu groß und hatte sicher keine Rundtürme; das Mauervierviereck war kein Bergfried, sondern ein Wohnturm (S. 63). Die Burgen Döggingen und Eulenburg (S. 155-157) wurden teilweise vermischt und verwechselt (Hinweis H. Söllner). Der Bubenstein (S. 174-177) war sicher kein Bergfried, sondern ein Wohnturm, zumal – vor einem Teilabbruch – noch ein deutlich sichtbarer Kaminzug überliefert ist. Zindelstein (S. 184-188; hier S. 184) wurde aufgrund der Keramikfunde wohl nicht von den Zähringern angelegt.

Manche Burgen erscheinen in den Zeichnungen zu groß und vielgestaltig, wenn man die Topographie kennt; bei Oberried kommt die Form der Motte, des künstlich zugerichteten und teilweise aufgefüllten Hügels, auf der Zeichnung nicht heraus (S. 59). „Roteck“ und „Schwarzeck“ (S. 67-72) sind völlig ohne Beleg (was soll da eine Rekonstruktionszeichnung?), mit Honvirst steht es ähnlich (hier wurden aber immerhin einige spätere Schriftquellen und Flurnamen recherchiert). Die Rekonstruktion der Burg Falkenstein (S. 165-173; hier S. 165) stimmt hinsichtlich des Zugangs (in die Unterburg!) nicht; auf dem höchsten Felsen stand eher ein Wohnturm, keine Schildmauer. Die Rekonstruktion der Burg Urach (S. 194-201; hier S. 194) ist zu verzärtelt; von den Rundtürmen gibt es keine Spur.

Eine Rezension reicht leider nicht aus, um einzeln alle Fehler und Versäumnisse darzulegen. Einige vom Autor selbst ins Spiel gebrachte Plätze werden künftig im Gelände überprüft werden; das hätte man bei rechtzeitiger Fundmeldung ans Landesamt für Denkmalpflege aber auch schon lange vor der Drucklegung tun können – aber dann wäre das Geheimnis ja keines mehr gewesen ...

Positiv sind generell die Beschäftigung mit diesem Raum, der bisher teilweise nicht die ihm gebührende Aufmerksamkeit gefunden hat, der Hinweis auf einige Quellen zu Neustadt und zum „Burgkopf“ und vielleicht auch ein oder zwei Stellen im Gelände sowie ein Großteil der Fotos. Für Burgenkundige ist dem Band zudem ein gewisser Unterhaltungswert nicht abzuspüren ...

Ein Buch mit diesem Titel und in dieser Größe und Aufmachung – dazu noch von zahlreichen regionalen Sponsoren unterstützt – suggeriert dem Leser, es sei ein Standardwerk, und mehr brauche er über die Burgen dieser Region nicht zu wissen. Den Gesetzen des Marktes gehorchend ist zu befürchten, dass jedes weitere Buch zu diesem Thema viel weniger Unterstützung, Aufmerksamkeit und Leser finden würde (zumal es sich nicht um eine Region mit vielen Burgenbesuchern wie etwa das Elsass handelt). Die Forschung über diese Burgen und die Verbreitung der gesicherten Erkenntnisse darüber ist damit eher behindert als gefördert.

Heiko Wagner

INGEBORG WIEMANN-STÖHR: Die pädagogische Mobilmachung. Schule in Baden im Zeichen des Nationalsozialismus, Verlag Julius Klinkhardt, Bad Heilbrunn 2018, 377 S.

Nachdem die NS-Forschung weit in die Regionalgeschichte vorgedrungen ist, unternimmt Ingeborg Wiemann-Stöhr den Vorstoß, speziell die Bildungsgeschichte während der NS-Zeit in einer Region, d.h. hier im Gau Baden (später auch das Elsass) zu untersuchen. Das bedeutet zunächst einmal umfangreiche Quellenarbeit in zahlreichen Archiven, wie u.a. Staatsarchiv, Generallandesarchiv und in neun Stadtarchiven, der sich die Autorin mit bemerkenswertem Fleiß und Disziplin gewidmet hat. Ihre unter Einsatz quantitativer Methoden gewonnenen Ergebnisse verschaffen ihr die Grundlage zahlreiche in der Literatur vorherrschende Interpretationsmuster speziell für Baden zu überprüfen – und häufig genug zu falsifizieren.

Während in der Forschung der reichsweiten Kultusbehörde bisher keine überzeugende Durchschlagskraft attestiert wurde, stellt Wiemann-Stöhr für Baden eine konsequente und häufig verschärfte Umsetzung einer Erziehung im nationalsozialistischen Sinne sowohl in der Lehrerschaft als auch bei den Schülern fest. In Gestalt des vom Hauptlehrer zum Ministerialdirektor aufgestiegenen Karl Gärtner fand sich in Baden eine Persönlichkeit, die durch planmäßiges Vorgehen und großen Einsatz ihr neues schulpolitisches Konzept konsequent umsetzte. Der Sonderweg Badens und das anscheinend überaus selbständige und vom Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung unabhängige, ja vorpreschende Vorgehen Gärtners lässt weitaus höhere regionale Handlungsmöglichkeiten erkennen, als es der eigentlich „zentralistische Führerstaat“ vermuten lässt.

Weitaus früher als die Druckerzeugnisse des Reichserziehungsministeriums standen in Baden einer durchgängig im Sinne des Nationalsozialismus geschulten Lehrerschaft neues und vor allem modern gestaltetes Unterrichtsmaterial wie z. B. die sogenannten „Ergänzungshefte“ für die Volksschulen und die unteren Klassen der Höheren Schulen zur Verfügung. Gärtners „Heimatatlas der Südwestmark Baden“ von 1934 verdient an dieser Stelle als „wirkliche Neugestaltung eines Unterrichtsmediums“ besondere Erwähnung. Darüber hinaus wurde auch die tatsächliche Vermittlung der nationalsozialistischen Ideologie durch ein engmaschiges Kontrollnetz u.a. in Form der 1934 eingeführten Berichtspflicht aller Schulleitungen oder durch regelmäßige Kontrollbesuche im Unterricht durch die Vertrauensmänner des Nationalsozialistischen Lehrerbundes überprüft.

Die detaillierte Auswertung der Quellen ermöglicht Wiemann-Stöhr ein differenzierteres Bild aufzuzeigen. Lag der Organisationsgrad der badischen Lehrerschaft in der NSDAP mit bis zu 75 % weit über dem reichsweiten Durchschnitt, so bestanden gleichzeitig erhebliche regionale Unterschiede. Während in den beiden Rastätter Höheren Schulen im Jahr 1939 76,4 % der Lehrer Parteimitglieder waren, reichte im katholischen Freiburg die Spanne von 100 % (Erich-Ludendorff-Oberrealschule) bis zu nur 43,5 % im Jahr 1944 am Berthold-Gymnasium. Die scharfe Trennung des Kollegiums am Rotteck-Gymnasium ist sicher symptomatisch für viele Schulen in Baden. Am widerstandsfähigsten gegen den nationalsozialistischen Einfluss erwies sich im Übrigen das Donaueschinger Kollegium mit gerade einem Mitglied in der NSDAP.

Im ‚System Gärtner‘ konnte dem Auftrag zur ‚Umerziehung‘ kaum ein Lehrer, kaum eine Lehrerin entkommen. Dieser Druck aber auch die Umwerbung des Staates mit verlockenden Aufstiegsmöglichkeiten bewirkte letztendlich, dass die Lehrerschaft in Baden als ‚Beamte des nationalsozialistischen Staates‘ durch ihre Mitarbeit im System ‚eine stabilisierende Funktion eingebracht [hatte], auf die die neuen Machthaber sich unbedingt verlassen konnten.‘

Mona Djabbarpour

Zeitenwende / Le Tournant 1918/1919. 3 Länder, 30 Ausstellungen / 3 Pays, 30 Expositions, Begleitband zur Ausstellungsreihe des Netzwerks Museen und zur Überblicksausstellung im Dreiländermuseum, hg. von MARKUS MOEHRING (Lörracher Stadtheft 27), Verlag Waldemar Lutz, Lörrach 2018, 164 S., Abb.

Am 11. November 1918 wurden der Waffenstillstand und schon am 28. Juni 1919 der Friedensvertrag unterzeichnet (gemessen an der Zeit nach 1945 eine sehr kurze Spanne); damit war der Erste Weltkrieg beendet. Hundert Jahre später haben das Dreiländermuseum Lörrach und Partnermuseen eine eindrucksvolle Ausstellung zusammengetragen. Das Unternehmen konnte gelingen, weil aufgeschlossene Zeitgenossen in der Schweiz, im Elsass, in Baden und in der Pfalz seit langem vertrauensvoll zusammenarbeiten. Der Katalog zeigt, wie wenig selbstverständlich das ist.

Gut reproduzierte Abbildungen von Kunstwerken, Plakaten, Karikaturen lenken den Blick auf Brüche und Aufbrüche. Da mahnen Zeugnisse aus einer uns fernen Welt, die mit den Folgen des mörderischen Krieges ringt; dort begegnet das tastende Suchen nach dem Ungewohnten, das uns längst vertraut ist. Zu Exkursen genutzte Bildlegenden und knappe Texte setzen Hintergrundwissen voraus, regen aber auch an, das Gesehene in weite Zusammenhänge einzuordnen. Der Rhein war wieder zu einer Staats- und Zollgrenze geworden; er sollte auch zu einer Sprachgrenze werden – was zur Zweisprachigkeit des Katalogs führte.

Deutlich werden Verschiedenheiten und Gemeinsamkeiten. Not und Entbehrungen herrschten auch in der Schweiz; sie war neutral geblieben, hatte aber unschätzbare humanitäre Hilfe geleistet; im November 1918 stand sie am Rande eines Bürgerkrieges. Unterschiede werden in der Gedenkkultur deutlich: Bis heute lebt sie breit weiter in Frankreich, verhalten in der Schweiz; in Deutschland überlagerte die Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg jahrzehntelang das Erinnern an die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts.

Von Befriedung konnte 1919 keine Rede sein. Passierschein, Visum und Vertreibung zeigen, wie sehr Misstrauen das Verhältnis der Staaten bestimmte. Weitere Ausstellungsstücke führen vor Augen, dass 1919 über Lörrach der Belagerungszustand verhängt wurde, dass 1923 in Mannheim Brotkarten und in Freiburg Notgeld ausgegeben werden mussten, dass Opfer des Krieges noch jahrzehntelang der Hilfe bedurften.

Ausführlich dokumentiert die Ausstellung höchst verschiedenartige Zeichen einer Zeitenwende: Das Wahlrecht für Frauen (1919 im Deutschen Reich eingeführt); die Staustufe im Rhein bei Kembs (1928 bis 1932 gebaut, erleichtert sie die Schifffahrt); den Aufschwung der Chemieindustrie (durch den Krieg gefördert); den Aufbruch in den bildenden Künsten; die Suche nach Frieden auch durch Förderung der Europaidee, die schon im 19. Jahrhundert da und dort aufgekeimt war. Erst nach der weit schlimmeren Katastrophe des Zweiten Weltkrieges kamen die Neuerungen Millionen von Menschen zugute.

Wer über die Jahre nach 1918 arbeitet, wird gern zu dem sorgfältig lektorierten Katalog greifen. Ein Übersehen wie „Höhle“ statt „Hölle“ (in einer Bildlegende, S. 144) ist kaum zu vermeiden; doch möchte der Rezensent darum bitten, im Interesse der Lesbarkeit künftig keine weiße Schrift auf hellgrauem Untergrund zu bringen.

Norbert Ohler

Orts- und personengeschichtliche Literatur

Die Benediktinerabtei St. Peter im Schwarzwald, im Auftrage der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen bearbeitet von JUTTA KRIMM-BEUMANN (Die Bistümer der Kirchenprovinz Mainz: Das Bistum Konstanz 7; *Germania Sacra*, Dritte Folge 17), Verlag Walter de Gruyter, Berlin/Boston 2018, XV u. 633 S., 15 Abb., 5 Karten.

Martin Gerbert, 1764-1793 Abt von St. Blasien, hätte eine grenzenlose Genugtuung verspürt, hätte er in dem jüngsten Band der „*Germania Sacra*“ blättern können, der den Titel trägt: „Die Benediktinerabtei St. Peter im Schwarzwald“. Als er einst mitten in der Arbeit an seiner Geschichte des Schwarzwaldes war, schrieb er seinem Freund Beat Fidel Zurlauben in Paris 1780 in einem Brief: *Ma nigra silva ... devait être le commencement à une Germania Sacra, travaillée en détail et parties*. Seine „*Historia nigrae silvae Ordinis sancti Benedicti coloniae*“ erschien 1783, aber eben nicht als Teil einer *Germania Sacra*, um die er sich so sehr bemüht hatte. Darauf hätte er noch nahezu 150 Jahre warten müssen, und weitere 90 Jahre auf die erste Darstellung eines Schwarzwälder Benediktinerklosters. Sie liegt nun seit 2018 in Rahmen der dritten Folge der „*Germania Sacra*“ vor. Und an diesem Band müssen sich, das sei gleich gesagt, die hoffentlich nachfolgenden Arbeiten zu weiteren Klöstern der *colonia sancti Benedicti* messen lassen.

Gewiss ist es ein Glücksfall, dass die Verfasserin schon 2011 eine kritische Neuedition der ältesten Güterverzeichnisse des Klosters St. Peter mit eingehendem Kommentar vorgelegt hat und nun bereit war, sich auf dieser wesentlichen Grundlage dem Gesamtprojekt der St. Petri Klostergeschichte zu widmen. Souverän beweist sie, wie vertraut sie mit der Besitz-, Personen- und Ortsgeschichte des Klosters ist. Dabei hält sie sich streng an die Richtlinien, die den Autoren für die Textgestaltung vorgegeben sind: 1. Quellen, Literatur und Denkmäler, 2. Archiv und Bibliothek, 3. Historische Übersicht, 4. Verfassung und Verwaltung, 5. Religiöses und geistiges Leben, 6. Besitz, 7. Personallisten.

Erwartungsgemäß nehmen die beiden letzten Kapitel den breitesten Raum ein. Auf 175 Seiten umreißt die Verfasserin die Entwicklung des Klosterbesitzes von der Gründung bis zur Auflösung der Sanpetriener Ökonomie 1806. Sämtliche Güter ordnet sie vier Besitzlandschaften zu: Oberrhein, Baar, Mittlerer Neckar und Schweiz. Sie unterstützt den Text dabei durch fünf Karten, in die sämtliche Orte eingetragen sind, die im Textteil jeweils alphabetisch aufgelistet werden. Ein wenig überrascht doch ihre Feststellung: „Etwa 70 Prozent des Besitzes am Oberrhein erwarb die Abtei nachweislich im 12. Jahrhundert.“ 1806 belief sich das Hauptvermögen auf 1.185.727 Gulden, die Einkünfte auf 34.933 Gulden, die Passiva auf knapp 40.000 Gulden.

Ganz besonders spannend erweist sich das umfangreichste Kapitel (S. 340-587) mit den Personallisten der Äbte, Prioren und Subprioren, Konventualen und Konversen. Die herkömmliche Liste der amtierenden Äbte verkürzt die Verfasserin um einen Amtsinhaber, indem sie den in der Historiographie als Abt Johannes III. mit dessen Vorgänger Johannes II. vom Stein (1403-1404) identifiziert, aber gleichwohl „aus pragmatischen Gründen“ die gewohnte Zählung der Äbte von Johannes I. bis Johannes IX. beibehält. Alle Namen der Äbte sind ein weiteres Mal in die Liste der Konventualen aufgenommen, die nach dem Datum ihrer Profess bzw. in der Reihenfolge ihrer Belegdaten in den Quellen aufgeführt werden. Die Verfasserin kann hier auf den *Catalogus Abbatum monasterii S. Petri in Nigra silva et omnium ... Monachorum et Conversorum* zurückgreifen, den J. Mayer in seiner Geschichte der Benediktinerabtei 1893 ediert hat, allerdings erweitert sie ihn um ein Mehrfaches mit neuen, bislang nicht bekannten archivalischen Belegen. Zeitlich gliedert sie diese in drei Perioden: 1293-1218, 1220-1550 und 1554-1806. Den Einschnitt im Abbatat Johannes VII. (1553-1566) kann der Leser eigentlich nur durch folgenden Hinweis nachvollziehen: „In der Abtliste wird er als zweiter Klostergründer gepriesen“, aber dort dürfte sich der Ehrentitel wohl nur auf das Kloster St. Ulrich im benachbarten Möhlintal bezogen haben.

Auf den nahezu 250 Seiten der Personallisten entsteht ein höchst anschauliches Bild des mönchischen Gemeinschaftslebens, seiner Förderer und Schenker, seiner Spannungen zwischen individuellen

und kollektiven Bedürfnissen der Mönche, seiner zahlreichen Ämter und Berufe, die zum Funktionieren der Gemeinschaft erforderlich waren. Über die ausführlichen Äbtebiographien hinaus entfalten sich in diesem Rahmen viele bisher unbekannte Lebensbilder, in denen vom Gelingen und Scheitern des erstrebten monastischen Ideals die Rede ist.

Der Band setzt neue Maßstäbe. Man darf auf die Nachfolgebände gespannt sein. Diesem Band hätte Abt Gerbert jedenfalls mit Begeisterung das Imprimatur erteilt. Eugen Hillenbrand

Blauer Himmel über Baden. Ortsansichten des 19. Jahrhunderts von Johann Martin Morat, hg. von FELIX REUSSE für die Städtischen Museen Freiburg - Augustinermuseum, Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2019, 176 S., ca. 177 Farb-Abb.

Blauer Himmel über Baden – der Titel ist Programm! In den heiteren Veduten von Johann Martin Morat (1805-1867) erstrecken sich unter einem immer gleichbleibend freundlichen Himmel die kleinen und mittleren Städtchen Südbadens zur Zeit des mittleren 19. Jahrhunderts wie kleine ‚Spielzeugklötze‘.

Doch werden nicht nur freundliche, biedermeierlich anmutende Ortsansichten im ‚Wohlfühlmodus‘ gezeigt – wobei der großzügig gestaltete Katalog auch über die Begegnung mit den Originalen während der Ausstellungszeit hinaus in seiner bibliophilen Aufmachung ästhetischen Genuss gewährleistet. Die umfangreiche Sammlung im Augustinermuseum Freiburg (Gouachen, Aquarelle und Zeichnungen) wurde im Katalogteil sorgfältig wissenschaftlich aufgearbeitet, soll dieser Bestandskatalog doch als Basis für ein zukünftiges Werkverzeichnis des Künstlers dienen. In der kunsthistorischen Erschließung ergaben sich neben Forschungsfeldern hinsichtlich der ausgeklügelten Mischtechnik von Aquarell und Gouache, der Morat’schen Motiv- und Perspektivwahl, der angewandten Kopiertechnik der eigenen Vorlagen (Pause oder Lithographie?) auch Fragen nach seinem Vertriebssystem, dem anscheinend jahrzehntelang anhaltenden Erfolg (Morat und seine Familie konnten von seiner Malerei anscheinend gut leben), und nicht zuletzt auch nach dem Kundenkreis. Leider sind fast keine Quellen über die Käuferschaft überliefert, doch wird diese im aufstrebenden Bürgertum, der Unternehmerschaft der beginnenden Industrialisierung, dem Landadel und den ersten Touristen vermutet.

Sowohl in der Ausstellung als auch im Katalog erfolgt die Präsentation der Ortsansichten in ihrem geographischen Zusammenhang. In einer imaginären Reise wird der Leser durch den Wirkungskreis des in Stühlingen beheimateten Malers zwischen Rhein und Bodensee, von Villingen-Schwenningen bis an den Hochrhein an der Schweizer Grenze geleitet. Rund 90 Ortschaften hatte Morat in einem Schaffenszeitraum von etwa 40 Jahren in sein Repertoire aufgenommen und seine Aufnahmen immer wieder aktualisiert – wünschten seine Kunden doch aktuelle Ortsansichten. So wurden spätere Ortserweiterungen, Fabrikansiedlungen und der Anschluss an das Badische Eisenbahnnetz von ihm gewissenhaft registriert und berücksichtigt, sei es als späterer Eintrag in seine Vorlagen oder in gänzlich neuer Zeichnung. Diese Ergänzungen geben wichtige Hinweise auf die Entstehungszeit der einzelnen Blätter, da nur die allerwenigsten Veduten datiert sind und eine augenscheinliche künstlerische Weiterentwicklung des Autodidakten kaum erkennbar ist.

Und wäre das nicht schon verdienstvoll genug, hat sich das Team um Felix Reuß der Morat’schen Vedutenmalerei von verschiedenen Standpunkten genähert und für die Katalogbeiträge andere Disziplinen mit ins Boot geholt. In einem launigen ‚Begleitbrief‘ verweist der Künstler Richard Schindler auf den ‚Wahrheitsgehalt‘ der Veduten, den er völlig unabhängig von jeglicher ‚Richtigkeit‘ der Bilder verortet. Trotzdem ist den Ortsansichten eine geradezu vermessungstechnische Genauigkeit zu attestieren, die Historikern, Geographen, Kulturgeographen und einem Agrarwissenschaftler genügend Anschauungsmaterial boten, den Leser u.a. in die damalige Wald-, Wiesen- und Wasserwirtschaft oder in die Entwicklung des Textilgewerbes einzuführen.

Erfreuten die Gouachen ihre damaligen Besitzer mit einer exakten zeitgenössischen Darstellung ihrer Wirklichkeit, so wurden 26 Veduten mit aktuellen Fotografien der Ortschaften in ihrem heutigen

Erscheinungsbild konfrontiert. Der Wandel der Wald- und Feldlandschaft, die teilweise bis zur Unkenntlichkeit getriebene Veränderung und Vergrößerung der Ortschaften wird durch diese reizvolle Gegenüberstellung offensichtlich. Mona Djabbarpour

Ebringen. Herrschaft und Gemeinde, Bd. II, im Auftrag der Gemeinde Ebringen hg. von CLAUDIETER SCHOTT, Selbstverlag, Ebringen 2018, 513 S., Abb., Karten u. Pläne.

Selten unterwirft sich der Herausgeber und Hauptautor einer Ortschronik nochmals entsagungsvoller Archivarbeit, damit 26 Jahre später die Fortsetzung erscheinen kann. Gestützt auf eine Fülle von Quellen und wissenschaftlicher Literatur erörtern CLAUDIETER SCHOTT sowie ASTRID GUDERIAN, RENATE LIESSEM-BREINLINGER, CLAUDIA SCHOTT-VOLM und EDMUND WEEGER Themen aus der Zeit vom 16. bis 19. Jahrhundert, mit gelegentlichen Rückblenden ins Mittelalter und Ausblicken ins 20. Jahrhundert.

Im Mittelpunkt stehen rechts-, verfassungs- und sozialgeschichtliche Bereiche. Auffällig sind lange Zitate im Text (etwa S. 39-43, 143f., 219-221 u.ö.), wie man sie sonst eher in einem Quellenanhang findet. Unter den forschenden Blicken der Autoren erweist sich Ebringen – mit Berghausen und Wolfenweiler – als ergiebiger Makrokosmos. Das gilt für die Klosterherrschaft in nachreformatorischer Zeit und das kirchliche Leben, für Gerichtswesen und Gemeindestube, Wald und Jagd, Schule und Auswanderung (S. 376-391 Listen der Auswanderer). So ausführlich wie hier ist das Hochgericht in Lokalgeschichten selten behandelt; dem Galgen, andernorts vielleicht unter den Flurnamen erwähnt, sind vier Seiten gewidmet, mit einer Abbildung und einer faksimilierten Handschrift von 1641 (S. 159-163). Oder „Tugend, Jugend, Ehe, Kindschaft“, ausgesprochen heikle Themen (S. 315-335): Begegnungen der Geschlechter in der Spinnstube, bei Tanz und *Lädeln*. Die Sittenpolizei stützte sich auch auf Anzeigen *heimlicher Wächter* zu *unzüchtigem* Treiben, Verführung und Abtreibung. Geld-, Schand- und Freiheitsstrafen sowie Ortsverweis drohten bei Missachtung der Anordnungen. Üblich waren Verlobung und Aufgebot; noch Ende des 17. Jahrhunderts wurden die Paare nicht in, sondern vor der Kirche getraut (S. 321). Erörtert werden Eehindernis und -gültigkeit, Testament und Leibgeding. Instruktive Texte mit informativen Abbildungen von Häusern und Höfen als erhaltenen historischen Zeugen laden zu Exkursionen ein (S. 399-442).

Im Ebringer Gemeindearchiv sind noch reiche Bestände durch Kenner und Liebhaber zu erschließen. Ein dritter Band sollte, so möchte der Rezensent zu bedenken geben, der Ereignisgeschichte des Ortes im 20. Jahrhundert größeres Gewicht einräumen und damit eher chronologisch ausgerichtet sein. Für die Bände I-III wäre ein Sachregister geboten; wegen der wertvollen, oft versteckten Einzelinformationen ist sein Fehlen unbegreiflich. Band III sollte ferner für das Gesamtwerk ein Literaturverzeichnis sowie eine Zeittafel bringen; in diese wären auch die Aufhebung der Leibeigenschaft 1782 und die Einrichtung einer Industrieschule für Mädchen 1817 aufzunehmen (Bd. II, S. 321 bzw. 347).

Historisch interessierte Ebringer werden gern zu ihrer Ortschronik greifen. Der Band wird auch all denen willkommen sein, die sich in landeskundliche Themen einarbeiten müssen; denn unmittelbar aus den Quellen gewonnene, angemessen in Worte gefasste Erkenntnisse helfen, bei der Erforschung der Geschichte anderer Orte weiterführende Beobachtungen zu machen und zu deuten. Norbert Ohler

Freiburg im Nationalsozialismus, hg. von PETER KALCHTHALER und TILMANN VON STOCKHAUSEN (Schriftenreihe der Badischen Heimat 12), Rombach Verlag, Freiburg/Berlin/Wien 2017, 191 S., zahlr. Farb- u. S/W-Abb.

Die Autoren des Sammelbandes (zur gleichnamigen Ausstellung in Freiburg) haben sich folgende Ziele gesetzt: Sie versuchten zum einen zu klären, aus welchen Gründen es zum Scheitern der Weimarer Republik kam. Des Weiteren wollten sie herausfinden, warum in Freiburg so viele Menschen der Ideologie der Nationalsozialisten zustimmten. Neben den Opfern der Naziherrschaft stellten die Autoren das Verhalten maßgeblicher Personen der Stadt nach 1933 in den Mittelpunkt ihrer Recherchen (Beitrag ROBERT NEISEN).

Was die Opfer betrifft, so nahm sich HEIKO HAUMANN der Zigeuner und Juden in dieser Zeit an. Nicht erst seit 1933, so der Autor, kam es zu Ausgrenzungen und Vorbehalten gegen diese Volksgruppen. Immer feindseliger aber wurde das Verhalten der Obrigkeit im 19. Jahrhundert. Die Nationalsozialisten schließlich gingen mit Sterilisation, Deportationen und Ermordungen sowohl gegen Juden als auch Zigeuner vor. Signifikant ist in diesem Beitrag, dass zwar überlebende Juden nach 1945 Entschädigungen erhielten, Zigeuner aber nicht.

In einem weiteren Aufsatz des Bandes befasst sich CHRISTOPH SCHMIDER mit der Rolle des Freiburger Erzbischofs Conrad Gröber, der einerseits vom Nationalsozialismus begeistert war, sich aber gleichwohl gegen die Euthanasiemaßnahmen der damaligen Machthaber wandte.

Die Baupolitik in Freiburg nach 1933 erforschte HEINRICH SCHWENDEMANN. Dabei wird deutlich, dass einige städtebauliche Maßnahmen bis heute sichtbar sind. Zum Beispiel gingen die kleinteilige Struktur der Innenstadt oder die Ringstraßenplanung auf die Zeit vor 1945 und die unmittelbare Nachkriegszeit zurück.

Mit der Rolle der führenden Ärzte in Freiburg befasste sich KARL-HEINZ LEVEN. Er stellt fest, dass bei vielen Verbrechen von Medizinern, wie Euthanasie oder medizinischen Experimenten an Kriegsgefangenen, einige Spuren nach Freiburg führen. Er verweist in seinem Beitrag auch auf den mutigen Vortrag von Franz Büchner, der sich 1941 gegen die Tötung von Kranken wandte. Als nach 1945 die Mehrheit der Ärzteschaft behauptete, nur eine kleine Gruppe von Medizinern hätte den Eid des Hippokrates missachtet, wandte sich Büchner als auch Constantin von Dietze („Freiburger Kreis“) gegen diese Sichtweise. Wer Professor im „Dritten Reich“ gewesen war, so Letzterer, konnte nicht schuldlos bleiben.

Die Tätigkeit des Volkskundlers Johannes Künzig untersuchte WERNER MEZGER. Obwohl NSDAP-Mitglied und im NS-Lehrerbund tätig, war Künzig den damaligen Machhabern dennoch wegen seiner Nähe zur katholischen Kirche immer suspekt. Auf zahlreichen Auslandsreisen erforschte er das Auslandsdeutschtum im Osten und Südosten Europas. Nach 1945 setzte er seine Arbeit fort und kümmerte sich vornehmlich um die Heimatvertriebenen. Auf seine Tätigkeit geht das heutige „Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa“ zurück.

Mit der Rolle Martin Heideggers befasste sich RÜDIGER SAFRANSKI. Er kommt zu dem Schluss, dass Heidegger zwar ein großer Philosoph gewesen sei, aber auch ein allzeit überzeugter Nazi. Der Autor erkennt nach der Lektüre der „Schwarzen Hefte“ in Heidegger auch einen ausgesprochenen Antisemiten. Das „Weltjudentum“, so der Philosoph, sei nämlich die Ursache für die Entwurzelung des von ihm als „Seienden“ bezeichneten Zustandes gewesen. In wahrlich maßloser Selbstüberschätzung verglich Heidegger nach 1945 den Entzug seiner Lehrtätigkeit mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Beides sei ähnlich schlimm gewesen.

Es verwundert wenig, dass auch die alemannische Fasnacht von den Nationalsozialisten in ihrem Sinn vereinnahmt wurde (Beitrag PETER KALCHTHALER). Nachdem Juden aus den Faschingsgremien ausgeschlossen waren, setzte man immer mehr auf Blut- und Boden – Ideologie, Antisemitismus und das Umfunktionieren von Symbolen (Hakenkreuz statt Sonne) bei Fasnachtsumzügen.

TILMANN VON STOCKHAUSEN schließlich widmete sich der Geschichte des Augustiner Museums in der NS-Zeit. Bereits 1923 eröffnet, erlitt das Museum durch die NS-Aktion „Entartete Kunst“ große Verluste. Nicht weniger als 19 Gemälde und 211 Grafiken wurden abgehängt und nach Berlin verschickt. Viele vernichtete man dort oder sie verschwanden spurlos. Die Lücken ersetzten jetzt Arbeiten von NS-Künstlern. Das Museum wurde 1939 geschlossen und Werke in großer Zahl nach Pfullendorf verbracht.

Alles in allem ist den Autoren mit diesem Sammelband eine gut lesbare und ausreichend illustrierte Erinnerung an die von vielen Menschen besuchte Freiburger Ausstellung zur NS-Zeit gelungen.

Detlef Vogel

BERND-STEFAN GREWE/MARKUS HIMMELSBACH/JOHANNES THEISEN/HEIKO WEGMANN: Freiburg und der Kolonialismus. Vom Kaiserreich bis zum Nationalsozialismus (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg i. Br. 42), Stadtarchiv Freiburg, Freiburg 2018, 188 S., Farb- und S/W-Abb.

Als eine der ersten Städte in Deutschland wollte Freiburg ihre eigene koloniale Vergangenheit wissenschaftlich und unabhängig erforschen. Nach 18 Monaten Vorlaufzeit – so das Vorwort von Bernd-Stefan Grewe – wurde eine Bestandsaufnahme als Aufsatzsammlung vorgelegt. Heiko Wegmann schrieb mit seiner Studie über das bürgerlich-nationale Milieu und den Kolonialismus den umfangreichsten Beitrag. Diesem folgten die Studie von Johannes Theisen über das katholische Milieu und ein weiterer Beitrag desselben Autors über das Arbeitermilieu. Der kolonialen Massenkultur und dem Verhältnis von Stadt und Kolonialismus widmete Heiko Wegmann noch zwei Beiträge, denen Markus Himmelsbach eine Untersuchung über das städtische Museum für Natur- und Völkerkunde folgen ließ. Neben der Einleitung verfasste Bernd-Stefan Grewe mit seiner Abschlussbetrachtung den Rahmen des Bandes, den ein Quellen- und Literaturverzeichnis mit den Biogrammen der Autoren abschließt.

Natürlich war Freiburg nicht frei von Wahrnehmung, Unterstützung, Rückwirkung, Auswirkungen des Kolonialismus, was nicht zuletzt durch die Kontakte von in Freiburg beheimateten Personen und deren Verwicklung in die militärischen Konflikte und den Kolonialismus offengelegt wird. Dennoch kann Freiburg noch nicht sinnvoll in ein Gesamtbild des Deutschen Reiches eingeordnet werden, da weitere Untersuchungen fehlen. Die Themen des Kolonialismus brachten es logischerweise mit sich, den seit Jahren in der Initiative „Freiburg Postkolonial“ aktiven Heiko Wegmann einzubeziehen. Er konnte sehr viel Grundlagenarbeit und Vorarbeiten einbringen. Einerseits ist die Materialfülle, die Heiko Wegmann ausbreitet, beeindruckend und zeugt von viel Fleiß und Engagement. Andererseits ist auch nicht Wegmanns suggestive Darstellungsweise zu übersehen, die nicht immer förderlich für eine angestrebte wissenschaftliche Aufarbeitung ist. So ließ er beispielsweise wider besseres Wissen einige Aspekte schlicht entfallen, die die Universität in einem anderen Licht hätten erscheinen lassen können. Betroffenheit steht eben einer profunden Aufarbeitung auch im Wege. Der Band zeigt auch, wie oft die Quantität und Qualität des Niederschlags der kolonialen Aktivitäten unklar bleibt, Werbung und Propaganda der Kolonialbefürworter wird oft nicht von ihrer Wirkung unterschieden; hier ist weitergehende Forschung nach der Resonanz dringend erforderlich. Man vermisst die für Historiker selbstverständlich verpflichtende Quellenkritik, was leider die Verdienste des Bandes unnötig schmälert.

Sehr ausgewogen mit vielen ambivalenten und durchaus schwierigen Aspekten durchsetzt sind die Beiträge von Johannes Theisen zum katholischen Milieu, aber auch die Einblicke von Markus Himmelsbach in die Entwicklungsgeschichte des Freiburger Natur- und Völkerkundemuseums. Gerade hier werden die Persönlichkeiten mit ihren Netzwerken und die Rückwirkungen auf das Museum, das wiederum für die Außenwahrnehmung des Themas sehr wichtig ist, sehr deutlich. Einerseits sind die Freiburger durchaus im zeitgenössischen prokolonialen Gedankengut verhaftet, andererseits lässt sich vieles nicht klar ‚über einen Kamm scheren‘, was sich gerade bei der Missionierung in den afrikanischen Kolonien zeigt. Nicht von allen Autoren verstanden wurde, dass die Mission ein Wesenszug des Christentums ist – was heute in einer säkularen Gesellschaft viele befremden mag und man auch nicht befürworten muss. Die Mission aber ausschließlich im Zusammenhang mit dem Kolonialismus zu sehen, ist nicht richtig und die Missionsbestrebungen hatten auch im Kolonialismus sehr unterschiedliche Auswirkungen, was Johannes Theisen deutlich herausarbeitet. Gerade diese Widersprüchlichkeit sollte nachdenklich stimmen und neben den genozitären und rassistischen Aspekten nicht unerwähnt bleiben. Ein schonungslos offener Umgang auch mit diesem Teil deutscher Geschichte sollte selbstverständlich sein. Der vorliegende Band kann daher lediglich eine erste, regionalbezogene Annäherung sein. Man sollte sich allerdings davor hüten, heutige Wertesysteme zurückzuprojizieren, sondern klar machen, dass wir heute andere Maßstäbe haben, diese auch anwenden (wollen) und dass genau dieser Wandel in den Werten und die Lerneffekte im Vordergrund stehen müssen.

Dieter Speck

ANDREAS HAASIS-BERNER/DOROTHEA SCHERLE: Die Sebastianskapelle und der Alte Friedhof in Waldkirch, hg. von dem Heimat- und Geschichtsverein Waldkirch (Waldkircher Stadtgeschichte 4), Selbstverlag, Waldkirch 2018, 315 S., zahlr. Farb-Abb.

Tod und Begräbnis haben in der Literatur schon längere Zeit Konjunktur. Innig verwoben damit sind Friedhofsbeschreibungen mit biographischen Verweisen auf die dort beigesetzten Toten. So verwundert es nicht, dass auch relativ unbedeutende Totenorte sich einer verstärkten Beachtung erfreuen. Das hier anzuzeigende Werk hat sich des Alten Friedhofes und seiner Sebastianskapelle in der Stadt Waldkirch am Ausgang des Elztals angenommen.

Anlass für dessen Anlage im Jahr 1629 waren die Pestzeiten des Dreißigjährigen Krieges und der de-retwegen erforderliche Platzbedarf. Verbunden mit der Anlage durch das Kollegiatstift St. Margarethen war die Errichtung einer dem heiligen Sebastian geweihten Friedhofskapelle. Die Lage außerhalb des Wohngebietes ließ den Friedhof wenig anziehend für Bestattungen erscheinen, doch zwang die Schließung des Friedhofes um St. Margarethen aus hygienischen Gründen und das Anwachsen der Bevölkerung, auf diesen Friedhof auszuweichen. Insgesamt drei Friedhofserweiterungen im 19. Jahrhundert hat der Gottesacker erlebt, immer von Zahlungsstreitigkeiten begleitet. Hauptstreitpunkt war jeweils die Frage der Zuständigkeit für diese Maßnahmen. Die kommunalen Behörden verwiesen auf das landesfürstliche Aerar, dieses auf die des Kollegiatstiftes. Schließlich endete der Disput mit dem Einverständnis der Stadt Waldkirch zum Kostenausgleich und gleichzeitig (1890) zum Erwerb des Friedhofes und seiner Kapelle. Doch nur wenige Jahre später zwang die Bodenbeschaffenheit, geprägt von steigendem, vom Kandel gespeistem Grundwasser, das durch die Särge floss und die anschließenden Wohngebiete bedrohte, zur Schließung des Alten Friedhofes und zur Anlage eines neuen kommunalen Begräbnisortes im Gewann „Besetzgäble“ Ende 1899.

Die folgenden Jahre verfällt der Alte Friedhof und wird immer wieder von mutwilligen Zerstörungen von Grabmälern heimgesucht. Die Nutzung der Kapelle als Leichenhalle wird erwogen und wieder verworfen. Eine solche als Ehrenmal für die Gefallenen der Weltkriege kommt nicht zur Ausführung, dafür „muß der Alte Friedhof als ‚Ehrenhain‘ für die Gefallenen erhalten“ (S. 175) – angesichts des Einsatzes dieser Soldaten ein ungeheuerlicher Zynismus der Verfasserin!

Nach einer Reduzierung des Umfangs zu Beginn der 1950er-Jahre zwecks Bebauung präsentiert sich das Areal samt Kapelle heute in einem gepflegten Zustand. Die meisten der noch erhaltenen Grabmale befinden sich in musealer Aufstellung entlang der Friedhofsmauern, davon zahlreiche Vertreter der Waldkircher Orgelbaurdynastien, die vom Neuen Friedhof hierher transferiert wurden. Auf dem freien Rasenfeld wurde ein Kinderspielfeld eingerichtet.

Es mag erstaunen, dass für einen eher unbedeutenden Gottesacker eine Monographie in einem Umfang von 315 Seiten erstellt wurde. Dorothea Scherle, die Verfasserin des bei weitem umfangreichsten ersten Teiles des zweigeteilten, chronologisch angelegten Werkes, lässt in ihrer Fleißarbeit das verwendete Archivmaterial ausgiebig sprechen, vielleicht zu ausgiebig, wenn seitenweise Rechnungsbelege und Streitigkeiten in extenso zitiert werden, was das Lesevergnügen dieses Buches erheblich beeinträchtigt. Neben 14 Dokumentenanhängen verzeichnet der Band allein im ersten Teil 1.241 Anmerkungen (!).

In einem gesonderten zweiten Teil des Archäologen Andreas Haasis-Berner werden die noch vorhandenen 81 Grabsteine, deren ältester aus dem Jahre 1789 stammt, mit Foto und, soweit noch angesichts des Sandsteinmaterials lesbar, mit Inschrift vorgestellt; ein Friedhofsplan hilft bei der Lokalisierung. Eigenartigerweise verschwanden die im 19. Jahrhundert häufig verwendeten schmiedeeisernen Kreuze im Depot und der Kapelle. Die gestalterische Vielfalt dieser Kreuze als Ausdruck der Friedhofskultur des 19. Jahrhunderts hätte eine Wiederaufstellung verdient. Leider fehlen entsprechende Hinweise zu diesem Teilbereich des Totenkultes. Eine radikale Kürzung des ersten Teiles von ausufernden Zitaten und Behandlung dieses wichtigen Segmentes thanatologischer Erinnerungskultur für den südbadischen Bereich wäre hilfreich gewesen.

Der Verkaufserlös dieses Buches kommt der Restaurierung der Kapelle zugute. Mögen die vom Rezensenten vorgebrachten kritischen Hinweise nicht am Erwerb desselben für den guten Zweck hindern.

Karlheinz Deisenroth

WERNER HEILAND-JUSTI: Von Beckmann bis Zschokke – Künstlerbriefe an Ludwig Justi, Kunstverlag Josef Fink, Lindenberg 2017, 160 S., zahlr. Farb-Abb.

Warum Briefe lesen in einer Zeit von E-Mail und Twitter? Zumal der Adressat seit über 60 Jahren tot ist und wahrlich nicht jedem Zeitgenossen etwas sagen wird.

Der Adressat der Briefe war der Berliner Kunsthistoriker Ludwig Justi. Justi, am 14. März 1876 in Marburg geboren und Teil einer Gelehrtenfamilie, bekleidete von 1909 bis 1933 und dann nach dem Zweiten Weltkrieg nochmal von 1946 bis 1957 das Amt des Direktors der Nationalgalerie in Berlin. Am 19. Oktober 1957 verstarb er in seiner Potsdamer Wohnung.

Die Absender sind zumeist bekannte Künstler, wie Max Beckmann, Lovis Corinth und Lyonel Feininger. Mit ihnen stand Justi in mehr oder weniger engem Kontakt. Doch sind die Briefe fast alle nicht privater Natur, sondern haben beruflich-geschäftlichen Charakter und folgen in Form und Sprache den gesellschaftlichen Konventionen der Zeit. Zu Justis Ableben befanden sie sich in seiner Potsdamer Wohnung als Teil des persönlichen Nachlasses und wurden 1968 von Adelheid Justi, seiner Witwe, nicht ganz freiwillig in das Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (BBAW) – DDR – gegeben. In scheinbar keinem Fall hat sich Justis Antwort erhalten.

Die Briefe sind nach ihren Schreibern in alphabetischer Reihenfolge geordnet. Von manchen der Absender wird nur einer veröffentlicht, von anderen, wie Hans Thoma, eine Vielzahl. Wobei der Autor an verschiedenen Stellen darauf aufmerksam macht, dass es noch andere Briefe gegeben hat. Bei einer ganzen Reihe ist ein Brief respektive eine Kopie davon abgedruckt; öfters ein Selbstporträt oder ein anderes Kunstwerk des betreffenden Künstlers dazu gefügt. Heute vielleicht verwunderlich, doch der Realität geschuldet: Nur drei Frauen treten als Briefeschreiberinnen, unter ihnen Käthe Kollwitz, auf.

Eine Reihe der Briefe, die hier erstmals publiziert werden, sind aus heutiger Sicht vielleicht eher belanglos, wenn es um Verabredungen, Geburtstags- oder Genesungswünsche geht. Mitunter sind die Themen aber auch Bildankäufe und -verkäufe, geplante oder angedachte Ausstellungen, Sichtweise zu Kunst und Kunstpolitik. Mehrere Schreiben betreffen die „Galerie der Lebenden“, Dependance der Nationalgalerie im Kronprinzenpalais Unter den Linden – einer bedeutenden Einrichtung zeitgenössischer Kunst, dessen Leiter Justi war.

Den „Briefen“ schließt sich ein zweiter Teil an. In einer „Zusammenschau“ stellt Heiland-Justi den Adressaten der Briefe vor, resümiert über die Schreiben, ihre Provenienz. Kurzbiografien der Künstler, die nach den Geburtstagen chronologisch geordnet sind und ein Kapitel „Vernetzungen“ in dem es über Justis Leben und Wirken in Berliner Künstlerkreisen geht, geben den nötigen Hintergrund zum Verstehen und Einordnen der Briefe. Ein Apparat mit Literatur, Anmerkungen, Bildnachweis und Personenregister machen das Buch auch für die weitere Beschäftigung mit den Künstlern und Justi wertvoll.

Der Autor, Werner Heiland-Justi, ist Physiker von Haus aus und Enkel von Ludwig Justi, der selbst eine enge familiäre Beziehung zu Freiburg hatte. Heiland-Justi führt durch die Veröffentlichung der Briefe in eine fast verloren anmutende Zeit. Allein der teilweise sehr persönlich geschriebene Stil irritiert an der einen oder anderen Stelle.

Stephanie Zumbrink

PETER KALCHTHALER: Wallfahrtskapelle St. Ottilien bei Freiburg im Breisgau, hg. von der katholischen Gesamtkirchengemeinde Freiburg, Kunstverlag Josef Fink, Lindenberg 2019, 40 S., zahlr. Farb-Abb.

„Dieser Ort ist ... sehr berühmt, allwo eine fliessende Brunn-Quelle zu sehen, zu welcher von dem benachbahrten Volck aus allen Orten ein grosser Zulauff ist“ (Hugues Peltre, 1701). St. Ottilien liegt den

Freiburgern auch heute noch am Herzen. Ausdruck dieser Wertschätzung ist die große bestandsichernde Sanierung und Renovierung zwischen 2015 und 2017 durch die Gesamtkirchengemeinde sowie die Herausgabe einer Publikation über das traditionsreiche Waldheiligtum mit Peter Kalchthaler als Autor. Er durchforschte die Quellen und beantwortet Fragen zum Ursprung der Wallfahrt, zu Bau-, Kunst- und Besitzgeschichte. Gleich zu Beginn geht er auf den Zusammenhang zwischen dem Freiburger St. Ottilien am Südhang des Rosskopfs im Mußbachtal und dem Kloster auf dem Odilienberg im Elsass ein, dessen Gründerin und erste Äbtissin Odilia, die Tochter des Herzogs Etticho, war.

Er vermittelt den Inhalt der Legende, klärt deren Überlieferungsgeschichte. Odilias wundersame Heilung von angeborener Blindheit bei der Taufe durch Bischof Erhard von Regensburg wird schon um 900 im frühesten in St. Gallen aufbewahrten Legendentext erwähnt. Die Geschichte ihrer Flucht über den Rhein, um einer Verheiratung zu entgehen, und das Wunder ihrer Errettung vor den vom Vater ausgesandten Verfolgern in einem sich öffnenden Felsen, aus dem fortan eine Quelle floss, wurde jedoch erst um 1700 schriftlich festgehalten. Autor war Hugues Peltre aus der Chorherrengemeinschaft der Prämonstratenser, die im 16. Jahrhundert den Odilienberg und die Wallfahrtspflege dort übernommen und erfolgreich gefördert hatten.

Die Anfänge der Wallfahrt und der Kapelle bei Freiburg lassen sich nicht genau fassen. „Die Zeitangaben schwanken zwischen dem 7. und dem 13. Jahrhundert“ (S. 8). Der heutige Bau ist eine Stiftung des reichen Freiburger Bürgers Peter Sprung und seiner Frau Elisabeth Zehenderin von 1503. Aus dem Kapital der Stiftung wurde auch der Wallfahrtsbetrieb finanziert; ein Waldbruder versah den Mesnerdienst. Der Autor vermittelt eine Vorstellung von der Volksfrömmigkeit, führt präzise durch die Bau- und Besitzgeschichte und nennt die Quellen. Breiten Raum nimmt dann die Kunstgeschichte ein, belegt durch zahlreiche Farbfotografien. Kritik lässt er anklingen bezüglich der Renovierung in den 1960er-Jahren, bei der Wandmalereien aus der Peter-Sprung-Zeit entdeckt und restauriert wurden: „Dafür opferte man die gesamte barocke Gestaltung, entfernte den Wandputz und vor allem die von Franz Joseph Vogel gestaltete Stuckdecke mit den Gemälden Johann Michael Saur, in deren Zentrum die Taufe Odilias stand. Aus heutiger Sicht muss man – bei aller Wertschätzung für die spätgotischen Malereien – diese Maßnahme bedauern ...“ (S. 19).

Auch die Gestaltung der Quellgrotte kann man verfolgen in Wort und Bild. Bis zu einer großen Baumaßnahme ab 1714 zur Behebung von massiven Schäden aus dem kriegerischen 17. Jahrhundert und dem Spanischen Erbfolgekrieg hatte sie keine Verbindung mit dem Hauptbau. Dreimal ist der Innenraum mit der Felsstaffage und der hinab führenden Treppe abgebildet: in einem Wasserfarbenbild aus dem 18. Jahrhundert, einer Zeichnung aus dem Tagebuch von Cécile und Felix Mendelssohn Bartholdi von 1837 und einer aktuellen Fotografie. Was Peltre festgehalten hat, dass das heilsame Wasser „noch auff disen Tag fliesset“ und den Augen wohltut, stimmt immer noch. Peter Kalchthaler hat erstaunlich viel Information auf 40 Seiten gepackt und verständlich und ansprechend vermittelt. Renate Liessem-Breinlinger

DIEMUTH KÖNIGS: Juden im Fricktal. Geschichte einer Minderheit vom 13. bis zum 20. Jahrhundert, Schwabe Verlag, Basel 2016, 278 S., Abb.

Nach einer allgemeinen Übersicht zur Geschichte der Juden im Reich bis 1348 entwickelt die Autorin die Schicksale der jüdischen Gemeinde im Fricktal, die nur wenige Familien umfasste, in einem großen Längsschnitt vom Beginn des 14. Jahrhunderts bis ins 20. Jahrhundert.

Die Bezeichnung „Fricktal“ im Titel ist dabei ungenau, denn zum untersuchten Gebiet gehörten auch die Städte Rheinfelden und Laufenburg, die zusammen das habsburgische Amt Rheinfelden bildeten. Nach der Eroberung des Aargaus durch die Eidgenossen 1415 blieb das Amt Rheinfelden der einzige linksrheinische Besitz der Habsburger in den Vorlanden bis 1797/1801. Hier wäre eine Karte zur Information hilfreich gewesen (so z.B. die Karte „Fricktal“ im Historischen Lexikon der Schweiz).

Die kleine jüdische Minderheit im Fricktal hat keine baulichen und nur wenige schriftliche Spuren hinterlassen, obwohl sie mit der christlichen Mehrheit immer enge geschäftliche Beziehungen hatte. Die ursprünglich judenfreundliche Politik der Habsburger (so das großzügige Privileg von 1393) wurde immer mehr eingeschränkt. Hatte Erzherzog Albrecht VI. noch Schutzmaßnahmen für die Juden eingeführt, so kam es unter seinem Nachfolger, Erzherzog Sigismund, zu einer „drastischen Wende“ (S. 81). Einige Stichworte sollen hier genügen: Ritualmordprozesse, Verbot des Kreditgeschäfts, nur noch Handel zulässig, wobei die Zahl der Kaufleute in den Städten auf maximal 2 begrenzt wurde. Auch unter den folgenden habsburgischen Fürsten wurden durch städtische und landesherrliche Verfügungen das Geldgeschäft und das Niederlassungsrecht immer wieder beschränkt und teilweise verboten. Deshalb wandten sich die Juden nach dem Dreißigjährigen Krieg verstärkt dem Pferde-, Vieh- und Warenhandel zu. Auch diese Handelstätigkeit wurde auf Kreditbasis betrieben und blieb für die lokale Wirtschaft von entscheidender Bedeutung, denn die verarmte Fricktaler Bevölkerung konnte sich nur über Kredit mit Vieh und Waren des täglichen Bedarfs eindecken.

Diemuths materialreiches Buch, das sich besonders an eine breite lokale Leserschaft richtet, bringt eine beeindruckende Fülle beschämender Details; eine unaufhörliche Kette von Ausgrenzungen, Benachteiligungen, böswilligen Schikanen und Denunziationen bis zu Pogromen, wobei die Geistlichkeit eine wenig rühmliche Rolle spielte. Auch nach dem Ende der Habsburger Herrschaft und in der Helvetischen Republik veränderte sich die Lage der Juden wenig. Erst im Jahre 1863 wurde im Kanton Aargau die Gleichberechtigung der Juden nach heftigem politischem Widerstand durchgesetzt.

Der Autorin ist ein anschauliches Buch gelungen. Dass sie in den einzelnen Zeitabschnitten immer wieder biografische Seitenblicke zu einigen jüdischen Persönlichkeiten einbringt, beleuchtet aufschlussreich die Lage der jüdischen Minderheit. Ein Buch, das den Leser bewegt. Willy Schulze

RALF KOHL: Die Wiestlers. Das Geschlecht der Kühlebauern von Oberried, Books on Demand, Norderstedt 2018, 110 S., zahlreiche Farb-Abb.

Der Kühlebauernhof in St. Wilhelm/Oberried ist Schauplatz der anschaulich erzählten Familiengeschichte der Wiestlers, Vorfahren des Autors Ralf Kohl. Der Hof befand sich über 300 Jahre in Familienbesitz, was äußerst ungewöhnlich ist. In langjähriger engagierter Recherche wurden hier Fakten zusammengetragen, die nicht nur die Geschichte der Familie Wiestler beleuchten, sondern eine Art „Sittenbild“ Oberrieds über drei Jahrhunderte hervorbringen.

Früheste Nachweise über den Kühlebauernhof stammen aus dem Jahr 1628, was wohl an dem Umstand liegt, dass Oberried samt Kloster während des Dreißigjährigen Krieges mehrfach geplündert und durch Brände zerstört wurde. Der Hof selbst blieb durch seine Abgelegenheit unversehrt. Der Leser wird anhand der Ahnenlinie der Wiestlers und diverser Eintragungen in Ortsprotokolle durch die Zeit geführt. Zahlreiche Exkurse verweisen auf die Umstände, unter denen die Bewohner Oberrieds damals gelebt haben: Krieg, Pest, Hexenverfolgungen etc. Der Autor legt viel Wert auf die (zugegebenermaßen oftmals spekulative) Beschreibung des Alltags der ländlichen Bevölkerung und hat merkbar Freude daran, dieses Alltagsleben nachvollziehbar auszubreiten – diese Freude ist ansteckend: Im Text spürt man eine fast kindliche Begeisterung, die richtig Spaß macht. Wer sich also dafür interessiert, was ein „Hudelwisch“ ist oder warum die Familie Wiestler Cannabis angebaut hat, ist mit diesem reizenden Bändchen auf informative und unterhaltsame Weise bestens bedient! Boris Kramb

HANS R. KRICHELDORF: Freiburger Warenwelt um 1900. Geschäftsleben und Industrie in der Gründerzeit, Rombach Verlag, Freiburg 2018, 127 S., zahlr. Farb- und S/W-Abb.

In hervorragender Druckqualität werden in dem von Hans R. Kricheldorf 2018 veröffentlichten „Bilderbuch“ (S. 7) mit dem Titel „Freiburger Warenwelt um 1900“ Rechnungsformulare ausgewählter Freiburger Firmen und Geschäfte im *Fin de Siècle* vorgelegt. Mitunter aufgrund der „künstlerische[n] Gestaltung“ (S. 7) gilt der Zeitraum 1885 bis 1915 als Blütezeit der Rechnungen. Der Erste Weltkrieg, einhergehend mit Jahren der wirtschaftlichen Rezession sowie insbesondere der vermehrte Einsatz von Registrierkassen, bedeutete eine tiefgreifende Zäsur für die ausgeschmückte Gestaltung von Rechnungsformularen. Die vielfach hochartifiziiell erstellten Bild- und Textelemente mit werbender Absicht beinhalten eine Vielzahl von Informationen zu Freiburger Unternehmen sowie zu deren angebotenen Produkten und Dienstleistungen um 1900 (vgl. S. 20). Die hier mit einem Fokus auf Freiburg im Breisgau veröffentlichten Originalrechnungen „entstammen der Sammlung des Autors“ (S. 9). Jene umfasst insgesamt ca. 500 Belege aus der Industrie und dem Geschäftsleben der Stadt.

Den vorangestellten knappen Ausführungen zu Wirtschaft und Bevölkerung in Freiburg zwischen 1815 und 1915 (S. 21-34), die von zahlreichen Abbildungen eingerahmt werden, folgen zwei Kapitel mit einem thematischen Schwerpunkt zur Erschließung des Stadtteils Wiehre (S. 35-40) sowie zu Einkaufstouren in der Wiehre und der Altstadt (S. 41-68). Diese Schwerpunktsetzung resultiert aus dem Umstand, dass die Mehrzahl der Rechnungen aus der hier zugrunde liegenden Privatsammlung Kricheldorf aus dem Haushalt der Familie des Staatsrechtslehrers Hermann von Schulze-Gaevernitz stammt, die im Stadtteil Wiehre lebte. Im sich anschließenden sehr kleinteiligen Kapitel bettet Kricheldorf die Präsentation seiner Rechnungsformulare, „die nicht selten das Format von DIN-A4-Seiten hatten“ (S. 18), zumeist in einen Parforceritt durch 14 ausgewählte Beispiele von Freiburger Firmengründungen im 19. Jahrhundert ein. Berücksichtigt wurden hier vor allen Dingen diejenigen Freiburger Firmen, die beide Weltkriege überdauert und folglich das „Wirtschaftsleben langfristig belebt haben“ (S. 69).

Eine ausführliche Liste Freiburger Gewerbebetriebe und Großhandlungen mit ihren Angeboten vor 1915 (S. 97-124), eine Auswahlbibliographie (S. 125), die lediglich elf Titel beinhaltet, sowie ein Abbildungsverzeichnis (S. 127) beschließen den luziden Band. Das Buch ist an ein Publikum adressiert, das sich für die Freiburger Stadt- und Wirtschaftsgeschichte um 1900 interessiert. Seinem im Vorwort ausgewiesenen Anspruch, „den Leser [sic!] anhand von Rechnungsformularen in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zurück[zu]versetzen“ (S. 7), wird es gerecht.

Die bedauerlicherweise fehlende Beigabe von Transkriptionen würde es den Leserinnen und Lesern erleichtern, die zumeist handschriftlich ausgestellten Rechnungen zu entziffern und so auch die Verwendung der Originalrechnungen für die geschichtsunterrichtliche Praxis zu wirtschaftsgeschichtlichen Fragen der Freiburger Stadtgeschichte anzuregen. Ebenso wünschenswert wäre eine Karte, die insbesondere die genannten Freiburger Firmengründungen im 19. Jahrhundert verzeichnet. Florian Hellberg

HANS-OTTO MÜHLEISEN: St. Märgen im Hochschwarzwald. Pfarr- und Wallfahrtskirche Mariä Himmelfahrt und Kapellen, hg. von der Seelsorgeeinheit St. Märgen-St. Peter, Kunstverlag Josef Fink, Lindenberg 2018, 40 S., zahlr. Farb-Abb.

„Angetan von der Natur“, wie im Internet vermutet, waren die Mönche, die sich um 1118 in St. Märgen niederließen, eher nicht, denn für ein Leben auf dem rauen Schwarzwald waren sie nicht vorbereitet. Einige hatte der Klostergründer, der Straßburger Dompropst Bruno von Haigerloch-Wiesneck, aus Toul geholt. Als Französischsprachige fühlten sie sich doppelt fremd. Manche flohen, die übrigen durften mit bischöflicher Erlaubnis nach Toul zurückkehren. Sie ließen jedoch die thronende Maria mit dem Jesusknaben zurück, eine romanische Skulptur, die bis heute als Wallfahrtsmadonna verehrt wird und als älteste plastische Mariendarstellung im Erzbistum Freiburg gilt. In seinem erweiterten Kirchenführer gibt

Hans-Otto Mühleisen einen Überblick über die wechselvolle Geschichte des Klosters, das von Beginn an im Schatten der nahegelegenen Zähringergründung St. Peter stand.

Wirtschaftliche Engpässe ziehen sich wie ein roter Faden durch die Geschichte der Augustiner Chorherren in St. Märgen. 1370 gab der Konvent die Selbständigkeit durch eine Union mit dem Freiburger Chorherrenstift Allerheiligen auf. Nach dem Verkauf des kompletten Gründungsguts an die Stadt Freiburg 1462 zogen die verbliebenen Mönche ins „Freiburger Exil“, das 250 Jahre dauern sollte; 1546 wurde die Abtswürde für erloschen erklärt. Die Verbindung mit dem Standort auf dem Schwarzwald bestand jedoch weiter durch Zehnteinkünfte und die Baupflicht für die Kirche. Der Kirchenbrand von 1704 gab Anlass, den Wiederaufbau mit der Wiedererweckung des Klosterlebens zu verbinden, ganz im Geist der Gegenreformation. Der 1713 gewählte Propst und spätere Abt Andreas Dilger wagte den angesichts der knappen Mittel mutigen Schritt, die repräsentative barocke Klosteranlage, die bis heute das Ortsbild prägt, errichten zu lassen.

1723 kehrte das Gnadenbild von Freiburg nach St. Märgen in die neue Kirche zurück, die nun zügig verschönert und prächtig ausgestaltet wurde. Der Rottweiler Maler und Jesuitenbruder Joseph Fiertmayer erhielt den Auftrag, die Kirche auszumalen und die Altarblätter zu gestalten. Auch Dilgers Nachfolger waren kunstsinzig. Jahrzehntlang beschäftigten sie den Bildhauer Matthias Faller (1707-1791) aus dem nahegelegenen Neukirch und andere namhafte Künstler wie Simon Göser oder die Orgelbauer Silbermann. Die Säkularisation 1806 setzte den rund hundert späten Blütejahren des klösterlichen Lebens ein Ende. Die bauliche und künstlerische Hinterlassenschaft blieb jedoch erhalten, bis 1907 ein verheerender durch Blitzschlag verursachter Brand nachhaltige Schäden hinterließ. Malerei, Stuck und Altaraufbauten waren verloren. Die Faller-Statuen konnten glücklicherweise zum großen Teil gerettet werden. Mühleisen dokumentiert das ursprüngliche Ensemble wie auch die Renovierung nach 1907, bei der Neues geschaffen wurde, jedoch im Stil der Bauzeit, also des Barock und Rokoko. Die Freiburger Firma Weissburger und Kubanek lieferte die Stuckaturen, der Münchner Meister des Neobarock Waldemar Kolmsperger d. Ä. gestaltete die Deckengemälde, der ebenfalls in München tätige Carl Martin von Feuerstein das Hochaltarbild mit dem Thema „Mariä Himmelfahrt“.

Mühleisen kommt zu einem positiven Urteil über die Renovierung am Beginn des 20. Jahrhunderts, da der ursprüngliche Raumeindruck gewahrt blieb. Bei der detaillierten Beschreibung im Rahmen des gedachten Rundgangs durch die Kirche erklärt er nicht nur die Bildinhalte, sondern auch die theologischen und geschichtlichen Zusammenhänge. Die kleine Publikation bietet außerdem ausführliche Beschreibungen der drei bedeutenden Kapellen bei St. Märgen: Judas-Thaddäus auf dem Ohmen, St. Wolfgang auf dem Thurner und der Rosenkranz-Kapelle in der Glashütte. Der Autor kennt nicht nur die Details, er lässt auch den Geist dahinter spüren.

Renate Liessem-Breinlinger

Die Zähringer. Rang und Herrschaft um 1200, hg. von JÜRGEN DENDORFER, HEINZ KRIEG und R. JOHANNA REGNATH (Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts 85), Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2018, XXIV u. 518 S., Farb- u. S/W-Abb., Karten u. Pläne.

Neben dem ebenfalls 2018 erschienenen Handbuch „Die Zähringer. Dynastie und Herrschaft“ von Thomas Zotz stellt der hier anzuzeigende Sammelband, den Jürgen Dendorfer, Heinz Krieg und R. Johanna Regnath herausgegeben haben, einen wichtigen Beitrag zur aktuellen Zähringerforschung dar. Auch hier wird auf das „Zähringerjahr“, d.h. auf das Gedenken an den Tod Bertolds V. von 1218 Bezug genommen. Inhaltlich gehen die Beiträge auf eine Tagung zurück, die vom 15. bis 17. September 2016 im ehemaligen Kloster St. Peter im Schwarzwald, einem wichtigen Erinnerungsort der Zähringer, stattfand. Der Band dokumentiert sämtliche Vorträge und hebt sich von anderen Sammlungen dieser Art u.a. dadurch ab, dass sich die Beiträge deutlich auf die Zeit Bertolds V. (1186-1218) konzentrieren. Die mehr als 500 Seiten umfassende Zusammenstellung von insgesamt 25 wissenschaftlichen Beiträgen bietet dennoch eine willkommene Ergänzung der Literatur nicht nur zu Bertold V., sondern auch zur Zähringerforschung

insgesamt und darüber hinaus. So werden beispielsweise Aspekte der badischen Haus- und Verfassungsgeschichte oder Fragen zu Ausstellungen über die Zähringer bis ins 20. Jahrhundert verfolgt. Auch wird nicht selten der regionale Rahmen erweitert und ein reichsweiter Blickwinkel eingenommen.

Der Band gliedert sich nach einem Vorwort und der Einleitung in vier Abschnitte, mit jeweils fünf bis neun Aufsätzen, für deren angemessene Vorstellungen in Einzelnen hier bedauerlicherweise nicht der Ort ist. Im ersten Teil geht es um „Zähringer-Geschichten“ (S. 1-76), historiographische, chronikale und rezeptionsbezogene Themen stehen dabei im Vordergrund. Die Beiträge im zweiten Teil handeln von der „Herrschaft zwischen personalen Bindungen und Raum (um 1200)“ (S. 77-170), womit etwa Fragestellungen rund um Adelsbeziehungen, personale Aspekte, die Formierung eines ‚Adelshauses‘, und um Städtebau- sowie Stadtgründungsmythen und nicht zuletzt das Rektorat Burgund angesprochen sind. Der umfangreiche dritte Teil „Der Rang der Zähringer um 1200 im reichsfürstlichen Kontext“ (S. 171-399) umfasst Beiträge zum Rang Bertolds V., zur Königswahl 1198, zu den weiblichen Angehörigen des Herzogshauses sowie zur Architektur und Kunst. Im vierten Teil sind unter der Überschrift „Das Jahr 1218 – Aushandlungsprozesse und Akteure“ (S. 401-494) Arbeiten versammelt, die den zähringischen Erbfall, die Stadt Freiburg, die Uracher Grafen und auch das königliche Handeln im Reich in diesem Jahr in den Blick nehmen.

Es folgen ein Personen- und Ortsregister (leider ohne Berücksichtigung der inhaltsreichen Einleitung) sowie die üblichen Angaben zu Autorinnen und Autoren. Anstelle eines koordinierten Literaturverzeichnisses ist man auf die Angaben der Fußnoten angewiesen. Das bringt zwar einige redundante Angaben mit sich und erschwert den Gesamtüberblick über die zugrundeliegenden Quellen und Forschungen, stellt aber keinen gravierenden Nachteil dar. Der Band ist durchgängig farbig illustriert, Bildnachweise finden sich bei den Bildunterschriften.

Das vorliegende Werk lädt zur Lektüre ein und verdient eine detailliertere Würdigung der einzelnen Beiträge in anderem Zusammenhang.

Johannes Mangei

THOMAS ZOTZ: Die Zähringer. Dynastie und Herrschaft, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 2018, 296 S., S/W-Abb.

Unter den Veröffentlichungen, die achthundert Jahre nach dem Tod Bertolds V., des 1218 kinderlos verstorbenen, letzten Herzogs aus dem Fürstenhaus der Zähringer erschienen sind, ist das Handbuch „Die Zähringer. Dynastie und Herrschaft“ vorzustellen: Das von Thomas Zotz herausgegebene Urban-Taschenbuch aus dem Kohlhammer-Verlag bietet nicht nur den notwendigen genealogischen Abriss und chronologische Ereignisgeschichte. Vielmehr umfasst schon die Einleitung eine Zusammenstellung der wichtigsten „Marksteine“ der Forschungsgeschichte und eine Reflexion über die „Konzeption und das Anliegen dieses Buches“. In der weiteren Darstellung wird der Blick stets auch auf die zugrundeliegenden Strukturen und auf substantielle Themen geweitet: Wie ein roter Faden ziehen sich die Konkurrenzen, Beziehungen und Auseinandersetzungen von Zähringern, Saliern, Welfen und besonders Staufern durch die Schilderung. Soweit es die Quellenlage erlaubt, räumt Zotz außerdem Gegenständen wie Höfischer Kultur, literarischem Mäzenatentum und Aspekten wie Nachfahren, Zähringer memoria und Zähringertradition angemessenen Raum ein. Dabei ist das Werk jederzeit auf der Höhe der aktuellen landesgeschichtlichen Forschung, selbst Literatur wie der umfangreiche Sammelband „Die Zähringer. Rang und Herrschaft um 1200“ aus demselben Jahr wurde ausgewertet. Bemerkenswert ist außerdem die Berücksichtigung der weiblichen Angehörigen der Zähringerfamilie. So werden von Adela von Vohburg, der Gemahlin von Friedrich I. Barbarossa, bis Uta von Schauenburg, der Gattin Welfs VI., zahlreiche bedeutende Frauen nicht nur erwähnt, sondern zum Teil auch vergleichsweise ausführlich gewürdigt, wie etwa im Fall von Clementia von Zähringen, der Frau Bertolds V., und ihrer Rolle als „Frau im höfischen Literaturbetrieb“.

Im Einzelnen umfasst der Band die Kapitel „Ursprung der Familie in der Ottonenzeit: Königsnähe und hoher Rang“ (S. 24-38), „Der gewundene Weg zur schwäbischen Herzogswürde im 11. Jahrhundert“

(S. 39-59), „Die Zähringer in spätsalischer Zeit und die Formierung ihrer Herzogsherrschaft“ (S. 60-80), „Herzog Konrad, das Rektorat von Burgund und die Staufer“ (S. 81-99), „Die Zähringer und Kaiser Friedrich I. Barbarossa“ (S. 100-134), „Herzog Bertold V. auf dem Weg in den Thronstreit“ (S. 135-148), „Burgund und der ducatus Zaringiae unter dem ‚letzten Zähringer‘“ (S. 149-176), „Friedrich II. und der Ausklang der Zähringerzeit“ (S. 177-190) und „Erben und Nachfahren, Zähringermemoria und Zähringertradition“ (S. 191-204).

Das Handbuch ist – wie in der Reihe üblich – mit Karten, Tafeln und Abbildungen ausgestattet, die gut in die Argumentation einbezogen sind. Die Ausführungen selbst werden durch Quellen- und Literaturnachweise in einem umfangreichen, kapitelweise geordneten Endnotenapparat profund belegt. Auch ein Abbildungsverzeichnis fehlt nicht. Ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis (in dem der angesprochene Sammelband „Die Zähringer. Rang und Herrschaft um 1200“ nur über die Einzelbeiträge, nicht aber als Ganzes enthalten ist), ein Stammbaum sowie ein Register der Orts- und Personennamen runden die verdienstvolle Arbeit ab. Im Register sind zwar durchgängig vorkommende Begriffe wie „Zähringer“, „Staufer“ und „Welfen“ nachvollziehbarer Weise ausgeschlossen, dagegen bietet es zu den häufig erwähnten Geografika wie „Freiburg im Breisgau“, „Breisach“ oder „Breisgau“ die entsprechenden Stellen.

Der Band stellt das aktuelle und moderne Gegenstück zu Eduard Karl Heinrich Heycks „Geschichte der Herzoge von Zähringen“ (1892) dar und wird – trotz deutlich geringerem Umfangs – auf absehbare Zeit Ausgangspunkt jeder eingehenderen Beschäftigung mit der Zähringern sein.

Johannes Mangei

Vereinschronik 2019

Vorstand

Dr. ANDREAS JOBST, 1. Vorsitzender
RENATE LIESSEM-BREINLINGER, 2. Vorsitzende
Dr. MONA DJABBARPOUR, Schriftführerin
Dr. HANS-PETER WIDMANN, Kassenführer

Ausschuss

PROF. DR. DR. H.C. HORST BUSZELLO, PROF. DR. JÜRGEN DENDORFER, UWE FAHRER,
DR. KARL-ERNST FRIEDERICH, DR. ISO HIMMELSBACH, CLEMENS JOOS M.A.,
DR. HEINZ KRIEG, FRANK LÖBBECKE M.A., DR. UTE SCHERB,
PROF. DR. DIETER SPECK, PROF. DR. THOMAS ZOTZ und
STEPHANIE ZUMBRINK M.A.

Ehrenmitglieder

Prof. Dr. KARL SIEGFRIED BADER (†)
Prof. HERMANN BROMMER (†)
Dr. ULRICH P. ECKER
ALFRED GRAF VON KAGENECK (†)
HERMANN RAMBACH (†)
Dr. HANS SCHADECK
Prof. HERMANN SCHILLI (†)
Prof. Dr. JOSEF SCHLIPPE (†)
Prof. Dr. BERENT SCHWINEKÖPER (†)

Veranstaltungen 2019

- 2./9./23./30. Januar Führung durch die Wanderausstellung „Die Zähringer. Mythos und Wirklichkeit“ in der Meckelhalle des Sparkassen-Finanzentrums Freiburg mit Dr. Mona Djabbarpour.
27. Januar Gedenktag zur Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz. (Veranstaltung der Stadt Freiburg)
23. Februar Mehrgenerationenführung durch die Sonderausstellung „Tales and Identities. Deine Entscheidung – Deine Geschichte. Keltisches und römisches Leben“ im Archäologischen Museum Colombischlössle.

29. April Mitgliederversammlung mit Kurzvortrag „Höllentalstraße und Jägerpfad – Auf den Spuren von Vorderösterreich“ von Renate Liessem-Breinlinger.
12. Mai Exkursion „Deutscher Orden und Tapeten“ nach Ottmarsheim und Rixheim mit Jörg Martin. (Veranstaltung des Hauptvereins in Kooperation mit der Sektion Bad Krozingen/Staufen)
27. Mai Vortrag „Sur l'autre rive – Am anderen Ufer: Kaiser Valentinian I. und die Spätantike im Breisgau“ von Dr. Niklot Krohn.
6. Juni Vortrag „Kaiser Maximilian I. und die Fugger“ von Prof. Dr. Dietmar Schiersner. (Veranstaltung des Alemannischen Instituts Freiburg in Kooperation mit dem BGV)
1. Juli Führung „Der SC im Herzen der Stadt: Fußballhistorischer Gang durch die Freiburger Innenstadt“ mit Uwe Schellinger M.A.
- 10./13. Juli Vortrag und Exkursion „Alsace Inconnue: Die Breusch zwischen Straßburg und Molsheim“ mit Renate Liessem-Breinlinger. (Veranstaltung des Waldhof – Akademie für Weiterbildung in Kooperation mit dem BGV und dem Alemannischen Institut Freiburg)
11. Juli Buchvorstellung „Die Benediktinerabtei St. Peter im Schwarzwald“ mit Dr. Jutta Krimm-Beumann, Prof. Dr. Jürgen Dendorfer und Prof. Dr. Rudolf Denk. (Veranstaltung des Alemannischen Instituts in Kooperation mit dem BGV, dem Historischen Seminar der Universität Freiburg, Abt. Landesgeschichte, und dem Verein Zähringerzentrum)
10. Oktober Lesung „1918 Abschied“ mit Martin Graff. (Veranstaltung des Landesvereins Badische Heimat in Kooperation mit dem Alemannischen Institut Freiburg und dem BGV)
- 23./30. Oktober Führung durch die Sonderausstellung „Sur l'autre rive / Am anderen Ufer: Die Spätantike beiderseits des südlichen Oberrheins“ in der Meckelhalle des Sparkassen-Finanzentrums Freiburg mit Dr. Niklot Krohn bzw. Prof. Dr. Eckhard Wirbelauer. (Veranstaltung des BGV in Kooperation mit dem Alamannen-Museum Vörstetten).
26. Oktober Vormittagsexkursion „Die Barockkirche St. Cyriak und das Schnecken-türmle“ nach Freiburg-Lehen mit Renate Liessem-Breinlinger, Dr. Hanno Botsch, Bernhard Schätzle und Dr. Eckhard Villinger. (Veranstaltung des BGV in Kooperation mit dem Alemannischen Institut Freiburg)
7. November Vortrag „Was ist das Markgräflerland? Zur Erfindung eines Identitätsstiftenden Landschaftsbegriffs im 19. Jahrhundert“ von Jan Merk. (Veranstaltung des Alemannischen Instituts Freiburg in Kooperation mit dem BGV)

- 25. November Filmabend „27. November 1944 – 75 Jahre großer Luftangriff auf Freiburg“ mit Paul Klein und Günther Wolf. (Veranstaltung des BGV in Kooperation mit der Sparkasse Freiburg-Nördlicher Breisgau)
- 5. Dezember Buchvorstellung „Auf Jahr und Tag. Leben in Freiburg in der Neuzeit“ mit Dr. R. Johanna Regnath, Dr. Sven von Ungern-Sternberg und Dr. Hans-Peter Widmann.
- 7. Dezember Führung durch die Sonderausstellung „freiburg.archäologie – 900 Jahre Leben in der Stadt“ im Augustinermuseum Freiburg mit Dr. Bertram Jenisch.

Vortragsreihe „Auf Jahr und Tag – Leben in Freiburg in der Neuzeit“

In Kooperation mit der Abteilung Landesgeschichte des Historischen Seminars der Universität Freiburg, dem Alemannischen Institut Freiburg, dem Landesverein Badische Heimat, dem Freiburger Münsterbauverein und dem Stadtarchiv Freiburg.

- 14. Januar Vortrag „Hermann von Vicari – Kulturkampf in der Stadt“ von Elena Heim M.A.
- 28. Januar Vortrag „Georg Schneider und Josef Durm – Architektur im 19. Jahrhundert“ von Stephanie Zumbrink M.A.
- 11. Februar Vortrag „Lorenz Werthmann – Caritas und Wohlfahrtspflege“ von Gabriele Witolla M.A.
- 25. Februar Vortrag „Bertha Ottenstein – Odyssee einer Wissenschaftlerin“ von Prof. Dr. Karl-Heinz Leven.
- 11. März Vortrag „Gertrud Luckner – Widerstand im Nationalsozialismus“ von Dr. Robert Neisen.

Kassenbericht 2018

1.	Einnahmen	
		EURO
	Mitgliedsbeiträge	16.656,13
	Zuschüsse	6.060,00
	Verkauf Jahrbuch	943,00
	Spenden	2.317,14
	Exkursionen	0,00
	Sonstige Einnahmen	0,00
	Summe Einnahmen	25.976,27
2.	Ausgaben	
	Jahrbuch 2018	10.712,51
	Vorträge Honorare/Reisekosten	1.112,20
	Vorträge Miete/Nebenkosten	1.139,77
	Abschreibungen auf Sachanlagen	206,00
	Rechts- und Beratungskosten	856,80
	Ausgaben Vereinsprogramm	3.176,25
	Exkursionen	0,00
	Geringfügige Wirtschaftsgüter GWG	0,00
	Übrige Ausgaben	1.763,31
	Aufwandsentschädigungen	475,00
	Sonstige betriebliche Aufwendungen	1.179,48
	Summe Ausgaben	20.848,66
3.	Jahresergebnis aus dem Jahr 2018	5.127,61
4.	Überschuss Vorjahre per 31.12.2017	27.864,90
5.	Überschuss per 31.12.2018	32.992,51

Mitgliederwesen

Mitglieder

Stand 1. Oktober 2019:	693 (davon 109 Tauschpartner)
davon Sektion Bad Krozingen:	109
Sektion Ebringen:	21
Sektion Hachbergerland:	38
Sektion Staufen:	47
Sektion Waldkirch:	18
Neuzugänge:	6
Austritt/Tod:	24

Mitgliedsbeitrag

Hauptverein jährlich € 30,00
Sektionen Bad Krozingen, Ebringen, Hachbergerland (Emmendingen), Staufen und Waldkirch jährlich € 25,00

Bankverbindung

Sparkasse Freiburg-Nördlicher Breisgau
Konto-Nr.: 20 286 02
Bankleitzahl: 680 501 01
IBAN: DE 11680501010002028602
SWIFT-BIC: FRSPDE66
Abbuchungsermächtigung erwünscht.

Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“

Mitglieder erhalten das Jahrbuch kostenlos.

Internet

www.breisgau-geschichtsverein.de

